Eusebius Ebersheimensis.

Hom. 1042/12

Hom I 2.

P. Jukundin Muzners

Franziskaners der oberdeutschen Provinz,

Fastenpredigten

Zweyter Band.

Wider
einige Träume, sowohl der Freydenker,
als der Halbgläubigen.

Pro Conventu Dettelbacensi F. Min. Recoll.

FRANZISKANER-KLOSTER DETTELBACH

BIBL. PROV. OBERD. FRATR. MIN.

DINGOLFING

CUM FACULTATE ORDINARIATUS AUGUSTANI.

Augsburg,
In der Joseph: Wolffischen Buchhandlung.
1784.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G86/697

Vorbericht.

Ich war zwar entschlossen, nur den ersten Band meiner Fastenreden zu Schützung der wahren Religion wider die einschleichende Freydenkerey durch den Druck an das Licht zu stellen, wie ich in meiner ersten Vorrede schon erwähnet; denn mich dünkte eine überflüßige Arbeit zu seyn, eine Abhandlung weiter auszudehnen, die nicht zu jedermanns Gebrauch ist, und noch dabey in andern auch neueren katholischen Schriften genugsame Waffen wider diese neue Irrlehre anzutreffen sind. Allein da ich gegenwärtige Reden noch einmal durchlas, fand ich, daß dieselbe nicht bloß zu Widerlegung der falschen Grundsätze dieser neuen Weltweisen, sondern auch zur Verbesserung unsers dermaligen lauen Christenthums gerichtet wären. Ich predigte zu eben der Zeit, da die Freygeisterey den Kopf öffentlich in die Höhe zu heben sich nicht mehr scheuete, nachdem dieselbe bis dahin gleichsam nur in dem Dunkeln in den Büchern umhergeschlichen. Ich sahe aber zugleich, daß auch jene, die noch Wahrgläubige seyn wollten, so ziemlich freydenkerisch lebten, die doch nichts wenigers, als Freydenker heissen wollten. Ich hielt es also für meine Pflicht, die noch guten Seelen vor den Träumereyen der ersten zu warnen, und den halberstorbenen Glauben der letztern aufzuwecken, und ihnen die Gefahr ihres ewigen Heils aufzudecken, in welcher sie bey einer so freyen Lebens- und Denkensart schwebten.

Ich war auf Mittel bedacht, meine doppelte, und wie ich hoffte, vor Gott gerechte

Absicht zu erzwecken. Ich konnte aber kein tauglichers finden als die Erklärung einiger göttlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten; denn mich dünkte, ein Theil sowohl als der andere gerathe nur deßwegen in eine solche Finsterniß des Verstandes, und in ein solches Verderbniß des Herzens, weil sie von Gott jenem höchsten Wesen, keinen, oder nur unächte und falsche Begriffe hätten. Mich stärkte in meiner Meynung der Prophet Oseas, welcher da er die verderbte Religion, und die verkehrten Sitten seines Volkes sah, ihnen im Name Gottes frey heraus sagte: wisset ihr Kinder Israel! es ist keine Wahrheit, kein Erkenntniß Gottes im Lande (*). Es mag wohl seyn, daß man mich beschuldigen wird, als hätte ich mit einem zu unbescheidenen Eifer diese Reden herabgesprochen, oder dieselbe mit einer zu grob geschnittenen Feder geschrieben. Allein verzweifelte Krankheiten können nur durch verzweifelte, und scharfe Mittel getilget werden; und wenn es auch dem also wäre, daß ich die Schranken rednerischer Mäßigung überschritten hätte, so hätte ich noch lange jenen Grad der Grobheit nicht erreichet, den die Spötter der Religion in ihren beissenden und schamlosen Satyren erstiegen haben. Leset Freunde! wenn es euch beliebig, diese Blätter, und urtheilet alsdenn von mir, was euch gefällig. Ich werde mich mit nichts anders schützen, als was dem großen Heidenprediger Paulus zum Troste und Schutzwehre gedienet: mir aber ist es ein geringes, daß ich von euch gerichtet werde, oder von menschlichem Tage. Der Herr ist es, der mich richtet (**).

Der Verfasser.

(*) Ose. 4. v. 1. (**) 1. Corinth. 4.

Verzeichniß
der in diesem Bande enthaltenen Reden.

Gegenstand der Abhandlungen.

Einige Träume sowohl der Freydenkenden als Halbgläubigen.

Erster Traum.

Man kann ein ehrlicher Mann seyn, ohne sich so genau an eine Religion zu halten. Widerlegung des Traumes: Ein ehrlicher Mann beobachtet die Pflichten erstlich gegen Gott, zweytens gegen seinem Nächsten. Keines aus beyden geschieht ohne Religion.

Zweyter Traum.

Gott hat auf uns Menschen keine Acht, sondern überläßt alles der Natur, oder dem Geschicke. Wird widerlegt: es wachet über uns eine Vorsicht; denn es ist erstlich ein allwissender, und zweytens ein allwaltender Gott.

Dritter Traum.

Es ist für uns Menschen nach diesem Leben weder Belohnung, noch Strafe. Widerlegung des Traumes. Gott ist gerecht, folgsam ist er erstlich ein Belohner des Guten, und zweytens ein Bestrafer des Bösen.

Vierter Traum.

Der Mensch, und das Vieh haben ein gleiches Ende, folgsam mit dem Tode höret das ganze Wesen des Menschen auf. Widerlegung des Traumes. Wer der Seele ihre Unsterblichkeit abläugnet, handelt erstlich vernunftlos, zweytens gottlos.

Fünfter Traum.

Der Mensch ist nur für die Welt gemacht. Widerlegung. Wer also denkt, handelt erstlich wider die Anordnung Gottes, sehet die grösste Vermessenheit. Er handelt zweytens wider die Gütigkeit Gottes, sehet den grösten Undank.

Sechster Traum.

Die Sünde ist keine so große Sache, und Gott ist nicht so streng, als man ihn macht.

Wi-

Widerlegung. Wer also denkt, kennet erstlich weder die Bosheit der Sünde, noch zweytens die Gerechtigkeit der Strafe.

Siebenter Traum.

Man kann nicht alles halten, was Gott befiehlt. Widerlegung. Wer so urtheilt, bestreitet erstlich die Freyheit des Willens, zweytens die Stärke der Gnade.

Achter Traum.

Gott wird bey seinem Gerichte mit uns Weltmenschen nicht so streng verfahren. Widerlegung. Gott ist ein gerechter allgemeiner Richter, er wird uns also nicht richten nach dem Weltbrauche, sondern erstens nach seinem Gesetze, und zweytens nach unserm Berufe.

Neunter Traum.

Fromm seyn steht für einen Weltmenschen nicht gut. Widerlegung. Nicht Fromm seyn ist eine Schande vor Gott und der Welt. Erstlich vor Gott, dem wir zu dienen schuldig sind. Zweytens vor der Welt, der wir das gute Beyspiel schuldig sind.

Zehenter Traum.

Weil wir nicht wissen, wie lang wir leben, müssen wir uns der Zeit, und Welt bedienen. Widerlegung. Der Mißbrauch der Zeit ist höchst unbillig, höchst schädlich. Erstlich höchst unbillig, weil hiedurch Gott die größte Unbild geschieht. Zweytens höchst schädlich, weil er dem Menschen den größten Schaden bringt.

Zwo Gebethpredigten

Bey ausgesetztem hochwürdigsten Gut.

Die erste.

Hier läßt sich Gott sehen durch den Glauben, und zwar erstlich durch einen blinden, zweytens durch einen lebhaften Glauben.

Die zweyte.

Gott steigt herab zu uns, und wir müssen zu Gott hinaufsteigen, oder Gott theilt erstlich sich uns mit, und wir müssen zweytens uns Gott mittheilen, so werden wir eines mit Gott.

Erste Fastenrede.

Vorspruch.

Hora est jam nos de somno surgere; nunc enim propior est nostra salus, quam cum credidimus.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlaf aufstehen; denn unser Heil ist itzt näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Endlich hat die heidnische Feyerlichkeit der Faßnacht ein Ende: endlich haben die Kinder der Welt ihren Götzen Zeit und Geld genug geopfert: endlich wird der Christ wieder

zu seiner Pflicht zurückkehren, und Gott zu seinem alten Recht gelangen. Haben wir eine Zeither mit den Heiden dem Abgott Baal gedient; so wird es Zeit seyn, daß wir mit den Christen wieder dem wahren Gott zu dienen anfangen. Die Fastenzeit ist wirklich angebrochen, und eine so heilige Zeit will von uns fodern, daß wir die Augen eröffnen, und mit Ernst an unser ewiges Heil denken sollen. Das Geschäfft unserer Seele ist zu wichtig, als daß wir in selbem uns einen Schlaf sollen zugehen lassen; sondern wir müssen stets auf der Hut stehen, weil wir weder den Tag noch die Stunde wissen, die uns von dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit abruft. Wachet, schreyet uns zu unser gekreuzigte Feldherr, denn ihr wisset nicht, zu was für einer Stunde der Herr kommen wird (a). Unsere Mutter, die heilige Kirche, giebt sich alle Mühe, zu dieser Gnadenzeit ihre Kinder wachbar zu erhalten. Sie hält selbe an zu einer vierzigtägigen Fasten, damit der Leib nüchtern, und der Geist heiter bleibe; sie verbiethet die öffentlichen Lust- und Freudenspiele, damit das Gemüth

(a) Matth. 25. v. 13.

müth nicht durch das Geräusch der Eitelkeiten zerstreuet werde, sondern sich mit ernsthaftern Gedanken beschäfftige; sie macht alle Kanzeln beredtsam, und öffnet den Mund der Herolden des Wort Gottes, damit sie mit feurigem Eifer die Schlummernde aufwecken, und ihnen den Tag des Heils ankünden; sie läßt in diesen Tagen aus der evangelischen Bußposaune nichts anders hören, als was dort der Bußprediger am Jordan zu den unbeschnittenen Herzen der Juden gerufen: Thut würdige Früchte der Buße, denn die Axt ist schon an die Wurzel gesetzt (b).

Heilige Kirche! wie weiß ist deine Absicht, und wer aus uns soll nicht selbe zu erfüllen, auf das äußerste beflissen seyn? würden wir nicht gegen uns selbst grausam seyn, wenn wir nicht wenigstens in dieser heiligen Jahrszeit den Schlummer, der vielleicht das ganze Jahr uns betäubet, aus den Augen wischten, und den Geist erneuerten, der wegen dem Getös der unruhigen Weltsorgen die Stimme des Herrn nicht hören kann, oder nicht hören

(b) Matth. 3. v. 10.

will? wie viele unserer theuren Lebenstage opfern wir der Welt und ihren Ueppigkeiten; und gegen unsere Seele sollen wir so gesparsam seyn, daß wir derselben nicht eine kurze Zeit gönnen? Paulus, nachdem er die Römer aus der finstern Nacht ihres Unglaubens zu dem wahren Glaubenslicht, und zur Erkenntniß eines einzigen Gottes geführt, wandte seine ganze Sorgfalt dahin, daß er sie in dem wichtigen Seelengeschäfft allzeit wachbar erhielt. Er schrieb ihnen mit den nachdrücklichsten Worten: Brüder! nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlaf aufstehen; denn unser Heil ist itzt näher, als da wir geglaubt haben. Die Nacht ist vergangen; der Tag aber ist herbey gekommen. Darum lasset uns die Werke der Finsternisse ablegen, und die Waffen des Lichtes anziehen (c).

Großer Heidenlehrer! deine Ermahnungsworte sollen auch die meine in dieser Fastenzeit seyn. Du schriebest zu neubekehrten Heiden, ich aber rede zu einem wahrgläubigen Volk in einer Stadt, die von ihrer ersten Bekehrung an

(c) Rom. 13.

an den wahren Glauben auch in der Zeit der heftigsten Versuchung bis auf diese Stunde unversehrt erhalten. Aber wer kann mich versichern, daß nicht viele schlafen, die da wachen sollten? Wir leben in einer Welt, wo die sinnliche Eigenliebe die Vernunft mit falschen Grundsätzen einschläfert, welche nicht nur die gute Sittenzucht, sondern den Glauben selbst schwach und matt machen. Und wir haben noch überdas eine Zeit, wo es Leute giebt, die sich mit Traumbildern beschäfftigen, welche sie sich selbst in ihrer berauschten Einbildung zum Nachtheil der wahren Religion vormalen, und die sie andern als reine Wahrheiten verkaufen wollen. Was will ich euch verbergen, was ihr ohnehin schon wisset? wir leben leider! jene Zeit, wo eine gewisse neue Sekte unter dem Christenvolke beginnet einzuschleichen, die zwar außer unserm Deutschland ist ausgeheckt worden, aber auch unter unsern Deutschen anfängt, Beyfall zu finden; eine Sekte, die gefährlicher als alle vorige, weil sie weder von einer Schrift, noch Offenbarung, noch Erblehre wissen will, sondern ihr ganzes System auf Vernunftschlüsse bauet. Kurz! es ist die bekannte Freydenkerey, die

keine andere Religion erkennen will, als eine gewisse Weltweisheit, die von Gott und göttlichen Dingen nur nach ihrem Dünkel urtheilet, in der That aber nur im Traume redet. Bey so drohender Gefahr der Verführung, was will einem Prediger obliegen, als daß er das wahrglaubige Volk vor dem Unglück und dem Irrthum warnet? Dieses zu bewirken wird das thunlichste seyn, wenn ich euch durch diese Fasten einige Träume dieser Halbchristen und Halbheiden auslege, und zugleich zeige, welch ein gefährliches Ende solche Träumereyen nehmen. Wir gehen heute an den ersten Traum. Man kann ehrlich seyn, ohne sich an eine Religion zu binden, und mehr verlangt Gott nicht. Ich aber sage: ein ehrlicher Mann muß erstlich erfüllen die Pflichten gegen Gott; zweytens erfüllen die Pflichten gegen seinem Nächsten. Lasset sehen, wie eine solche Ehrlichkeit ohne Religion bestehe. Gott bitte ich um seine Gnade, Sie um die Geduld, so fange ich an.

Erster Theil.

Nach seinen Pflichten handeln, ist die wahre Ehrlichkeit, die Gott und die Welt von uns fodert. Nur jener verdient den schönen Namen eines ehrlichen Mannes, der nach der Strenge seiner Berufs- und Standsobliegenheiten lebt, und selbe vollkommen zu erfüllen beflissen ist. Wir würden uns selbst verrathen, daß wir einen schlechten Begriff von der wahren Rechtschaffenheit hätten, wenn wir selbe nur auf eine gewisse äußerliche ehrbare Aufführung einschränken wollten, wenn wir nur von offenbaren niederträchtigen Thaten uns enthalten, und nur jene Handlungen meiden wollten, die unsere Ehre vor der Welt verdunkeln würden, im übrigen aber die wesentlichen Pflichten, die uns Menschen allen gemein sind, außer Acht lassen wollten. Nein! die wahre Rechtschaffenheit bestehet nicht in dem allein, daß man ehrbar vor der Welt, sondern auch vor Gott wandelt. Sie giebt nicht nur dem Nächsten, was des Nächsten ist, sondern auch Gott, was Gottes ist; denn er ist der Herr, der das erste Recht über uns

Menschen hat. Ein Knecht würde mit seiner Ehrlichkeit nicht viel groß thun dürfen, wenn er zwar von groben Ausschweifungen, von öffentlichen Diebstählen, von unmäßiger Trunkenheit sich hütete, im übrigen aber frey ohne Ehrfurcht gegen seinem Herrn, ohne Gehorsam gegen seine Befehle nach seinem Belieben dahin leben wollte. Der Soldat würde den Namen eines rechtschaffenen Mannes nicht verdienen, wenn er nur wachbar, und ämsig in seinen Diensten, aber dabey auf die Kriegsartickel, die seine Freyheit und Muthwillen beschränken, keine Acht haben wollte. Wer also rechtschaffen heißen will, muß seine Pflichten vollkommen kennen, und erfüllen.

Wer ist nun der Herr unser Gott, daß er weniger Gewalt über uns Menschen haben soll, als der Herr über seinen Knecht, oder als ein Feldoberster über seine Kriegsmänner? hat er nicht das Recht, von uns unsere Unterwürfigkeit gegen seiner höchsten Majestät zu fodern? hat der Mensch unter allen seinen Pflichten eine richtigere, wichtigere, und heiligere, als jene ist, die ihn an seinen Schöpfer bindet? Die Religion lehret uns, daß er jener allmächtige

Herr,

Herr, der dieses sichtbare Weltrund in dreyen Fingern hält, dessen Thron der Himmel, und der Fußschemmel die Erde ist, jener höchste Herr, an dessen Hüfte geschrieben stehr, der König der Königen, und der Herrscher der Herrschenden (d). Daß er der Urheber aller erschaffenen Dinge, dessen Güte, und Allmacht wir nicht nur unser Daseyn, sondern auch alles was wir sind, und haben, zu verdanken haben. Oder wie sind wir denn hieher auf diese Welt gekommen? ist es nicht nur von einem blinden Ohngefähr geschehen, oder haben wir uns selbst das Wesen gegeben? Lasset uns einen Augenblick betrachten, was Gott inner und außer uns gethan bey unserm Ursprung, und was er noch täglich thut zu unserer Erhaltung, damit wir erkennen, was wir diesem höchsten Wesen schuldig sind. Lasset mich denn fragen: wie sind wir auf einmal aus dem düstern Nichts auf diese Welt gekommen? Die Antwort auf diese Frage wird uns die Stimme unsers Gewissens sagen, die in dem Innersten unserer Seele redet. Und was sagt sie uns? Mein Mensch! was wareſt du,

(d) Apoc. 19. v. 16.

da du noch nicht in dem Leibe deiner Mutter empfangen warest? kannst du mir es sagen? nein! denn du warest eitel Nichts, und ein Unwesen. Wer hat dich aus diesem Nichts, aus diesem Unwesen herausgezogen? wer? deine Aeltern, die nicht einmal wissen, wie viele Gebeine, Nerven, Adern, und Theile du in deinem Leibe hast? wer hat diese fleischige Theile also zusammengefügt? wer dein Blut in den Adern flüßig gemacht? wer deine Beine also gehärtet? wer? jene, die dich erzogen, und von Kindheit an ernährt haben? Schwache Geschöpfe, die nicht einmal einen Strohhalm, noch einen Staub der Erde zu bilden wissen, die sollen dich als ein solches Meisterstück eines Geschöpfes gebildet und zur Welt gebracht haben? wer also, wer hat dich zu einem so erstaunlichen Kunststücke gemacht? wer, als ein allmächtiges Wesen? und was bist du itzt, da du als ein Mensch lebest, und auf Erden umher geheſt? ein zerstörlicher Körper, ein zerbrechlicher Erdentopf, den ein jeder Zufall, eine jede Krankheit zertrümmern, und in Moder und Staub verkehren kann? wer ist denn, der dich bishero auf dieser Erde in dem Leben erhalten, und noch bis auf diesen Augenblick erhält?

erhält? wer hat dich wider unglückliche Zufälle, wider tödtliche Krankheiten geschützet, wer verhindert, daß nicht diesen Augenblick ein Schlag- oder Steckfluß dich ersticket, und dein erstes Nichts verwandelt? ist es deine Sorgfalt, deine Klugheit, sind es deine Güter und Reichthümer? warum retten aber nicht auch diese so viele tausend andere, die eben so klug, so wachsam, so vermöglich als du, und doch am Morgen gesund, und Abends auf dem Todtenschragen ausgestreckt liegen? wer reichet dir den nothwendigen Lebensunterhalt? wer gebiethet der Erde, daß sie alle Jahre ihre Früchte hervorbringt, von denen du lebest? wer läßt täglich die Sonne über dich aufgehen? wer schafft dir die Luft her, die du alle Augenblick einathmest? wer giebt dir die Speisen, das Getränk, so du heute noch genießest? wer giebt dir die Kraft, daß du die Hände, die Füße, die Zunge bewegen kannst? wer, als jener Gott, in dem wir leben, sind, und uns bewegen, wie Paulus redet. Sind wir denn nicht diesem weisen Schöpfer, diesem gütigen Erhalter die tiefste Unterwürfigkeit, die brünstigste Anbethung, den vollkommensten Gehorsam schuldig, wenn

wir

wir ehrliche Mitbürger, rechtschaffene Menschen seyn wollen?

Wer lehret uns itzt diese Pflichten deutlicher, und wer schärfet sie uns nachdrücklicher ein, als die Religion? sie sagt uns, daß ein Gott, und daß wir diesen Gott, von dem wir nicht nur unser Daseyn erhalten, sondern lediglich alle Augenblick abhangen, alle mögliche Erniedrigung vor seiner höchsten Majestät zum Zeichen unserer Abhängigkeit schuldig. Sie bestimmet die Dienste und die Art der Unterwürfigkeit, durch die wir diesem höchsten unerschaffenen Wesen huldigen sollen. Sie erkläret uns den heiligsten Willen Gottes, und sie verbindet uns, seine Gebothe unverbrüchlich bis an das Ende unsers Lebens zu halten. Wie könnten wir uns rühmen, daß wir ehrlich mit Gott handeln, wenn wir diese Pflichten mißkennen: oder so wir selbe erkennen, nicht erfüllen wollten? ein Christ kennet und erfüllet sie, und eben darum ist er der ehrlichste Mensch, weil er Gott giebt, was Gottes ist. Er weist aus seinem Glauben, daß wenn wir einen Fürsten dieser Erde, der uns ein Amt, Dienst und Brod verlie-

hen,

hen, mit bis zur Erde gebücktem Haupte, und gebogenen Knieen verehren, wir eine noch weit tiefere Verbeugung einem Gott schuldig sind, von dem wir unser ganzes Wesen empfangen haben. Er weist, daß er jenem Herrn, der ihm ohne seine Verdienste so lang im Leben duldet, und ihm alle Lebensnothdurft verschafft, allen Dank schuldig; denn diesen erzeigt er wenigst dem Arzte, von dem er glaubt, daß er durch seine Kunst sein Leben erhalten. Er weist, daß er dem höchsten Herrn Himmels und der Erde den bereitwilligsten Gehorsam zu leisten, und seine Gebothe auf das genaueste zu halten verbunden ist, nachdem er alles dieses einem sterblichen Könige zu erweisen schuldig ist, den er als seinen rechtmäßigen von Gott gesetzten Herrn auf seinem Throne verehret. Dieses fodert Gott von seinen vernünftigen Geschöpfen, und wenn sie rechtschaffene Menschen seyn wollen, können sie ihm dieses nicht versagen.

Wie erfüllen aber jene ehrlichen Leute diese Pflichten, die immer auf ihre Ehrlichkeit pochen, ohne sich an eine Religion zu halten? wie? wann bethen sie ihren Gott an, welches

die

die erste Pflicht eines rechtschaffenen Menschen ist? wann? frühe Morgens, wann sie aufstehen? so wie das unvernünftige Vieh aus seiner Streue hervorkriechet? das Vieh eilet zu seinem Troge, oder murret wider seinen Wärter: so steht man von seinem Bette auf, man denket an keinen Gott. Die Frau setzt sich zu ihrem Nachttische, schminket und kräuselt ihren Kopf. Der Mann steckt seine Pfeife Toback an, und nimmt eine Schaale des warmen Getränkes. Der Gelehrte eilet zu seiner Feder, oder in seine Schreibstube; der Hauswirthschafter zu seinen Geschäfften, ohne einen guten Gedanken zu seinen Gott zu schicken. Wann geschiehet denn die Anbethung Gottes den Tag hindurch? dieses gestatten die weltlichen Geschäffte nicht, dieses lassen die Lustbarkeiten nicht zu, dieses erlauben die Gesellschaften nicht, dieses verbeut das Spielen, dieses verhindern die Besuche. Wann bethen sie denn ihren Gott an zu Nachts, da sie schlafen gehen? dieser ist verdrüßlich von Geschäfften, dieser ermüdet von Essen und Trinken, dieser niedergeschlagen von erlittenem Verlust im Spiele, dieser truncken von Wollust. Wo also, wo bethen sie ihren Gott

an?

an? in seinen Tempeln? ja, dort kommen sie hin, zwar nicht aus Andacht, doch aus Wohlstand, weil sie ehrliche Leute seyn wollen. Aber was ist ihre Verrichtung im Hause Gottes? alle grüßen sie, nur ihren Gott nicht: vor allen beugen sie das Haupt, nur vor ihrem Gott kein Knie: nach allen Anwesenden schauen sie sich um, aber nicht nach ihrem Gott, nicht nach seinem Altar, nicht nach seinen Geheimnissen. Mit allen Umstehenden schwätzen sie, man lacht, man scherzt, aber mit ihrem Gott reden sie kein Wort; und wenn sie aus den Umstehenden sehen, daß der Gottesdienst zu Ende, so gehen sie schwätzend hinaus, wie sie stolz und ausschweifend hineingegangen. Dieß ist die Ehrlichkeit, die man gegen Gott gebraucht. Was hat Gott für eine Ehre von so ehrlichen Leuten? wo ist der Dank, wo das Zeichen der Unterwürfigkeit?

Allein, diese äußerliche Zeichen der Andacht und Gottseligkeit werden wohl nicht vonnöthen seyn, um ehrlich zu seyn, es wird genug seyn, durch den Glauben bekennen, daß der Herr unser Gott ist, ohne von uns ein äußerliches Opfer zu fodern. Dieß ist zwar der

starke Mauerbrecher, mit welchem diese ehrlichen Leute Altäre und Gotteshäuser zu Haufen stoßen wollen, indem sie sprechen: Gott siehet das Herzensopfer an, das äußerliche Gepräng der Andacht taugt zu nichts. Bevor ich diese Schanze bestürme, hinter welche sich diese andächtige Anbether Gottes verstecken, so frage ich nur: Wo ist ein Mächtiger der Erde, der sich schon mit dem begnügt, daß seine Unterthanen bekennen, daß er ihr König und Fürst, ohne daß sie hievon ein äußerliches Zeichen an sich sehen lassen, ohne ihm eine Ehrbezeigung zu erweisen, ohne seine ertheilte Befehle zu befolgen? sodann setze ich meine Frage weiter fort: Hat Gott das Recht nicht, von uns einen äußerlichen Gottesdienst zu fodern? oder hat er den Willen nicht? hat er das Recht nicht, so ist er ein schwacher Gott, der uns weniger zu gebiethen hat, als ein Dorfrichter seinen Bürgern. Hat er den Willen nicht, so stehet zu erweisen, wo, und wann Gott seinem Recht entsaget, oder sich erklärt habe, daß er an unsern gottesdienstlichen Handlungen, Gebeth und Opfern kein Belieben trage. Ich habe für meine Sache den geoffenbarten Willen Gottes in seiner heiligen

Schrift,

Schrift, den Gebrauch aller Zeiten und Völker, das Beyspiel der weisesten und mächtigsten Weltherrscher. So wäre denn David, Salomon, und so viele Könige in Juda und Israel die aberglaubigsten Leute gewesen, da sie vor Gott ihren Purpur bis in den Staub der Erde erniedrigen, und jene Hände, deren Wink ganze Völker gehorchten, unter Flehen und Bethen zu dem Himmel gehoben. Man muß mir also zugeben, daß entweder ein Gott, oder kein Gott sey. Ist kein Gott, so hört ohnehin alle Unterwürfigkeit auf. Ist aber ein Gott, so müssen wir ihm dienen, und unsere Abhängigkeit durch Ausübung des schuldigen Gottesdienstes bezeigen. Wie kann man denn noch von einer Ehrlichkeit sprechen, wenn man die erste Pflicht gegen Gott nicht beobachtet? oder steht es dem Menschen frey, sich selbst willkührlich Pflichten zu bestimmen, die er Gott schuldig seyn will? man will die Anbethung Gottes nur auf ein aufrichtiges, gegen Gott gerichtetes Herz einschränken. Wie steht es aber alsdann mit der äußerlichen Ehrlichkeit? was kann die Welt von einem Menschen urtheilen, der an sich in seinem Thun nichts Christliches blicken

läßt, indem sie das Herz nicht sieht? aber o daß sie es sehen möchte! vielleicht würde sie in demselben statt der Erhebung zu Gott ganz etwas anders sehen.

Und in der That, wir urtheilen nicht zu frech; denn ein Mensch, der seine ganze Religion in der äußerlichen Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit setzet, wie viele Laster kann er sich in der Stille erlauben, wenn er nur die Behutsamkeit und Kunst besitzet, selbe vor den Augen der Welt zu verbergen? hat er keine, oder nur eine schlechte Religion, so wird er Gott nicht mehr fürchten, als einen Bestrafer des Bösen, nicht mehr die Strafurtheile Gottes, sondern nur die Urtheile der Menschen. Schrecken ihn die ewige Strafen nicht mehr, so mag er in Geheim alle Gottlosigkeit ausüben, wenn er nur seine Ehre vor der Welt nicht verliert. Er mag sich in allen Gattungen der Unzucht wälzen, wenn er nur Geld hat, daß er die Schande kann zudecken. Hiemit bleibt er ein ehrlicher Mann. Der Raufer setzt seine Ehre in der Rache, die er an seinem Beleidiger nehmen will. Er schlägt sich mit ihm als ein ehrlicher Mann, er oder

sein

sein Gegner, oder beyde bleiben auf dem Platz, und beyde bringt die Ehrlichkeit vor Gott und der Welt in ewige Schand und Spott. Der Selbstmörder will als ein ehrlicher Mann sterben, er durchbohrt sich mit einem Dolchen oder einer Pistolenkugel selbst das Herz, und aus lauter Ehrlichkeit stiehlt er dem Staat einen tauglichen Bürger, und raubt sich das Leben, welches er sich nicht gegeben, folgsam auch nicht nehmen kann, ohne Gott in seinem Recht einzugreifen. Wie steht es itzt mit der Ehrlichkeit, mit der man so groß thut? heißt das ehrlich gehandelt, wenn man die ersten Pflichten, die man Gott schuldig ist, außer Acht läßt? wenn man dem Schöpfer den schuldigen Dienst versagt, wenn man dem größten Wohlthäter für seine Gnaden keinen Dank erstattet, wenn man keine Ehrfurcht gegen dem höchsten Herrn dieser Allheit trägt? und unterdessen bleibt die Welt auf ihrem Urtheil: Der Mann, heißt es, mag Glaubens und Religions seyn, wessen er wolle, wenn er nur die Pflichten eines ehrlichen Bürgers erfüllt; man denkt aber nicht daran, daß jener, der seinem Gott nicht treu, vielweniger seinem Herrn, am mindesten sei-

nem Nächsten treu seyn werde. Wir wollen es gleich sehen.

Zweyter Theil.

Nichts ist der Welt zu ihrer Erhaltung nothwendiger als die Religion, weil nichts ist, was uns Menschen enger untereinander verbindet, als eben die Religion. Sie ist, nach dem Urtheil aller Vernünftigen, das stärkste Band menschlicher Gesellschaft, sie ist der kräftige Zaum, der den menschlichen Muthwillen von Ausschweifungen und Unordnungen zurückhält. Sie ist die Grundveste, auf der das Wohl und Ruhe nicht nur einzelner Gemeinden, sondern eines ganzen Staatskörpers sicher ruhet. Was wäre die Welt ohne Religion, als eine betrübte Schaubühne, auf welcher von Zeit zu Zeit der Hochmuth, Stolz, Ehrgeiz und Neid die blutigsten Auftritte machen würden? Der Mensch würde der Vortrefflichkeit seiner Natur gänzlich vergessen, und sich ohne Vorbehalt, ohne Gewissensangst den wilden Trieben seiner Leidenschaften, und dem Verderbniß des Geistes

und

und des Herzens sich überlassen; da hingegen die Religion durch ihre heilsamsten Lehr- und Grundsätze aller dieser Unordnung vorbeugt, und Schranken setzt; denn da die Natur uns zu Menschen macht, macht uns die Religion zu gesitteten Menschen, indem sie uns nicht nur lehrt, was wir Gott und unserm Nächsten schuldig sind, sondern sie treibt uns auch hiezu an durch Versprechung eines ewigen Lohns, und Bedrohung einer ewigen Strafe. Das in unsere Herzen geschriebene Gesetze (e), wie es Paulus nennet, sagt uns zwar allezeit, daß wir jene lieben sollen, die uns die Natur gleich gemacht hat; und daß wir uns gegen unsere Mitmenschen so sollen verhalten, wie wir wünschen, daß sich selbe gegen uns verhalten. Doch dieses Liebsgesetz noch besser zu erklären, gab Gott seinem Volk die Gesetztafeln, auf denen er sieben Gebothe ansetzte, die nur die Pflichten gegen dem Nächsten lehren und einschärfen. Allein, die jüdische Religion, so heilig sie war, duldete wegen der Härtigkeit der Herzen noch vieles, so der wahren Menschenliebe noch ab-

(e) 2. Corinth. 3.

gieng. Bis endlich der menschgewordene Gottessohn dieses Liebsgesetz in seine Vollkommenheit gesetzt, indem er nicht nur alles äußerliche feindselige Betragen, sondern auch alle innerliche Rache verbothen, und nicht nur Freunde, sondern auch Feinde zu lieben befohlen hat. Was kann zur Erhaltung brüderlicher Liebe, der Treue, und des Friedens unter den Menschen verträglicher seyn, als eine Religion, die ihren Glaubensgenossen nicht nur offenbare Unbilden und Beleidigungen des Nächsten, sondern auch heimliche Feindschaften unter der Strafe der Hölle untersagt?

O möchten die Gesetze dieser Religion nach ihrer Strenge beobachtet werden! O wären alle Menschen wahre Christen, wie gut sollte es um die Welt stehen! man würde weder von Mordthaten, noch Räubereyen, weder von Ungerechtigkeiten, noch gewaltthätigen Unterdrückungen hören, es gäbe weder Lügen, weder List, weder Verrätherey, noch Rachgier. Man könnte sicher mit jedermann ohne Furcht, ohne Unruhe, ohne Argwohn umgehen. Um alles dieses wüßte man unter dem Christenvolk nichts, so lang die Religion in ihrer Reinigkeit,

keit, und nach ihren Grundsätzen beobachtet würde, weil sie nur die ehrlichste Leute, und rechtschaffene Weltbürger bildet. War jemal eine wahre Ehrlichkeit unter Menschen, so war sie gewiß unter unsern ersten Christen. Welch schöne Einigkeit, welch aufrichtige Treue, welch gutthätige Liebe herrschte unter ihnen! man wußte dort nichts von Falschheit, von Eigennutz, oder niederträchtigem Geldgeiz. Sie, die ersten Bekenner Christi, zeigten ihre Ehrlichkeit, da sie alles das Ihrige aufopferten, um der Armuth ihrer nothleidenden Mitchristen zu steuren. Sie legten ihr Vermögen zusammen in einen allgemeinen Beutel, aus welchem die Dürftigkeit ihren Unterhalt zog. Sie nannten sich untereinander Brüder, und sie liebten sich wie Brüder; denn nach Zeugniß der Apostelgeschichten schien es, als wenn in vielen Leibern nur Eine Seele, und Ein Herz wohnte. Ihre großmüthige Liebe riß so gar die Heiden in eine Erstaunung hin. Sehet! sprachen sie unter sich, wie die Christen einander lieben, daß sie auch für einander zu sterben verlangen. Was wirkte nun diese Wunder einer so starken und unüberwindliche Liebe in ihnen? War es nur die Begierde,

als ehrliche Leute vor der Welt sich zu zeigen? nein! die Religion war es, die dortmal noch ihre lebhafteste Stärke hatte.

Gesetzt aber, man lebte ohne Religion dahin. Wir setzen, das Christenthum erlöschete auf einige Zeit unter uns, gesetzt, man verlöhr allen Begriff von einer Beleidigung Gottes, von einer ewigen Bestrafung und Belohnung, was würde unsere verkehrte Leidenschaften, so fern wir die Augen des Volkes betrügen können, vom Rauben, von Vergiften, und Tödten noch abhalten? würde die Ehrlichkeit allein schon vermögend seyn, uns zu tugendhaften und rechtschaffenen Weltbürgern und wahren Menschenfreunden zu machen? Es ist wahr, daß die Liebe zu seiner Ehre und guten Namen viel Böses verhindert. Ein ehrliebendes Gemüth scheuet nichts so sehr, als eine öffentliche Beschämung, es enthält sich von schlechten niederträchtigen Handlungen und Bubenstücken, die einem ehrlichen Manne nicht gut anstehen, weil es fürchtet, vor oder außer Gericht zu schanden zu werden. Gesetzt aber, man fürchtet nur die Urtheile der Menschen, nicht aber die Urtheile Gottes,

was stehet noch im Weg, daß man nicht in der Stille gewissenlos, untreu und ungerecht mit seinem Nächsten handelt, wenn man nur dabey seine Ehre nicht verliert? wird man noch ein Bedenken tragen, seinen Nächsten zu betrügen, und seinen Vortheil zu spielen, wenn man nur seinen Betrug vor den Augen der ehrbaren Welt verbergen kann? wird man sich noch besinnen, heimliche Ungerechtigkeiten auszuüben, wenn man selbe schicklich zu bemänteln, und zu verdecken weis? Meine Zweifel sind nicht ohne Grund; denn werden die unserm Nächsten schuldige Pflichten so oft von jenen verletzet, wenn sie ihr Interesse dabey finden, die doch an einen Kenner der Herzen, und an einen Richter aller unserer Handlungen glauben: was ist aber ein Mensch fähig zu thun, der um keinen andern Richter wissen will, als seinen Mitmenschen, der ihn verrathen, oder auch strafen kann? Ein Christ hat an seiner christlichen Pflicht, seine Sünden zu beichten, einen mächtigen Zaum, der ihn von heimlichen Diebereyen und Ungerechtigkeiten zurück hält, weil er weis, daß er seine Missethaten dem geistlichen Richter offenbaren muß. Und handelt er ungerecht, so weis er, daß ihn

sein heiliges Gesetz verbindet, seine Sünden in dem Bußsacrament wider sich selbst zu bekennen, wo ihm die Lossprechung nicht ertheilet wird, es geschehe denn die vollkommene Ersetzung und Gutmachung des ausgeübten Betrugs, oder zugefügten Schadens; und sein Glaube lehret ihn, daß der Himmel ihm so lang verschlossen bleibt, bis er seine Schuld bis auf den letzten Heller bezahlet hat. Was kann aber einen glaubenlosen Menschen abschrecken, daß er nicht in Geheim gegen seine Mitmenschen, oder auch seinem eigenen Herrn die grösten Ungerechtigkeiten verübet, indem ihm sein Gewissen keine Vorwürfe macht, weil es ihm weder mit einem geistlichen Richter auf Erden, noch mit einem göttlichen in einer andern Welt drohet?

Nämlich es bleibt bey meiner ersten Aussage, ein Christ ist der ehrlichste und redlichste Weltbürger; denn er findet sich aus seinem Gesetze verpflichtet, dem Nächsten zu geben, was sein ist, und ihm zu lassen, was sein ist, sonst bleibt ihm der Himmel verschlossen, wenn er einen ungerechten Kreuzer besitzt. Er wird dahero bey allen seinen Handlungen sich zuerst

bey

bey seinem Gewissen erkundigen, was recht, was unrecht ist, er wird sich selbst fragen, kann ich dieses oder jenes vor Gott verantworten? deßwegen unsere alten christlichen Fürsten allezeit gute Christen zur Verwaltung der Gerechtigkeit erwählet, von deren reinen Glauben und Gottesfurcht sie überzeugt waren; denn sie erachteten sehr weißlich, daß ein Reich, ein Land, eine Stadt, und jedes gemeine Wesen so lang werde glücklich seyn, als Männer bey dem Steuerruder sitzen, die viel Religion haben; denn ist die Religion gut, so wird auch die Furcht Gottes im Herzen wohnen: wo aber die Furcht Gottes ist, hat die Ungerechtigkeit keine Statt. Man wird allezeit seine Seele höher schätzen, als einen zeitlichen ungerechten Gewinn: man wird sich fürchten, mit einem ungerechten Groschen sein Gewissen zu beschweren. Wo hingegen die Religion schlecht ist, da liegt die Furcht Gottes in Zügen: wo diese nicht mehr wachet, da schläft das Gewissen. Schweigt das Gewissen, so bekommt die Gerechtigkeit Feyerabend. Man pflegt sonst zu sagen: gute Juristen sind insgemein schlechte Christen; ich aber halte dafür, schlechte Christen sind die

schlechtesten Juristen; denn was hat ein Mensch zu fürchten, der Gott nicht fürchtet? niemand als seinen Herrn, dem er dient. Und diesen kann man endlich noch täuschen, weil er ein Mensch ist, der nur zwey Augen hat, mit denen er nicht alles sehen kann. Man kann doch dabey ein ehrlicher Mann bleiben, wenn man nur die Geschicklichkeit besitzt, seine heimlichen Prakticken zu verbergen. Solltet ihr denn hören, daß das Recht nicht nach der Billigkeit, sondern nach Gunst und Eigennutz gesprochen wird, und der Gerechtigkeit nicht nur eine wächsene Nase gedreht wird, sondern auch beyde Ohren abgerieben werden, daß also der unschuldig Bedrängte kein Gehör mehr findet; solltet ihr hören, daß dem gemeinen Wesen, oder dem eigenen Herrn durch heimliche Liste so viel abgezwackt wird, daß davon dem Dieb ein silberner Galgen könnte gebauet werden, und er dabey doch ein ehrlicher Mann bleibt: da hingegen ein kleiner Dieb wegen einem Diebstahl von etlich Gulden an dem Strange ersticken muß. Könntet ihr glauben, daß solche Leute eine gute Religion besitzen, so ehrlich sie auch mit Worten thun? ich nicht; denn höret den Ausspruch des weisen Predigers:

Ich

Ich habe unter der Sonne gesehen, daß die Gottlosigkeit an dem Gerichtsort, und die Ungerechtigkeit an dem Ort der Gerechtigkeit sey (f). Hierüber ganz erstaunend ruft er aus: Wie getrauen sich die Menschen in so große Bosheit sich hinauszulassen, da doch gewiß ist, daß Gott den Gerechten und Gottlosen richten wird? Endlich, da er die Ursach dieser Vermessenheit aufsuchte, hat er befunden, daß diese Thorheit der Gottlosen aus einer falschen und irrigen Meynung entspringe, als sterben die Menschen auf solche Weise, wie das dumme Vieh zu Grund gehet, also, daß nach dem Tod von dem ganzen Menschen nichts überbleibt, als ein moderndes Todtenaas. Daher kommt es, daß die Ungerechten in dem Besitz ihres ungerechten Gutes ruhig fortleben, bis zur Sterbzeit, nur, weil sie ehrliche Leute seyn wollen, und die Liebe zur Ehrlichkeit ihnen nicht erlauben will, sich erst am Ende ihres Lebens sich als Diebe und Räuber zu bekennen. Jener Wallfisch, der einen Jonas verschlungen, warf ihn nach dreyen Tagen an das Gestad aus.

(f) Ecclesiastes 3.

aus. Aber ein Ungerechter verschlinget das Vermögen seines Mitbruders, ja oft das Eigenthum seines eigenen Herrn, ohne das Verschlungene wieder zurück zu geben, und so fährt er mit seiner Ehrlichkeit der Hölle zu. Doch will er unter andern Christen begraben seyn. Kann man ihm aber den Namen eines ehrlichen Mannes auf das Grab schreiben, wann er dem Nächsten nicht gegeben, was des Nächsten ist, wann er gelebt und gestorben ohne Menschenliebe, ohne Treue, ohne Gerechtigkeit?

Doch ja die Treue. Ja, diese ist die wahre Eigenschaft, und das Kennzeichen eines rechtschaffenen Mannes. Wer ein redliches Herz in seiner Brust trägt, verabscheuet nichts so sehr, als den schändlichen Namen eines untreuen Menschen; denn der Untreue ist ein Schandfleck menschlicher Gesellschaft, und der unwürdigste Weltbürger. Ohne Treue wird Handel und Wandel in dem gesellschaftlichen Leben nicht bestehen können; ohne Treue werden die stärksten Bestungen dem Feinde offen stehen; ohne Treue wird kein König auf seinem Throne mehr sicher seyn. Ein guter Christ

wird

wird sich dieser Schandthat nicht schuldig machen; denn seine Religion verdammt nichts mehrer, als Untreue und Meineid. Deßwegen haben unsere ersten Christen sich vor Heiden und Ungläubigen durch ihre unverbrüchliche Treue allezeit besonders ausgezeichnet. Sie bekleideten die ersten Ehrenstellen an den Höfen heidnischer Kaiser, sie dienten unter ihren Kriegsfahnen: doch hielten sie auch mitten in den Verfolgungen ihre geschworne Treue so heilig, daß sie für die Ehre ihrer Monarchen ihr Blut verspritzten, und ihr Leben opferten. Wie kann aber eine wahre Treue ohne wahren Glauben bestehen? wer keinen Gott fürchtet, der das Herz des Menschen einsiehet, was wird er für ein Bedenken tragen, einen Menschen zu betrügen, der das Innere seines Herzens nicht siehet? was kann man von einem Eid halten, den ein Mensch ohne Religion ablegt? wie leicht wird es ihm, selben zu brechen, wenn es sein Vortheil erheischet? O wie unglückselig würden die Herrscher unserer Erde seyn, wenn ihr Thron sollte von Leuten umgeben seyn, die ohne Religion leben? was könnten sie sich für eine Treue von jenen versprechen, welche die Gott in der Tauf geschworne

schworne Treue nicht halten? wie könnten sie bey ihren Richterstühlen in Erkenntniß der Wahrheit kommen, wenn jene, die um sie sind, nur jenes wollten vortragen, was ihnen gefällt, und ihnen selbst einträgt? wie könnten sie ihnen die Schlüssel zu dem Tempel der Gerechtigkeit, und zu dem Behältniß ihrer Renthen und Einkünften, ja, das Heil ihrer eigenen Person anvertrauen? müßte ihnen nicht die Treue ihrer Diener immer verdächtig seyn, wenn sie wenig von Religion, oder gar keine hätten? hätten sie nicht zu befürchten, daß sie mit eben jenen Fingern, die sie auf das Evangelium gelegt, und mit denen sie den Eid der Treue geschworen, die größte Untreue ausübeten? ich wenigstens meines Orts, möchte einem Menschen ohne Religion nicht einmal meine arme Zelle anvertrauen.

Beschluß.

Wie steht es itzt mit der Ehrlichkeit, mit der man in unserer aufgeklärten Welt so groß thut? wie kann man sich mit der Rechtschaffenheit brüsten, wenn man ohne Religion lebt,

lebt, und weder die Pflichten gegen Gott, noch jene gegen dem Nächsten beobachtet, oder dieselbe nur auf den Schein erfüllet, damit man vor der Welt noch ehrlich bleibt, ohne seine Handlungen zu einem höhern Ziel zu richten? man rühmt und erhebt zu unserer Zeit nichts so sehr als die Menschenliebe, kraft deren man alle Menschen ohne Ausnahm als seine Mitbrüder ansiehet. Wir lassen ihr ihren Werth, wenn sie nur die christliche Liebe nicht ausschließet; denn ich merke zwischen Menschenliebe, wie sie unsere Welt verstehet, und zwischen der christlichen Liebe, die uns die Religion gebiethet, einen beträchtlichen Unterschied. In der Menschenliebe finde ich etwas ganz natürliches, so auch andern Thieren gemein ist; denn auch diese lieben und schützen nach ihrer Art jene, die von ihrer Gattung sind. Also liebt ein Menschenfreund seine Mitmenschen, weil sie mit ihm gleicher Natur und Mitglieder menschlicher Gesellschaft sind. Die christliche Liebe hingegen hat etwas übernatürliches an sich, welches selbe über die Natur bis zu Gott erhebt; denn ein Christ betrachtet in seinem Bruder das Ebenbild Gottes; und da er dieses Bild der Gottheit in al-

len Menschen findet, so liebt er wegen Gott alle ohne Unterschied, den Türken, Heiden, Juden nicht minder als seinen Mitchristen. Welch eine edle Liebe, die alle irdische Absichten verachtet, und nur Gott zum Gegenstand hat!

Wie unglückselig sind denn jene, die bey ihrer großmüthigen Menschenliebe kein höheres Ziel haben, als das eitle Lob, und den jauchzenden Beyfall der Menschen! sie lassen sich itzt träumen, recht thun vor der Welt, ehrlich und rühmlich handeln, sey die ganze Religion eines rechtschaffenen Mannes, ohne sich an gewisse Glaubenssätze zu binden: aber dabey vergessen sie die Rechtschaffenheit, so sie Gott und ihrem Nächsten schuldig sind. Wie erbärmlich werden sie sich durch ihre Träumereyen betrogen finden an jenem Tage, da Gott nach Verdiensten Strafe und Lohn wird austheilen! was für verdienstliche Werke werden sie mit sich in die Ewigkeit hinübertragen, da sie nicht vor Gott, sondern nur vor die Welt gelebt haben? wird sie ihre eingebildete Ehrlichkeit selig machen, oder ihr Ruhm vor den Menschen, nach dem sie so hitzig jagen, in den Himmel bringen? sie wollen sich bey der Welt unsterb-

unsterblich machen? da doch ihre Unsterblichkeit nicht länger dauert, als die Zeitungsblätter, auf denen itzt ihre Menschenliebe angepriesen wird; denn ihnen hat David schon das Urtheil der Vergessenheit geschrieben: **Ihr Angedenken ist mit dem Ton und Schalle verschwunden** (g). Nur Schade für ihre schöne Thaten, die sie nicht selten aus dem Triebe der Menschheit ausüben, daß sie für selbe keinen Lohn bey Gott zu hoffen haben, weil sie selben schon auf dieser Welt empfangen haben. Wie glückselig ist hingegen ein Christ, der aus höherm Triebe, und aus einer reinern und erhabneren Absicht ehrlich vor Gott und der Welt handelt; denn er weist aus seiner Religion, daß eitles Menschenlob kein würdiger Lohn unserer rühmlichen Handlungen, maßen ihm sein göttlicher Glaubensstifter sagt: **Sehet euch für, daß ihr euere Gerechtigkeit nicht thut vor den Menschen, auf daß ihr von ihnen gesehen werdet; sonst werdet ihr keinen Lohn haben bey euerm Vater, der im Himmel ist** (h). Er setzet

(g) Psal. 9. v. 7.
(h) Matth. 6. v. 1.

also seine Ehre in diesem, daß er vor Gott als ein ehrlicher und rechtschaffener Mann befunden werde. Er liebet Gott wegen Gott, und wegen Gott den Nächsten, und gegen beyde erfüllt er die schuldigen Pflichten. Nur eine solche Ehrlichkeit ist Kronen würdig, und nur diese währt am längsten, denn sie dauret ewig. Amen.

Zweyte Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist itzt näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Daß ein Gott ist, mag nur der Thor läugnen, sagt David. Die Vernunft selbst ist uns die sicherste Lehrmeisterinn, die uns in die Erkenntniß eines höchsten unerschaffenen

senen Wesens führet, und obschon unser stumpfe Witz die wesentlichen Eigenschaften Gottes nicht durchgründen kann, weil unser Geist noch in dem finstern Kerker dieses Leibes verschlossen ist, so liegt uns doch das wirkliche Daseyn eines Gottes klar vor Augen. Der Schöpfer selbst hat in uns ein Licht angezündt, welches uns einen Urheber aller Dinge entdeckt, weil er von seinen vernünftigen Geschöpfen will erkennet und geehret seyn. Die Welt hatte noch keinen Weltweisen, auch keinen Gottesgelehrten, doch war in den Herzen der Menschen die Erkenntniß eines Gottes schon geschrieben; oder soll ich nicht vielmehr sagen, schon die ersten Weltbürger waren Weltweise und Gottesgelehrte, indem sie ohne vieles Nachsinnen erkannten, daß ein Wesen seyn muß, welches dieses sichtbare All erschaffen hat, und noch täglich erhält. Unsere Vernunft noch besser aufzuklären, und uns deutlichere Begriffe von einer Gottheit zu machen, hat uns der Allerhöchste sein geoffenbartes Wort gegeben, welches auf allen Blättern göttlicher Schrift uns die triftigsten Zeugnisse und Beweisgründe von einem Schöpfer und Herrscher aller Dinge liefert. Wir Christen

haben dieses göttliche Buch in unsern Händen, und wir lesen gleich in den ersten Zeilen desselben: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde (a).

Aber schließen wir die Bibel zu, und eröffnen nur das Aug unsers Verstandes, wird uns nicht schon dieses von einem wirkenden, und alles erhaltenden Gott überzeugen? wo wir immer die Augen hinwerfen, erblicken wir einen Schöpfer und allgemeinen Erhalter; denn obschon das Werk der Schöpfung binnen sechs Tagen vollendet war, so läßt sich doch noch immer die Allmacht in Erhaltung der Geschöpfe sehen. Alles verkündiget ein höchstes Wesen, welches die Himmel ausgedehnet, die Erde vest gemacht, die Abgründe ausgeworfen, und die ganze Welt in Bewegung setzt. Dieses ist es, welches die Sterne glänzen, die Planeten sich bewegen, die Felder grünen, die Gewässer fließen macht. Dieses ist es, welches dem Blut des schlechtesten Wurms sowohl, als dem Blut des mächtigsten Königs den Lauf giebt. Dieses höchste Wesen ist es, wel-

(a) Genes. 1. v. 1.

welches unsern Lebensfaden zwirnet, und denselben abschneidet, wenn es ihm gefällt, welches die Sandkörnlein sowohl, als unsere Haare gezählt, und bis in das Innerste unsers Herzens dringet.

Und diese Wahrheiten sind so offenbar, daß so gar die sonst blinden Heiden die nämliche Sprache geführt haben. Sie theilten die Welt in ihre Theile aus, und über jeden Theil setzten sie einen besondern Gott. Jenem gaben sie die Luft, einem andern die Wasser, wieder einem andern die Erde sammt ihren Gewächsen. Sie irrten zwar, weil sie die Mehrheit der Götter zuließen, doch dienet ihr Irrthum uns zum Beweisthum, daß sie aus dem Licht der Vernunft erkannten, daß eine Gottheit seyn müsse, welche diese Allheit beherrschet. Wir Christen bethen einen einzigen Gott an, welcher der Herrscher aller Dinge ist, und wir bekennen mit einem Paulus, daß wir durch ihn leben, uns bewegen, und von ihm das Wesen haben (b).

(b) Actor. 17.

O Gott! o Wesen alles Wesens! warum fallen nicht alle Geschöpfe im Himmel, auf Erden, und unter der Erde auf ihre Knie nieder, und bethen in tiefester Ehrfurcht deine weiseste Allmacht an? du bist nicht nur unser Schöpfer, sondern auch unser Erhalter, von dir hängt lediglich unser ganzes Wesen ab, und in deiner Hand allein liegt unser Schicksal. Wem sollte denn noch träumen können, als geschehe alles von ungefähr, was immer in unserer Welt sich ereignet, da doch eine allwaltende Fürsicht über uns wachet, welche von einem Ende bis zum andern reichet, und alles liebreich anordnet? Doch ist unser itziges Zeitalter so unglücklich, daß es solche Träume hervorbringt, die sich beyfallen lassen, Gott habe kein Acht auf uns Menschen; denn nachdem sie von der Vernunft selbst überzeugt sind, es müsse ein Gott seyn, wollen sie doch keine Allwissenheit, noch eine Aufmerksamkeit über uns Menschen ihm zugeben, sondern sie stellen sich einen tauben und blinden Gott vor. Sie sagen, es sey einem so erhabenen Wesen, wie Gott ist, unanständig, daß er sich mit so niederträchtigen Sachen, als da unsere menschlichen Handlungen sind, abgebe, sondern

sondern er beschäfftige sich mit sich selbst, ohne unser zu achten. Sie winden also Gott den Zepter aus der Hand, und setzen ihn von der Beherrschung der Welt ab, indem sie alles, was wir auf Erden geschehen sehen, einem gählingen Zufall, welchen sie das Geschicke nennen, oder der Natur zuschreiben. Dieser Traum ist schon alt, indem der heilige Geist in dem Buche des Jobs von solchen Wahnwitzigen schon Meldung thut, die sich träumen ließen: Was weist denn auch Gott? er ist in den Wolken verborgen, und achtet nicht auf unsere menschliche Sachen, und wandelt an den Ecken des Himmels herum (c). Sehet, wie niederträchtig solche Leute von Gott denken. Wir müssen also diesen Träumern abermal in die Ohren schreyen, damit sie aufwachen, da ich sage: es wachet über uns eine Vorsicht; denn es ist erstlich ein allwissender, und zweytens ein allwaltender Gott. Erlaubet mir beydes zu erweisen. Ich fange an.

(c) Job. 22. v. 14.

Erster Theil.

So weiſt denn Gott nichts um uns? ich frage, und wer getraut ſich mir mit einem kühnen Nein zu antworten? wer kann ohne Gotteslästerung ihm eine ſolche Schwachheit andichten, die ſeiner Gottheit ſchlechte Ehre macht? denn iſt ſeinen Augen etwas verborgen, ſo iſt er nicht mehr allwiſſend, ſo hört er auf ein Gott zu ſeyn, weil ihm eine Vollkommenheit mangelt, die einem unendlichen Weſen eigenthümlich ſeyn muß. Wir müſſen uns Gott nicht vorſtellen, wie ein körperliches Weſen, welches von den Sinnen abhängt und deſſen Wiſſenſchaft durch gewiſſe Gränzen eingeſchränkt wird; ſondern er iſt ein purer Geiſt, der mit ſeiner Allwiſſenheit auch das Entfernteſte ſiehet, und das Geheimſte durchdringet, wie David von ihm ſingt: Wer iſt, wie der Herr unſer Gott, der in der Höhe wohnet? er ſiehet das Niedere, und betrachtet das Tiefe von ferne (d). Weder die Entfernt-

heit eines Orts vermag ſein allſehendes Auge

zu

(d) Pſal. 137.

zu schwächen, noch die Finsterniß selbes zu blenden, noch der Abgrund etwas vor selbem zu verbergen; sondern gleichwie Gott mit seiner Allwesenheit alles erfüllet, also steht auch seiner Allwissenheit alles offen; und gleichwie er im Himmel seine Engel siehet, so siehet er auch auf Erden die Menschen und alle ihre Handlungen. Deßwegen der gekrönte Prophet abermal spricht: Steige ich in Himmel, so bist du da zugegen; steige ich hinab in die Hölle, so bist du auch da gegenwärtig (e).

So wie David müssen wir von Gott denken, wenn wir wie vernünftige Geschöpfe denken wollen. Wir müssen uns nicht einbilden, als wäre dieser allerhöchste Weltherrscher von einem Orte eingeschränkt, wie etwa ein König dieser Erde; oder als müsse er sich von einem Ort in das andere bewegen, wenn er wissen will, was in den weitschichtigen Theilen seiner erschaffenen Allheit geschiehet; auch bestehet seine Unermeßlichkeit nicht in dem, daß er sich mit einem

sei-

(e) Psal. 138.

seinem Theile befinde in einem Ort, und mit einem seinem Theile in einem andern; denn Gott ist die allereinfacheste Wesenheit und ohne Theil. Er ist ganz in dem Ganzen und auch ganz in einem jeden Theile desselben, so, als wenn er in diesem allein wäre. Er ist unendlich höher als der Himmel, und unendlich tiefer als die Hölle, weder die Erde, noch das Meer mag mit seiner Größe verglichen werden (f), wie Sophar der Naamathiter zu Job gesprochen; deßwegen sagt von ihm ein heiliger Cyprian: Gott ist allein, und überall ganz (g). Und der Apostel bezeuget von ihm: daß er nicht ferne von einem jeden aus uns ist; denn in ihm leben, bewegen uns, und sind wir (h). Wir sind also von einer Gottheit durchdrungen, wie das glühende Eisen von dem Feuer; und wie wollen wir einem uns aller Orten so gegenwärtigen Gott entrinnen, daß er nicht alle unsere Schritte, alle unsere Werke, ja so gar alle unsere Neigungen und geheimsten Gedanken

(f) Job. 11. v. 8.
(g) S. Cyprian. L. de Idol.
(h) Actor. 17.

danken stehet? Sage nicht, warnet uns der heilige Geist bey dem Sohn Syrachs, sage nicht, ich will mich vor Gott verbergen, und wer wird wohl meiner gedenken? unter dem großen Volk werde ich nicht erkennet werden; denn was ist meine Seele in so unermessenen Geschöpfen? Gott verstehet und weist ein jedes Herz (i). Liebe ich also Gott, so siehet er meine Liebe, obschon selbe zu tief in meinem Herzen steckt. Rufe ich ihn an, so hört er meine Anrufung, obschon meine Zunge schweigt, und nur das Herze redet. Beleidige ich ihn, so siehet er seine Beleidigung, ob ich ihn schon nur mit einem innerlichen bösen Gedanken beleidige. Haben wir nun einen obschon schwachen Begriff von der unbegränzten Gegenwart Gottes und seiner untrüglichen Allwissenheit, so mögen wir leicht fassen, daß ihm nicht nur die äußerlichen Handlungen, sondern auch die verborgensten Geheimnisse unsers Herzens offen stehen; denn so berichtet uns der Geist der Wahrheit in den Sprüchwörtern Salomons: An allen Orten betrachten die Augen Gotes

(i) Ecclesiast. 16. v. 16.

tes Gutes und Böses. Und wiederum: Alle Wege des Menschen stehen offen vor seinen Augen. Der Herr wäget ab die Geister (k).

Und in Wahrheit, wollen wir von einem höchsten Wesen reden, so müssen wir ihm jene Vollkommenheiten lassen, die selbes über alle Geschöpfe erheben. Nun aber die Allwissenheit ist eine wesentliche Eigenschaft Gottes, ohne welche er ein schwaches Wesen wäre; denn ein blinder Gott ist kein Gott, sondern weniger, als ein jedes lebendes Geschöpf. Daß wir Menschen mit unsern Augen nur so weit reichen können, als uns die Schärfe oder Blödigkeit des Gesichts erlaubet, ist bey uns eine Schwachheit, die wir in Gott nicht können zugeben, ohne seiner Majestät eine Mackel anzudichten. Gott braucht keine Augen uns zu sehen, weil er kein Körper ist, sondern seine Allwissenheit ist ein einziger Blick, mit welchem er diese erschaffene Allheit betrachtet. Ihm ist das Vergangene so offenbar, als das Gegenwärtige, und das Zukünftige

(k) Proverb. 15. & 16.

künftige ist ihm so bekannt, als das Gegenwärtige. Er hat zu seinem Wissen nicht vonnöthen den Verlauf der Zeiten, oder eine Entwicklung der Theile, sondern er siehet alles zugleich auf einen Blick so klar, als ob eine jede Sache stückweis ihm vor Augen läge. Mich und dich, mein Mensch! hat Gott schon von Ewigkeit her gekannt, bevor wir waren, und er kennt uns wirklich, da wir sind, und er wird uns kennen nach unserm Tod, wir mögen im Himmel, oder in der Hölle uns befinden. Er sieht nicht nur unsere äußerlichen Handlungen, sondern ihm stehen auch alle Heimlichkeiten unsers Herzens offen; denn er ist der Herr, der die Herzen der Menschen kennet, und die Nieren prüfet (1). Umsonst suchet der Gottlose seinem allsehenden Auge sich zu entziehen, er siehet ihn in dem finstern Abgrunde; umsonst verbirgt sich ein sündhafter Adam, Gott weist ihn zu finden; umsonst fliehet ein brudermörderischer Kain von dem Angesicht des Herrn, sein allwissendes Auge begleitet ihn in die dickesten Wälder und düsternen Gefilden; umsonst

mein

(1) Jerem. 17.

mein Wohllüstler, suchest du abgelegene Schlupfwinkel, deine böse Lust in dem verborgenen auszuüben; umsonst beredest du die Unschuld, wie jene zween geilen Böcke zu Babilon eine keusche Susanna: niemand siehet uns (m). Gott siehet dich und deinen Mitgenoß in der Sünde; umsonst, mein Ungerechter, sinnest du nach, wie du deine argen Tücke, mit denen du deinen Nächsten, oder wohl gar deinen Herrn berückest, vor der Welt Augen verbergen zu können. Gott siehet dich, und er hat deine ungerechten Ziffer auf der Hand aufgezeichnet, die er heute oder morgen vor der Welt zu deiner Schande wird aufdecken; denn nichts ist so klein gesponnen, es kömmt an die Sonne.

Was mag ich aber so viele Worte von einer Sache machen, die ohnehin durch den Glauben uns schon bekannt ist? nur zu wünschen wäre, daß unser Glaube allezeit so lebhaft wäre, als er seyn soll. Ich schließe also meinen ganzen Beweis in diesen Vernunftschluß ein: Ist die Allwissenheit Gott zur Schan-

(m) Daniel. 13. v. 20.

Schande, oder zur Ehre? zur Schande kann sie ihm nicht seyn; denn je mehr ein Gelehrter weiß, desto rühmlicher ist es für ihn, sonst würde es auch unsern dermaligen Weltweisen zur Schande seyn, daß sie sich rühmen mehr zu wissen, als alle, die vor ihnen gelebt. Ist es aber Gott zur Ehre, warum sollen wir nicht dem höchsten Wesen auch dieses zugeben, daß er jenes mit unverrücktem Auge beschaue, was er erschaffen hat? wer findet hier einen Widerspruch? oder widerstrebt es vielleicht seiner höchsten Majestät, daß er auf uns niedere Geschöpfe von dem hohen Himmel schaue? so frage ich wiederum: Kann Gott nicht alles wissen, oder will er nicht alles wissen? kann er nicht alles wissen, so ist er ein schwacher Gott, der nicht besser, als die Götzenbilder der Heiden, von welchen David sagt: sie haben Ohren, und hören nicht, sie haben Augen, und sehen nicht (n). Will er nicht alles wissen, so ist er ein unbarmherziger Vater, der auf seine Kinder so wenig Acht hat, als der Straußvogel auf seine

(n) Psal. 113.

seine Eyer, die er in den Sand legt, und auf selbe nicht mehr zurück schauet. Weist Gott nichts um uns, so rufen wir vergebens um eine Hülfe, wir bethen und verehren ihn umsonst; denn er hört uns nicht. So müssen wir den Gottesdienst abstellen, wir müssen Tempel und Altäre abbrechen; denn er kennt uns nicht. So lasse denn ab ein Daniel in seiner Löwengrube zu dem Himmel zu seufzen; denn die Vorsicht schläft. Schmachte nur in deinem Elend, flüchtiger Elias, Gott siehet dich nicht. Höre auf zu bethen, mein bedrängter Jonas, in deinem Wallfisch, Gott höret dich nicht.

Gerechter Himmel! welch ärgerliche und gotteslästerliche Folgerungen müssen wir nicht zulassen, wenn wir Gottes Fürsicht anstreiten wollen! weit reinere Begriffe macht sich von Gott ein guter Christ, der aus dem Glaube weist, daß eine Fürsehung über uns wachet, die mit unverrücktem Auge uns und unser Thun beobachtet! denn durch den Glauben wird der dicke Schleyer von unsern Augen hintangerückt, der uns die Gegenwart eines Allwissenden einzusehen verhindert: mittels des Glaubens erkennen wir die Herrlichkeit,

Allmacht und Unermessenheit Gottes, der mit seinem Daseyn alles erfüllet, und mit einem Blick alle seine Geschöpfe erkennet. Wir begreifen, daß ein Gott, der die Werke seiner Hände nicht verachtet, sondern selbe stets vor seinen Augen hat, und welchem alle Dinge gegenwärtig, die erst nach langer Zeit kommen werden. Tausend Jahre sagen in seinen Augen eben so viel, als der gestrige Tag, und alle Geschöpfe, die auf Erden gewesen, so lang eine Welt steht, sind seiner Allwissenheit so bekannt, als wir, die wir wirklich leben; und mit eben diesem unbetrüglichen Blick siehet Gott alles, was noch bis an das Ende der Welt geschehen wird. Wir haben also einen allwissenden Gott über uns, dem nichts verborgen seyn kann; und wollten wir an seiner Allwissenheit zweifeln, so würde uns die Natur selbst von dieser Wahrheit überzeugen; denn woher kömmt es, daß wir in uns selbst einen Trieb fühlen, zur Zeit der Noth zu Gott zu fliehen? zwingt uns nicht die Seele, die Vernunft und das Gewissen, daß wir in einer drohenden Gefahr uns eines allwissenden Gottes erinnern? denn wer befindet sich in dem Fall ein groſses Uebel zu fürchten, daß er

nicht seine Zuflucht zu dem Allmächtigen nimmt und seine Hülfe anruft? gebt mir den verwegensten Bootsknecht, dessen Zunge sonst nur zum Fluchen abgerichtet ist, und ihr werdet sehen, daß wenn die stürmende See einen Schiffbruch drohet, er die zitternde Hände zu dem Himmel ausstreckt und um Rettung bittet. Wer hat diesem Menschen das Bethen gelehret? ist es nicht die Natur? ja, ich wollte wetten, wenn der frecheste Freydenker heute sollte in eine Todesgefahr gerathen, er würde nicht nur zu Gott um Hülfe rufen, sondern sich auch mit Gelübde verbinden. Warum aber dieses, wenn Gott nichts um uns weist, uns nicht siehet, uns nicht höret?

Aber eben da entdeckt sich die Schwäche unsers Glaubens. Wir erinnern uns eines gegenwärtigen und allwissenden Gottes, da wir in der Noth stecken: aber warum nicht auch, da wir in der Gefahr zu sündigen schweben? siehet Gott uns nur, wenn wir in die Noth gerathen: siehet er uns nicht auch, da wir sündigen? wo ist unser lebhafte Glaube? wir wollen keine Freydenker seyn, und wir sind es doch in der That. Diese Gat-

tung der Schwärmer will nichts von einem allwissenden Gott wissen, damit sie desto freyer sündigen können; sondern sie bilden sich in ihren Träumereyen einen blinden, einen gehörlosen und unwissenden Gott vor. Sie bemühen sich mit Mund und Feder, zu behaupten, Gott nehme sich um uns Menschen nicht an. Gottlose Bemühung, die Gott eine wesentliche und eigenthümliche Vollkommenheit abzuläugnen sich erfrechet, und unsere Welt in die gräußlichste Verwirrung setzet! denn so lang man glaubt, daß ein allwissender Gott im Himmel ist, wird die Welt in ihrer Ordnung bleiben, die göttlichen und menschlichen Gesetze werden ihre Kraft und Wirkung erhalten. Der Unterthan wird seine Pflicht gegen dem Herrn, der Herr seine Schuldigkeit gegen dem Unterthan beobachten; so bald man aber glauben will, Gott habe keine Acht auf uns Menschen, so wird das Band menschlicher Gesellschaft aufgehoben; denn ohne Fürsicht ist die Gemeinde der Menschen nichts anders, als eine herumirrende Heerde Vieh ohne Hirten. Wir können auf Erden leben, wie wir wollen. Man vergißt die Treue gegen Gott und seinen Mit-

menschen; denn siehet uns Gott nicht, so sind alle Sünden und Laster zollfrey. Kurz! kraft dieser abentheurlichen Lehre hat Gott eben so wenig Acht auf den Gerechten, der seine Jahre mit Ausübung guter Werke zubringt, als auf den Gottlosen, welcher Gott lästert, und sich allen Gattungen des Sündengreuels ergiebt: folgsam wird auch dermaleins kein Gericht seyn; denn was will Gott richten, da er nichts um uns weist? Wer entsetzt sich nicht ab den gotteslästerlichen Einbildungen dieser Träumer? ist aber der Sünder nicht mit ihnen gleiches Sinnes, indem er vor dem Angesichte Gottes so frey sündiget, als ob kein Gott im Himmel wäre, oder wenigstens, als ob er nur ein gemalter oder geschnitzelter Gott wäre, der weder höret noch siehet?

Mein Gott! wie soll es doch möglich seyn, daß es Menschen gebe, die da glauben, Gott habe auf uns, die wir doch die edelsten aus seinen Geschöpfen auf Erden sind, kein Acht? gewiß, eine solche Meynung ist ein Traum, der das Gewissen erbärmlich täuschet und elend verführet; denn ein solcher gotteslästerlicher Gedanken durchbricht den Damm, der dem

Strome

Strome der Laster noch Einhalt thut, und er eröffnet angelweit die Thür zu aller Ruchlosigkeit. Hat Gott auf uns kein Acht, so hat der Gottlose nichts mehr zu fürchten und zu scheuen, sondern er mag seine thierischen Leidenschaften frey nach seinem Belieben befriedigen, die weltliche und geistliche Obrigkeit wird durch ihre strengen Strafgesetze ihn zwar von öffentlichen Uebertretungen und Ausschweifungen abschrecken, aber sie wird nicht hindern können, daß er nicht in der Stille die grösten Bubenstücke ausübet. Die Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit, die sonst allezeit für die Keuschheit eine sichere Schutzmauer ist, wird zu Boden liegen, und allen heimlichen Unlauterkeiten wird der Weg offen stehen. Die Ehrlichkeit, die sonst ein ehrliebendes Gemüth wenigstens von öffentlichen Schandthaten abhält, wird auf ein solches Herz keinen Eindruck mehr machen, daß es nicht in Geheim sich seinen verkehrten Begierden überläßt; denn ein Mensch, der Gott nicht mehr fürchtet, hat nur Menschen zu fürchten, und vor Menschen läßt sich ja die gröste Gottlosigkeit noch verbergen. Es mag also wohl seyn, daß man nur in dieser Absicht seiner Vernunft Gewalt

anthut, um selbe zu bereden, als habe Gott auf uns Menschen kein Acht, damit man ohngescheut, und ohne Gewissensbisse zaum- und zügellos dahin leben kann.

Zweyter Theil.

Aber sie irren, die Unglückseligen, sie irren Himmel weit; denn Gott siehet uns nicht nur auf Erden, sondern er wirket auch noch wirklich alles, was in unserer Welt geschiehet, weil er ein allwaltender Gott ist. Wir Christen bethen eine Fürsicht an, deren Wink alles gehorsamet, was in dem ungeheuren Umkreise dieses Weltrundes sich befindet. Bürg für diese Wahrheit ist der eingemenschte Gottessohn, der uns lehret, daß Gott nicht ein müßiges, sondern ein wirkendes Wesen sey. **Mein Vater, spricht er, wirket von Anbeginn der Welt bishero, und ich wirke auch** (o). Gott hat die Welt nicht nur erschaffen, sondern er will sie auch durch seine weiseste Vorsicht erhalten. Er erneuert, so zu reden, alle Jahre das Wunder seiner Schöpfung;

(o) Joan. 5.

pfung; denn er ist es, der der Erde die Fruchtbarkeit giebt, daß sie Früchte und Kräuter hervorbringt, er macht, daß die Sonne uns schon in die sechstausend Jahre beleuchtet, ohne etwas von ihrem Lichte zu verlieren. Er schränkt das Meer ein, daß es sich nicht über unsern Erdkreis ergeußt; unter seinem Gebiethe stehen die vier Elemente, die auf seinen Wink zu gehorchen bereit sind. Regen, Schnee und Thau warten auf seinen Befehl, und er belebet diese Allheit als ein Werk seiner Hände. Rührt sich ein Blat, so ist er derjenige, der es bewegt: bebet die Erde, donnern die Wolken, stürmet die See, so ist es sein Wille. Der Allerhöchste gehet, nach der Redensart der Schrift, auf den Flügeln der Winde, er ernähret die jungen Raben, er ordnet den Flug des Sperlings, wenn selber sich auf die Erde herunterläßt (p). Er sorget für die Lilien auf den Feldern, er schmücket die Blumen mit ihrem edeln Pracht. Wir Menschen selbst, als die edelsten aus seinen Geschöpfen, sind in seiner Hand wie die Geschirre in der Hand des Töpfers, er kann uns

(p) Psal. 103.

zur Ehre oder Unehre machen. Er kann uns erhalten, oder zertrümmern, ohne daß wir Ursach haben, uns zu beklagen. Unsere Glückszettel sind in seinen Händen. Er will, daß ein kleiner Moses aus dem Nilfluß soll gerettet werden, und es geschieht; er will, daß ein Joseph aus dem Kerker soll auf den Thron steigen, und es geschieht; er will, daß ein Hirtenjung soll den Hirtenstab um den Zepter vertauschen, und es geschieht.

Allein vergebens bringe ich Beweisthümer aus der Schrift; denn unsere schnarchenden Weltweisen lassen sich träumen, alle alttestamentischen Wundergeschichten seyen nichts, denn eitel Fabeln. Woher beweisen sie es aber? um das muß man sie nicht fragen, ihnen ist schon genug, daß sie es sagen. Einem Träumenden muß man nichts übel nehmen, weil er im Schlaf selbst nicht weis, was er redet. So gehen wir denn zum Lichte der Vernunft, weil es diese weise Herrchen doch so haben wollen. Man muß nur erst heute in die Welt gekommen seyn, wenn man nicht weis, daß ein Oberhaupt den Einfluß in alle seine Glieder hat. Also sehen wir, daß ganze Län-

der

der und Völker von dem Willen eines einzigen Königs abhangen und gleichsam von ihm beseelet werden. Alle Verordnungen geschehen unter seinem Namen und Befehl. Ganze Kriegsheere bewegen sich auf sein einziges Wort. Nur zu bedauren ist, daß unsere Weltregenten nicht hundert Augen haben, damit sie sehen könnten, wie ihre Befehle beobachtet und vollzogen werden. Allein, da sie nur zwey haben, können sie nicht alles sehen, und müssen sich gefallen lassen, hundertmal betrogen zu werden. Wenn wir aber von Gott reden, müssen wir uns weit höhere Begriffe machen, als von einem schwachen Menschen; denn da er allwissend, mag ihn kein Geschöpf belauschen, und eben so wenig sich seinem Willen widersetzen, weil er allmächtig. Er will, und es geschieht. In allem werden seine weisesten Absichten erfüllt. Wir Menschen sind nur die Unterhändler und der Werkzeug, deren sich die göttliche Fürsicht bedient, jenes zu vollziehen, was sie verordnet, und zwar vollziehen wir eben zu jener Zeit den Willen Gottes, da wir glauben, den unsern zu vollziehen. Die Hand Gottes ists also, welche durch uns arbeitet. Gott zeigt seine

Für-

Fürsicht von Zeit zu Zeit, und wenn wir es nicht merken, geschieht es nur, weil wir immer gegen die Erde schauen, und selten oder nie unsere Augen zu dem Himmel richten. Wir sehen mit Erstaunung in unserer Welt so wunderliche Begebenheiten, die wider alle menschliche Muthmaßung und Erwartung sich ereignen, ja gar oft unsere Fassungskraft übersteigen. Wer ist der Urheber hievon? ist es nicht Gott, der auf dieser Welt-Schaubühne spielt (q), wie es ihm beliebt.

Aber da lacht ein halber Gotteslängner im Traum; denn es träumt ihm wirklich, Gott lasse alles auf Erden gehen, wie es geht. Er sey mit seiner Glückseligkeit im Himmel zufrieden, und überlasse alles auf Erden dem Zufall; der Lauf der Zeiten, die Abänderung der Reiche, das Schicksal eines jeden ins besondere, ja, dieses große Weltgebäude und die Eintheilung aller irdischen Dinge sey nur ein Scherz des Glückes; alles geschehe von ungefähr, oder nach dem Laufe der Natur, ohne daß Gott seine Hand dabey habe. Darf man mit Träumenden auch reden, so erlaubet mir zu fragen: Wer

(q) Proverb. 8. v. 31.

Wer ist denn diese Natur, durch welche alles geschieht? ist sie etwas todtes, oder ist sie etwas lebendiges? ist sie etwas todtes, so kann es nicht wirken. Ist es etwas lebendiges, von wem hat es die Kraft zu wirken? von sich selbst? so ist es Gott; oder von einem andern? so muß es nur von Gott herkommen. Oder ist es das Geschicke, welches alles in der Welt schlichtet? so frage ich denn wiederum: ist das Geschicke eine zufällige Sache, oder ist es etwas Selbstständiges? ist es etwas Zufälliges, so muß es von etwas höheren entspringen; ist es etwas Selbstständiges, so frage ich abermal: ist es unabhängig von einem andern, oder hängt es von einem andern ab? ist es abhängig von einem andern, so kann es nur von Gott abhangen; ist es unabhängig, so muß es Gott selbst seyn. Sehet, wie diese Träumer sich selbst mit ihren tollen Vernünftlereyen verwickeln.

Nämlich, so machen es unsere neu ausgeschloffene Welt- und Glaubensweise. Unverschämt läugnen, höhnisch spotten, ist die ganze Kunst, so sie besitzen. Kommt man sie um eine gründliche Probe ihres Satzes an, so

lachen

lachen sie, und machen Spaß, oder sie machen einen Absprung über den andern, nur damit es nicht scheinet, als irren sie in ihrer Meynung. Sie kommen endlich in ihrem Irrsal so weit, daß sie eher zulassen, die Welt sey von Ewigkeit her, als daß sie zugeben, es sey eine wachende Fürsicht, die alles auf Erden anordnet. Welch ein alberner Einfall! eine ewige Welt, die sich selbst erschaffen hat, und zwar schon von ewigen Zeiten her! wem könnte närrischer träumen? wo ist ein Ding in dem ganzen Reiche der Natur, welches sich selbst das Wesen und das Daseyn gegeben hat? auch die blinden Heiden dachten nicht so dumm. Ein Haus, sagt Cicero, ein Pallast setzet zum voraus einen Baumeister, der selbes erbauet. Sehen wir also dieses große Weltgebäude und seine schönste Einrichtung, so müssen wir glauben, daß ein höherer Künstler, als das blinde Ohngefähr selbes versertiget und noch wirklich erhält. In welche Unordnung würde nicht schon längst unsere Welt gerathen seyn, wenn die göttliche Fürsicht nur einen Augenblick ihre Augen von derselben abgewandt und ihren erhaltenden Einfluß entzogen hätte? wie mag sich denn die schwache Menschenvernunft auf-

machen,

machen, und Gottes Gewalt und Allmacht anstreiten? ist es nicht das gottloseste Beginnen, Gott, nachdem er die Welt schon so viele tausend Jahre beherrschet, seine weiseste Fürsicht abläugnen, ihn gleichsam von dem Throne stürzen, und so zu reden, in die Ruhe setzen wollen, nicht anders, als ob er von der Regierung müde, oder derselben überdrüßig geworden wäre, oder als ob er ein sorgloser Vater wäre, der die Aufsicht und Obsorge über seine Kinder unter die unnützen Dinge hinwirft? und doch ist dieses die Vermessenheit sehr vieler witzig seyn wollender Köpfe. Sie lassen Gott keine Ehre, sondern setzen über ihn einen andern Gott, dem sie das Geschicke, das Schicksal, oder den Zufall nennen. Nach ihrem Wahn geschieht alles von Ohngefähr, was immer geschieht, ohne daß Gott Theil daran habe. Von Gott, diesem so erschrecklichen Wesen, welches man so gar ohne heilige Erschütterung nicht nennen soll, redet und denkt man nicht viel anders, als von einem leichtsinnigen Künstler, der das Werk, so er verfertiget, fremder Willkühr, oder dem Geschicke preiß giebt.

O möchten diese Träumer nur ein Paar Augenblicke den Schlummer aus den Augen wischen, und sich ein bisgen auf dieser Weltschaubühne umschauen, wie bald würden sie einen allwaltenden Gott erkennen, und ihren Irrthum ablegen! wollten sie nur diese niedere Erde, auf der sie umher gehen, betrachten, so sollte ihnen ja einfallen, wer hat diesen ungeheuren Erdballen, der nicht minder als achtzehntausend Meilen im Umkreiß begreift, gekünstelt; und wie kömmt es, daß diese schwere Last frey in der Luft ohne Bande, ohne Säulenwerk hängt, ohne mit aller Schwere des unermessenen Meers, so vieler Gebirge, so vieler Städte, und Thürme durch so viele tausend Jahre zu stürzen, oder zu wanken? wer hält sie in einem unverrückten Gleichgewicht, als jener Gott, der sie gemacht hat? wollten sie alsdann einen Blick in den Himmel werfen, so sollte ihnen dieser fromme Gedanke kommen: dieses ungeheur große Gewölb, welches nach Ausrechnung der Sternkündiger mehr als hundert und sechzig Millionen Meilen von der Erde entfernt ist, wie mag es durch Verlauf so vieler tausend Jahre bestehen, ohne jemal

eine Ausbesserung vonnöthen zu haben, wie mag es sich so lang halten, da es doch keine Stütze hat, auf der es sich steuret, kein Band, daran es hängt, keinen Angel, daran es sich umwälzet? wer giebt ihm diese unzerstörliche Veste, als jener Künstler, der die Himmel zu seiner Ehre gebauet hat? und diese schimmernde übergroße Körper, die wir Planeten und Sterne heißen, und die ihre eigene Bewegung haben, die wieder unter sich sehr verschieden und überaus schnell sind; wie kömmt es, daß sie niemal in eine Verwirrung gerathen, noch in ihrem Laufe sich verirren, noch sich untereinander verstoßen? wer erhält sie in dieser schönen Ordnung, als jener allmächtige Werkmeister, der mit einem Worte Himmel und Erde geschaffen? wollten sie alsdenn ihr Augenmerk richten auf so viele Gattungen der Thiere, die in dem Umfang unserer Körperwelt sich aufhalten, so würden sie über die weiseste Anordnung des Schöpfers erstaunen, indem sie sehen würden, daß alle zu einem gewissen Ziel gemacht sind, und auch jene, die dem unwissenden gemeinen Volk als unnützlich, oder überflüßig vorkommen, einige zur Schönheit dieser Allheit, andere zur

Lust und Ergötzung, andere zur Nothdurft, noch andere zur Strafe und Verdemüthigung des sündhaften Adamsgeschlechts, und wieder andere, die andern Thieren zur Speise und Nahrung dienen; und sollten sie sich fragen, warum die Schwächere von den Stärkern und Größern nicht schon längst aufgerieben und ihr Geschlecht gänzlich aus der Welt vertilget worden, so würde ihnen die Vernunft sagen, daß ein höheres vorsichtiges Wesen ist, so selbe ernähret, schützet und vermehret. Wollten sie endlich sich selbst und alle ihre Mitbrüder, die Menschen, einen nach dem andern beschauen, und eines jeden seine Gesichtszüge gegen des andern halten, würden sie wohl unter so vielen Millionen der Menschen eine vollkommene Gleichheit auch nur zwischen zween antreffen? und wer ist, der diese Ungleichheit der Gesichtsbildung von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzet? ist es nicht die Hand des Allerhöchsten? lassen sie zusammen kommen alle Maler, die in der Welt zu finden, und nach ihrem Sinn so viel unterschiedliche Köpfe und Angesichter mit ihrem Pinsel entwerfen, als sie ersinnen können, mit allem dem, daß sie so viele Vorbilder vor Augen

haben,

haben, werden sie doch alle niemal dahin kommen, daß sie so großen Unterschied der Gesichter zuwegebringen, als Gott, will nicht sagen, kann, sondern nur wirklich gemacht hat. Und woher kommen endlich so viele Erdgewächse, so viele Blumen, Feld- und Baumfrüchte, die von dem nämlichen und gleichen Erdensaft und von der nämlichen Sonne alle Jahre neugebohren werden und von ihrer Schöpfung an an Gestalt, Farbe und Geschmack so verschieden sind? wer wirket diese Wunder? ist es wieder der Zufall, das Geschicke? Lassen wir uns von dem großen Augustin die Antwort geben: Des Allmächtigen und Allwaltenden Kraft ist die Ursach des Wesens allen Geschöpfen, welche Kraft, wenn sie jene Dinge, so erschaffen sind, zu regieren aufhören würde, so würde zugleich auch ihre Gestalt aufhören und die ganze Natur vergehen (r). So urtheilet der große Kenner, sowohl der Natur als göttlicher Dinge.

(r) S. August. l. 4. de Gen. ad lit. c. 12.

Und wer soll anders von Gott denken, als Augustin gedacht hat? wem aus den Vernünftigen soll wohl der Einfall beykommen, als habe Gott kein Acht auf uns Menschen, oder als überlasse er alles, was auf unserer Erde vorgeht, der Natur, oder dem Schicksal, ohne seine Hand dabey zu haben? Gott hat schon lang die Welt beherrscht, und erst itzt soll er sich der Regierung begeben haben? ganz anders dachten unsere alten christlichen Monarchen, die ihre Krone und Zepter niemand als Gott, dem Herrscher der Herrschenden, verdankten, weil sie eine über sie wachende Fürsicht erkannten, von der alle zeitliche Hoheit und Glückseligkeit herkömmt. Und noch wirklich unsere christlichen Herrscher, wen erkennen sie als Ausspender der Fürstenthümer und Reiche? nicht das Schicksal, nicht die Wahl der Menschen, nicht ihre hohe Geburt, nicht ihre Macht, nicht den Beyfall, oder Uebereinstimmung der Völker, sondern Gott, nur diesem beugen sie ihre gekrönten Häupter, und mit ehrfurchtvoller Hand schreiben sie: **Wir von Gottes Gnaden**, nicht von der Gunst des Glückes, oder der Menschen, sondern von der Gnade Gottes.

Und

Und indessen jene, deren Monarchie nicht größer ist, als ihre Schreibstube oder Studierzimmer, und die keinen andern Zepter in der Hand führen, als eine abgestumpfte Schreibfeder, getrauen sich Gott seine allwaltende Fürsicht abzustreiten (s)? Welch eine Vermessenheit! wir ärgern uns noch an dem Stolze eines gewissen Königs in Spanien, Alphons des Zehnten, der sich erdreistet hat, mit gotteslästerlichem Hochmuth zu sagen, wenn er in dem göttlichen Rath bey Schöpfung der Welt gegenwärtig gewesen wäre, wollte er ein und das andere besser angerathen und geordnet haben. So stirnlos wird freylich niemand seyn, daß er sich die Werke Gottes, wie dieser König, zu tadeln getraute, wohl aber geschiehet nicht selten, daß man sich erfrechet, Gott in seiner weisesten Regierung einzureden und wider seine gerechtesten Anordnungen zu murren, wenn man doch Gott die Ehre noch läßt, daß auf sein Geheiß, oder wenigstens aus seinem zulassenden Willen die Veränderungen und Glückswechslungen auf unserer Welt geschehen, und nicht vielmehr die Ursachen

(s) Roder. Sanct. Hist. hisp. p. 4. c. 5.

derselben in der Natur, oder in dem Willen der Menschen sucht; denn nichts neues, daß man bey unvermutheten Ereignissen an alles denkt, nur an Gott nicht. Kömmt Krieg, so flucht der Landmann über die Geldpressungen, Plünderungen und Unmenschlichkeiten der Soldaten, oder wohl auch über den Ehrgeiz seines Königs, der mit dem Blute seiner Unterthanen seine Staaten erweitern will, und er bedenkt nicht, daß ein Gott im Himmel ist, der Krieg oder Friede nach seinem Belieben der Erde geben kann. Schlägt der Schauer, so legt der Bauer die Schuld auf den Seelsorger, als hätte er den Wettersegen nicht gut gesprochen, oder auf den Glöckner, als hätte der die Glocken nicht zeitlich genug angezogen, als ob der ganze Segen der Feldfrüchte von den Glocken, nicht von Gott abhieng. Wird ein Schiff auf dem Meer verunglückt, so zörnet der Kaufmann wider seinen Schifführer, daß er den Sturm nicht vorgesehen, oder selbem zeitlich zu entrinnen nicht gesucht, oder den Felsen nicht beobachtet, an welchem das Fahrzeug gescheitert. Er erwäget aber nicht, daß nur Gott Wellen und Winden gebiethen kann. Kömmt eine Theurung und Brodmangel, so

jammert

jammert alles über die harten Zeiten, man klagt nicht nur über die Unfruchtbarkeit der Erde, sondern auch über die Unvorsichtigkeit der Obrigkeit, daß sie nicht zu rechter Zeit Fürsehung gethan. Man schaut aber nicht in Himmel, von daher der herbe Streich kömmt, indem nur Gott Fruchtbarkeit oder Mißwachs geben kann. Siehet der Arme den Reichen in seinem Ueberfluß, so zankt er mit dem Schöpfer, daß er in Austheilung seiner Glücksgüter so partheyisch handelt, ohne zu überlegen, daß er der Herr ist, der Armuth und Reichthum in seinen Händen hat. Hingegen der Reiche pocht auf seine volle Geldkiste, und macht sich groß bey seinem Vermögen, welches er entweder der häuslichen Wirthschaft seiner Aeltern, oder seinem eigenen Fleiß und Geschicklichkeit, oder wohl gar dem günstigen Glück zuschreibt, ohne dafür Gott einen Dank zu wissen, da doch alles, was wir auf Erden gut heißen, nur von ihm herkömmt.

O des schändlichen Undankes, den der vorsichtigste Gott von vielen Menschenkindern erfährt! die Fürsicht wachet über uns, wie

eine Mutter über ihre Kinder. Sie reichet uns täglich die Nahrung. Sie giebt uns den nothwendigen, ja oft einen überflüßigen Unterhalt. Wir schlafen ruhig, und indessen muß aus ihrem Befehl die ganze Natur für uns arbeiten, nur uns das Brod und die Erhaltung zu verschaffen. Sie läßt täglich für uns die Sonne aufgehen, sie macht die Erde Früchte hervorbringen. Und wir statt Gott dafür zu danken, schreiben dieses alles der Natur zu, ohne des gütigsten Schöpfers uns zu erinnern, ja, auch dort, da wir wirklich die Gutthaten Gottes genießen, denken wir an keinen Dank, sondern wir setzen uns zu Tisch, und stehen mit vollem Magen von demselben auf, ohne unserm höchsten Wohlthäter nur ein Vater unser dafür zu zinsen, fast wie jene Thiere, welche die Früchte der Bäume auf der Erde sammeln, ohne den Baum anzuschauen, von dem sie gefallen. Wir lesen oder hören von traurigsten Begebenheiten, die sich in unsern Zeiten ereignen, von blutigen Kriegsempörungen, von krachenden und verwüstenden Erderschütterungen, von rasenden Feuersbrünsten, von verschlingenden Wasserüberschwemmungen, von wüthenden ansteckenden

den Krankheiten, von allgemeinen Landplagen, und wir denken nicht, daß Gott, der die Elemente, wie die Herzen der Monarchen in seinen Händen hat, der Urheber derselben ist; sondern statt dem schonenden Gott zu danken, daß er solche Uebel von unserer Stadt, oder dem Vaterland gnädigst abgewendet, forschen wir auf natürlichen Ursachen nach, und endlich muß die Natur, oder das Schicksal der Stifter solcher Begebenheiten seyn. Gott hat dabey nichts gethan, da er doch unser Glück, wie unser Leben in seinen Händen trägt. Er hat sowohl die Kronen, als den Hirtenstab in seiner Gewalt. Diesen bestimmt er zu einer ansehnlichen Ehrenstelle, die durch reiche Einkünfte noch schimmernder wird. Jenen läßt er gebohren werden von reichen begüterten Aeltern, die ihrem Kind eine fette Erbschaft, so sie mit ihrem Fleiß und Schweiß gesammelt, hinterlassen, er ist also vor der Welt schon groß, nur weil er reich ist. Einem andern giebt er schon bey seiner Geburt den Adelsbrief in die Hand, da er ihn von hohem uralten Stamme läßt erzeugt werden. Er bringt also den Ruhm seiner verdienten Ahnen und die Vorrechte seines großen Hauses mit sich zur

Welt. Und solche Glückskinder, statt der gütigsten Fürsicht für ihren Glücksstand zu danken, schreiben ihre zeitliche Glückseligkeit dem blinden Glück, oder dem Zufall zu, und nicht selten glauben sie ein größeres Recht zu einem freyen Leben zu haben, als der gemeine Pöbel, weil sie über andere durch ihren Stand erhaben sind. Daß heißt doch so ziemlich freydenkerisch gedacht. Doch will niemand ein Freydenker seyn, ob man schon ganz natürlich lebt, wie ein Freydenker zu leben pflegt.

Ach der elenden Zeiten! wo ist noch ein lebhafter Glaube? sag man mir, was man wolle, das Glaubenslicht ist bey vielen sehr schwach, oder gar erloschen; denn glaubten wir lebhaft an eine wachende Fürsicht, würden wir nicht in allen auch widrigen Zufällen die weisesten Anordnungen Gottes anbethen? wir würden begreifen, daß das Glück nur ein erdichtetes Wesen, welches nirgends in der Welt, sondern nur in der menschlichen Einbildung sich aufhält, sondern Gott allein der Urheber des Glücks und Unglücks sey. Wir würden die so ungleiche Austheilung der

Glücks-

Glücksgüter unter uns Menschen Gott allein zuschreiben, und wir würden wider seine weiseste Fügung nicht so ungehalten und murrisch uns bezeigen, sondern ein jeder würde mit jenem Stand, in den ihn Gott gesetzt, zufrieden seyn. Wir würden uns nicht mehr verwundern, warum der Gottlose auf Erden glückselig, der Fromme aber unglückselig sey, sondern in allem die allwaltende Hand Gottes erkennen. Wir würden leicht fassen, warum ein frommer Mensch mitten in seinem Lebenslauf dahin sterbe, weil er für den Himmel alt genug war, und hingegen der Boshafte zu grauen Jahren gelange, damit er die Gerechten in der Geduld übe. Wir würden in den widrigsten Vorfallenheiten uns fassen, und mit diesem trösten: Gott will es so haben. Wir würden in Glück und Unglück uns mit einer christlichen Gelassenheit und Großmuth in die Arme des allwaltenden Gottes werfen, wir würden endlich den Tod selbsten als eine Verordnung Gottes ansehen, und mit Freuden uns in den göttlichen Willen fügen.

Beschluß.

Sehet, Christen! welch schöne Vortheile uns ein lebhafter Glaube an die göttliche Fürsicht verschaffet, deren sich jene beraubt sehen müssen, die sich von einem unachtsamen Gott träumen lassen, der auf uns Menschen kein Acht hat. Wie ruhig können wir in dem Leben, wie getrost können wir im Sterben seyn, wenn wir stets gedenken: Gott ist über mich, er ist mit mir. Alles geschieht aus seinem anordnenden, oder zulassenden Willen, und alles aus weisesten und gerechtesten Absichten. Er hat mein Schicksal in seinen Händen, und was er thut, ist wohl gethan, weil er allezeit als Vater handelt. Er ist ein allwissender Gott, und nichts kann seinen Augen verborgen seyn. Er beobachtet alle meine Handlungen, so muß ich selbe also einrichten, daß sie niemal seinem göttlichen Angesichte mißfallen; und wie er Acht hat auf meine bösen Werke, so sieht er auch auf meine guten, und dieß muß mir der stärkste Antrieb seyn, allezeit fromm und tugendhaft zu wandeln, weil ich Gott zu einem untrüglichen Zeugen

meines

meines Thuns habe. Er ist ein allwaltender Gott, und seine Fürsicht erstreckt sich von einem Ende der Welt bis zum andern. Er ordnet alles auf das weißlichste an, so kann ich mich auf seine Anordnungen sicher verlassen, weil er die Weisheit und die Güte selbst ist. Sein heiligster Wille ist mir das süßeste Labsal auch in widrigsten Zufällen; denn dieß ist mir allezeit der beruhigendste Trost: Gott will es so haben, Gott hat es so verordnet.

Aber kann sich wohl ein Mensch etwas von diesen Vortheilen versprechen, der in seinem Leben alles nur dem Ungefehr und blinden Schicksal zugeschrieben? Gesetzt, es kömmt die letzte Stunde, und sie wird ja auch solchen Leuten nicht ausbleiben, gesetzt, sie kommen auf das Sterbbette, wo nehmen sie einen Trost in ihren herben Umständen her? wie zerschlagen ist ihr Gemüth, wie verworren ihr Geist? gebt mir das Nachtlicht her, damit wir einem solchen Träumer besser in das Gesicht schauen; denn er beginnet aufzuwachen. Ich höre ihn schon ächzen: Ach, mein Gott, muß ich denn schon sterben? — — wie sagst du mein Gott? Gott weis ja nichts

um dich? — — Ach! daß mir Gott nur dießmal das Leben noch schenkte! — — was rufest du aber zu Gott? er nimmt sich ja der Menschen nicht an, das Schicksal, oder die Natur ist es, die dir den Lebensfaden abbricht. O du unglückseliger Träumer! so gehen dir erst beym Sterbelicht die Augen auf, da selbe der Tod bald schließen will? O wie weit getröster stirbt ein guter Christ, der die Rathschlüsse göttlicher Fürsicht allezeit in Demuth anzubethen gewohnt war! denn er weis aus seiner Religion, daß Gott seine Lebensstunden abgezählt, und da nun die letzte herbeyrücket, siehet er den Tod nicht anders an, als einen Bothen Gottes, und als eine Huldigung gegen seiner obersten Herrlichkeit und Vollmacht. So bitter das Sterben der Natur ist, so ist ihm doch das Sterben selbst ein Trost, weil er hiedurch den Willen Gottes vollzieht, und kann er ganz ruhig in dem Herrn entschlafen, weil er weis, daß eine Fürsicht im Himmel wachet, ohne deren Wink nichts auf Erden geschieht. Amen.

Dritte

Dritte

Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Wo die Gerechtigkeit auf dem Throne sitzt, zittert das Laster, und frohlocket die Tugend, weil jenes die Strafe fürchtet, diese aber die Belohnung hoffet. Ein Staat wird nur so lang in blühendem Stande erhalten, als er Männer auf seinen Richterstühlen siehet, welche das Recht und Unrecht auf gleicher Waagschale abwägen, und jeden nach seinen Verdiensten entweder strafen, oder belohnen. Deßwegen soll ein Vorgesetzter in einer Hand das Schwert führen, die Verbrecher zu züchtigen, und mit der andern soll er Gnaden ausspenden, die Verdienste zu krönen. Hiedurch

wird

wird er die Furcht und die Liebe bey den Untergebenen erhalten. Dieses sind die zwo Stützen, auf welchen das Wohl und die Sicherheit eines Landes, einer Stadt und einer jeden Gemeinde sicher ruhet; denn weis der Unterthan, daß auf die Uebertretung der Gesetze die unvermeidliche Strafe folge, so scheuet er sich Böses zu thun; und hingegen ist der Fromme versichert, daß seine Tugend nicht werde unbelohnt bleiben, so wird er destomehr zu tapfern Unternehmungen angefrischet. Dieß ist der Lehrsatz, den Paulus seinen neubekehrten Christen zu Rom eingeschärfet, da er an sie geschrieben: Die Fürsten sind nicht denen, die Gutes thun, sondern denen, die Böses thun, zu fürchten. Willst du aber vor der Obrigkeit nichts zu fürchten haben, so thue Gutes, so wirst du von ihr gelobt werden; denn ein Fürst ist ein Befehlhaber Gottes zu deinem Guten; thust du aber Böses, so fürchte dich; denn er trägt das Schwert nicht ohne Ursach (a).

Müssen

(a) Rom. 13.

Müssen wir aber nicht eine gleiche Sprache führen, wenn von einem höchsten Richter und Beherrscher der Menschen die Rede ist? unsere Welt ist nichts anders als ein weitschichtiges Reich, welches in seine Provinzen eingetheilt ist, deren jede ihre rechtmäßige Obrigkeit hat, von der sie beherrschet wird, doch so, daß diese von einer höhern Macht abhängt, und ihre Gewalt und Amt, so zu reden, nur Lehenweis trägt, wie abermal Paulus sagt: **Es ist keine Gewalt als von Gott, und alle Gewalt, so auf Erden ist, ist von Gott geordnet.** Gott allein ist also der wahre Herr und der höchste Richter, der auch die Richter der Erde dermaleins richten wird; denn da die Mächtigen unserer Welt keinen Herrn erkennen wollen, von dem sie gerichtet werden, so müssen sie doch Gott fürchten, in dessen Hände sie heut oder morgen fallen, und vor dessen höchsten Richterstuhl sie werden stehen müssen. Stößt man diese ewige Wahrheit um, die uns doch die Vernunft selbst lehret, so wird die Welt keine Welt mehr seyn, sondern sie ist ein Wald voll wilder Bestien, die nur nach dem Trieb ihrer Sinnlichkeiten und Gelüsten dahin leben; denn lebt in uns

keine Furcht Gottes mehr, so hat der Obere niemand mehr zu fürchten, von dem er wegen seinen Ungerechtigkeiten möchte gestraft werden; und der Unterthan hat keinen Zaum mehr, durch den er von den ärgerlichsten Ausschweifungen könnte zurückgehalten werden

Wem sollte es denn träumen, diesen richtigsten Glaubenssatz von Gott als einem höchsten Richter anzufechten? gewiß niemand, der noch an einen Gott glaubt. Auch die dummsten Völker erkannten bey dem Vernunftslicht, daß, wenn ein Gott ist, man ihn fürchten müsse. Die Heiden zitterten vor dem Zorn ihrer Götter, und sie brachten Opfer, sie zu besänftigen. Wir Christen haben ohnehin einen wesentlichen Satz unsers Glaubens, daß Gott ein Belohner des Guten, und Bestrafer des Bösen ist. Die ganze Welt ist bishero durch die Furcht Gottes in seiner Ordnung erhalten worden, bis erst zu unsern Zeiten einige witzige Köpfe, wie sie seyn wollen, weis selbst nicht woher, herfürgekrochen, die sich träumen ließen, Gott habe kein Acht auf uns Menschen, wie wir in unserer letzten Abendrede gehört. Zufolg dieser Lehre ist

auch

auch kein höchster Richter der Menschen, und folgsam siehet Gott die Tugend und das Laster mit gleichen Augen an, ohne für jene eine Belohnung, oder für dieses eine Strafe zu bestimmen. Der Lehrsatz von einer ewigen Belohnung oder Bestrafung ist also nur eine politische Erfindung, wodurch man den gemeinen Mann schrecken, und in den Schranken der Gebühr halten muß. So reden diese weise Klüglinge im Traume, gewiß, recht systematisch, wie halt schlafende Leute im Traum insgemein recht bündig zu vernünfteln pflegen. Nur Schade, daß diese erbauliche Wahrheit nicht schon in alten Zeiten bekannt war! wie artig sollte es auf der Welt aussehen? Aber schlummert mit diesen Träumern nicht auch ein großer Theil der Christen, die so frey dahin leben, als ob nach diesem Leben kein anders folgte, und als ob kein Gericht, keine Hölle, und keine strafende Gerechtigkeit wäre? So soll ich denn heute einen Satz erweisen, den nicht nur die christliche, sondern auch die heidnische Welt allezeit geglaubt hat? doch was muß man nicht thun, wenn man bey unserer aufgeklärten Welt die Menschen noch bey der Vernunft erhalten will? ich muß also sagen: Gott

ist gerecht, folgsam ist er erstlich ein Belohner des Guten, und zweytens ein Bestrafer des Bösen. Ach! wer giebt mir heute eine Brust die von Erzt, und eine Stimme, die so stark, als die Posaune eines Josue, welche die stolzen Mauern Jericho gestürzet, damit ich die eingeschlafene Furcht Gottes aufwecke! Du, o Gott! gieb meinen Worten Kraft; denn es geht um deine Ehre, so fange ich an in deinem Namen.

Erster Theil.

Die Tugend verdient ihren Lohn vor Gott und den Menschen, dieß fodert die ganz natürliche Billigkeit. So unglücklich und verkehrt die Welt sonst in ihren Urtheilen, so erkennet sie doch, daß treue Dienste des Lohnes würdig, und sie läßt jenen Gerechtigkeit wiederfahren, die sich um selbe verdient gemacht haben. Ein Herr weis die Arbeit und Treue eines Dieners zu schätzen, und er denkt auch selbe zu seiner Zeit zu belohnen. Ganz gewiß, ein wahrer Kenner der ihm geleisteten Dienste, wird es für seine Pflicht halten, selbe nicht

unbe-

unbelohnt zu lassen, und je höher der Herr ist, dem man dient, desto freygebiger wird er mit der Belohnung seyn; denn die Großmuth schätzt es sich zur Ehre, daß sie die ihr erwiesene oft nur geringen Dienste mit ihrer Freygebigkeit weit übertreffe. Pharao, der König Aegyptens, erhob einen Joseph aus dem Kerker auf den Thron, und erklärte ihn als Statthalter seines Reiches, weil er zur Wohlfahrt des Vaterlandes so heilsame Räthe gegeben. Assuerus schmückte einen Mardochäus mit königlichen Ehrenzeichen, damit er seine Treue, die er bey einer Verschwörung wider die geheiligte Person des Königs bewiesen, nach Verdiensten belohnte. Darius, der Herrscher der Meder und Perser, machte einen Daniel zu seinem Liebling und ersten Fürsten seiner Staaten, weil er durch seine Weißagungen sich um das Reich so sehr verdient gemacht. Das alte Rom, wer weis nicht, welch großen Aufwand es gemacht, die trefflichen Kriegsdienste seiner Helden zu belohnen? es bereitete glänzende Einzüge, Siegesbögen und anderes Ehrengepräng jenen, die für das Vaterland gefochten, und mit Siegespalmen

aus dem Felde zurück kamen. So belohnet die Welt ihre verdienten Männer.

Und wer kann ohne Gotteslästerung glauben, daß der Herr unser Gott gesparsamer sey gegen seine treuen Diener, als die Weltmonarchen gegen ihre Vasallen und Knechte sind? Er ist zugleich der reicheste; denn sein sind alle Gränzen der Erde, und er ist zugleich der freygebigste Gott, weil er die unendliche Güte selbsten ist. Er hat zwar unsere Dienste zu seiner wesentlichen Glückseligkeit nicht nöthig, wie David singt: **Herr, du bedarfst meiner Güter nicht** (b). Doch nachdem uns Gott zu vernünftigen Geschöpfen gemacht, in der Absicht, damit wir ihm auf Erde dienen, wie er im Himmel von seinen Engeln angebethet und verehret wird, und nachdem er sich selbst durch sein untrügliches Wort hat anheischig gemacht, daß er der getreue Belohner seyn werde (c), so können wir nicht mehr zweifeln, daß Gott etwas unbelohnt lassen werde, was aus seinem Befehl und zu seiner

(b) Psal. 15.

(c) *Merces tua magna nimis.* Genes. 15. v. 1.

seiner Ehre geschieht. Der Herr hat seinen Dienern im alten Bunde, denen Patriarchen, denen Königen in Juda und Israel, und seinem ganzen auserwählten Volk seinen Beystand, das Waffenglück, den zeitlichen Segen, eine zahlreiche Nachkommenschaft, und andere irdische Glückseligkeiten verheißen, so fern sie ihm getreu dienen, und auf dem Wege seiner Gebothe wandeln würden; und wie heilig hat er nicht sein Versprechen erfüllet? Zeiget uns nicht die göttliche Schrift einen begüterten gottesfürchtigen Abraham, einen bereicherten frommen Isaak, einen gesegneten gerechten Jakob, so viele glückseligen Richter, und Könige seines Volkes, die Gott nicht nur mit Reichthümern, sondern auch mit recht wunderlichen Siegen über ihre Feinde beschenket? waren dieß nicht die herrlichsten Belohnungen ihrer Treue und Gottesfurcht? und sehen wir nicht selbst mit Augen, daß der Segen Gottes häufiger sich zeige in jenen Häusern, wo man Gott giebt, was Gottes ist, wo ein wahrer Eifer zum Gottesdienst, ein tugendhafter frommer Wandel zu finden, und hingegen Gott seinen segnenden Arm jenen entziehe, die der Ruchlosigkeit sich ergeben,

den Lastern sich überlassen, und ohne Furcht Gottes dahin leben? und wenn sie auch durch ungerechte und unerlaubte Mittel sich bereichert haben, so zeiget doch die Erfahrung, daß ein solches mit Ungerechtigkeit zusammgerafftes Gut selten oder gar nie bis zum vierten Geschlecht komme. Wer thut dieses? ist es abermal das Schicksal? nein! der gerechte Gott ist es, der, gleichwie er die Tugenden der Aeltern in den Kindern belohnt, also auch die Sünden der Väter in den Nachkommen strafet.

Itzt, Hochansehnliche! steigen wir höher mit unsern Gedanken, und erheben unser Gemüth ein paar Augenblicke über diese niedere Erde. Zeitliche Güter und irdische Glückseligkeiten sind eine viel zu geringe Belohnung der Tugend, als daß sie unsere Aufmerksamkeit noch länger verdienen. Der freygebigste Gott hat seinen frommen und getreuen Dienern weit reinere und höhere Güter bestimmet, die einer unsterblichen Seele würdig sind. Er hat ihnen den Himmel und ein ewiges Leben verheißen, er hat ihnen solche Vergeltungen versprochen, die vermögend sind, auch

das geizigste Herz zu begnügen. Nun aber sehen wir, daß es in unserer obschon verkehrten Welt noch gute Seelen giebt, die unter dem Haufen der Gottlosen, wie Tobias unter den Abgöttern, fromm leben. Sie befleißen sich eines auferbäulichen und gottseligen Wandels. Sie zähmen ihre bösen Anmuthungen mit dem Zaume der Furcht Gottes, sie fliehen die schwerere Sünden und Uebertretungen der Gebothe des Herrn, sie dienen Gott mit einem redlichen und aufrichtigen Herzen, sie sind ämsig in der Andacht und Gottesdienst, sie üben sich in den Werken der Liebe Gottes und ihres Nächsten, sie springen mit ihrer mildreichen Hand bey denen Dürftigen und Armseligen, sie reichen nach ihren Kräften Allmosen den Armen und Presthaften. Und doch sehen wir, daß diese beßten Seelen auf Erden für ihre Tugendübungen schlechten Lohn empfangen, vielmehr sind sie ein Gegenstand der Verachtung, sie werden mit Drangsalen und zeitlichen Uebeln gedrückt, sie leben ein armseliges Leben, und müssen sich bis zum Grabe mit Widerwärtigkeiten herumschlagen. Sie werden also in dieser Welt für ihre Geduld und Tugendwerke von Gott nicht be-

lohnt: So müssen sie also in einer andern Welt den Lohn erhalten, so muß denn ein anders Leben folgen, in welchem Strafe und Belohnung nach Verdienste ausgetheilt wird, oder Gott muß ein ungerechter Gott seyn.

In der That, wenn wir nur noch ein bisgen Religion haben, und nicht gar Gotteslängner seyn wollen, so müssen wir bekennen, daß eine Zeit kommen muß, wo die Tugend aus dem Staube herfürgesucht, und auf den Ehrenstuhl gesetzet wird. Wie mancher ehrliche Mann lebt ungemerckt in einem Winkel der Welt, dessen Rechtschaffenheit niemand als Gott allein bekannt ist. Er führet ein stilles, verborgenes, aber zugleich tugendhaftes Leben. Er erfüllet die Pflichten gegen seinem Gott, gegen seine Obere, gegen seine Mitmenschen. Er lebt nach der Anweisung und Obliegenheit seines Berufes, in den ihn Gott gesetzt hat. Er verhält sich gegen alle gerecht, und sein Gewissen weis um keinen ungerechten Kreuzer, den er durch List oder Betrug, oder Gewalt seinem Nächsten abgedruckt. Er darbet zwar mit seinen Kindern in Armuth, denen er mit seinem sauren Schweiß

kümmerlich das liebe Brod verschaffen kann; doch er ist mit seinem obschon herben Schicksal zufrieden, und er überträgt mit christlicher Großmuth alles Ungemach seines Standes, weil er mit stillem Herzen einen Gott anbethet, der Reichthum und Armuth in seinen Händen hat, die er nach Belieben unter seine Geschöpfe austheilet. Unterdessen bleibt seine Rechtschaffenheit wie unbekannt, also auch unbelohnt. Er findet unter Menschen keine Gunst, sondern vielmehr Verachtung. Der ehrliche Mann stirbt, und wie er ungemerkt gelebt, so geht er auch unbemerkt aus der Welt, ohne Pomp, ohne Pracht, ohne Leichenkondukt wird er wie andere Arme zu Grabe getragen, von niemand beweint, als von seinen vaterlosen Kindern. Gütiger Gott! soll eine solche kronenwürdige Tugend auch dort unbelohnt bleiben, nachdem sie von der Welt keinen andern Lohn, als Verachtung erhalten? wer kann dieses glauben, als nur jener, der ohne Glauben lebt? nein! Gott ist zu gerecht, als daß er die Treue seiner Gerechten unbelohnt läßt. Mit dieser Hoffnung tröstete sich ein verfolgter Paulus mitten in seinen Drangsalen. Mir ist vorbehalten die Krone der

Ge-

Gerechtigkeit, schreibt er an seinen Timotheus, die mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tag geben wird (d). Dort vor Gott wird es weit anders hergehen, als es hier auf unserer Welt herzugehen pflegt. Hier hat die Tugend wenig Gunst, und eben so wenig Belohnung. Vielmehr dient sie den Weltkindern zum Gegenstand der Verachtung und Verhöhnung; denn wie eben der Tarsenser sagt: **Alle, die fromm leben wollen, werden Verfolgung leiden müssen** (e). Aber das Blat wird sich wenden, wenn der Tag der Gerechtigkeit und der Belohnung anbrechen wird. Die Spötter der Frömmigkeit werden zu schanden, und die Tugend erhöhet werden, wie der heilige Geist in dem Buche der Weisheit vorgesagt: **Die Gerechten werden mit großer Beständigkeit stehen wider diejenige, so ihnen Angst gemacht, und ihre Arbeit entnommen haben** (f). Gott läßt itzt zu, daß das Laster obsiegt, und der Fromme unterdrückt wird. Er läßt zu, daß

(d) 2. Timoth. 4.
(e) 2. Timoth. 3.
(f) Sapient. 5.

daß tugendhafte und rechtschaffene Leute an den letzten Ort gesetzt werden, und als ein Fußhader dienen müssen, an dem jedermann die Schuhe abwischen will; er läßt es zu, daß seine Gerechten durch Neid, Hochmuth und Ungerechtigkeit verfolgt werden. Gott siehet es, und er schweigt, er siehet, so zu reden, durch die Finger. Aber es kömmt der Tag, da die Schaubühne wird verändert werden, und die göttliche Gerechtigkeit wird auftreten. Alsdann wird Gott die Ehre seinen Auserwählten wieder zurückstellen, die ihnen die boshafte Welt entweders geraubet, oder nicht gegönnet hat. Alsdann wird er sie aus ihrer Verachtung auf die Zinne der Herrlichkeit erheben, und alsdann werden die Verächter ihrer Tugend seufzen und jammern, wie der heilige Geist weiter spricht in dem oben angezogenen Buche der Weisheit: Sehet, diese sind es, die wir vorhero als verhörte einfältige Leute verachtet. Diese sind es, welche wir mit Schmach und Unbilden überschüttet. O wir Unsinnige, die wir ihr Leben für eine Thorheit, und ihren Tod für Spott und Elend gehalten! sehet, wie sie itzt unter die Kinder Gottes gezählet

let worden, und in der Gesellschaft der Heiligen wohnen (g).

Aber zu allem diesem lachen unsere Freydenker; denn sie halten alles für eitel Märchen, was immer von der Zukunft gesprochen wird. Diese erleuchteten Geister wissen besser, was nach dem Tod mit uns geschehen wird, als uns die heilige Schrift, die Offenbarung, heilige Väter und Lehrer sagen können; denn da nach ihrer Einbildung Gott auf uns Menschen keine Obacht hat, sondern uns wie das andere Vieh auf der Erde umher wühlen läßt, bis endlich ein Zufall, oder eine Krankheit, oder das Alter uns den Lebensfaden abschneidet, so können sie zufolge ihrer schönen Lehre keine künftige Belohnung zulassen, sondern mit dem Tod ist alles bezahlt. Deßwegen ist ihr mindester Kummer, Werke der Gottseligkeit, Werke der Barmherzigkeit auszuüben, als in so weit selbe der Wohlstand, oder die natürliche Menschenliebe von ihnen fodert, ohne ihre Handlungen zu einem höhern Ziele zu richten. Sie hoffen also keine künftige Belohnung,

(g) Sapient. 5.

lohnung, sondern weil sie ehrliebende Leute sind, so wollen sie auch gegen Gott so ehrlich seyn, daß sie von ihm in jener Welt keinen Lohn verlangen. Und sie haben auch kein Recht hiezu; denn sie haben sich ihre Rechtschaffenheit schon auf dieser Welt redlich bezahlen lassen, da ihnen die Dichter das verdiente Lob gesungen, oder die Schmeicheley den Weihrauch gestreuet, oder ihre menschenfreundlichen Großthaten durch die Zeitungsblätter in die Welt ausposaunet worden. Da aber diese ehrlichen Leute nach ihrer Ehre so hungerig sind: warum wollen sie ihrem Schöpfer die Ehre nicht lassen, daß er ein gerechter Richter ist? oder wie kann da eine Gerechtigkeit seyn, wo keine Belohnung für treu geleistete Dienste und tugendhafte Handlungen ist?

Gerechter Himmel! was wird man denn noch aus Gott machen, wenn man ihm die Belohnung des Guten abstreiten will? Ist er denn ein Tyrann, der von uns die strengsten Dienste und genaueste Haltung seiner Gebothe fodert, ohne dafür uns eine Entgeltung zukommen zu lassen, wie etwa die Herren dieser Welt von ihren Unterthanen die beschwerlichen

chen Frohn- und Robatdienste verlangen, ohne dafür einen Lohn zu geben, weil sie selbe aus einem hergebrachten Recht als eine Schuldigkeit zu begehren befugt sind? nein! Gott ist der gütigste Herr, der uns Menschen nicht mehr aufbürdet, als wir ertragen können, und der noch dazu jene Dienste, die wir ihm als seine Geschöpfe schuldig sind, reichlich belohnet, und wie Augustin sagt, selbst seine Gaben krönet; er ist der freygebigste Herr, der sogar für den kalten Trunk Wasser, so wir dem Armen in seinem Namen reichen, den Lohn bestimmet hat. Sehet, sagt er uns, **euer Lohn ist häufig in dem Himmel** (h). Dieß war die Hoffnung, welche unsere ersten Christen beseelet, daß sie sich, und all das Ihrige Gott, und der Liebe des Nächsten geopfert, weil sie wußten, daß ihnen häufiger Lohn im Himmel vorbehalten. Und dieß ist noch wirklich das Labsal aller frommen Christen, daß sie großmüthig in dem Leiden, standhaft in der Tugend beharren, weil sie aus dem Glauben überzeugt sind, daß nach dem Streit die Krone folge. Wäre in jener Welt keine

(h) Matth. 5.

keine Belohnung zu hoffen, wer wäre armseliger, als der Fromme und Gerechte, der hier auf dieser Welt nichts denn Müheseligkeiten verkosten muß, wenn er auch dort keinen Trost zu genießen haben soll? ihr bedrangte Christen! die ihr in diesem Leben wenig, oder gar keine vergnügte Stunde zählet, warum bricht eure Geduld nicht? warum macht ihr eurem Elend nicht durch einen gewaltsamen Tod ein Ende, wenn auf dieses armselige kein bessers Leben folget? ihr heiligen Blutzeugen! die ihr alle Grausamkeit mit unbesieglichem Heldenmuth ausgestanden, was waret ihr doch für Thoren, daß ihr den edelsten Theil euers Wesens, das Leben nämlich, für Gott aufgeopfert, wenn ihr für euere Marter keine Belohnung zu hoffen hattet? nämlich diese theuren Kämpfer wußten, daß Gott der getreueste ist in Haltung seines Versprechens, daß er, so wahr er Gott ist, ein gerechter Belohner des Guten ist. Dahero giengen sie mit Freuden an die Schlachtbank, weil sie ihr Glaube lehrte, daß dieser Leib, wenn er auch in Stücke zerrissen wird, zu seiner Zeit wieder zu einem bessern Leben auferstehen werde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Aber was sage ich hier von der Auferstehung der Todten? das wäre eine erschreckliche Wahrheit für diejenige, die sonst niemand Gutes thun, als ihrem eigenen Leibe; denn was hätten sie für eine Auferstehung zu erwarten, wenn sie alles nur für sich, und für die Welt, nichts für Gott, und den Himmel gethan? deßwegen wollen sie nichts hören von einer Auferstehung, wie vormals die Saduzäer, sie schlagen diesen Gedanken mit allem Fleiß aus dem Sinn, nichts wollen sie wissen von einem künftigen Leben, sie wollen, nachdem sie einmal gestorben, ihre Leiber sollen ewig in dem Grabe schlafen; ja es läßt sich aus ihrem Betragen leicht schließen, daß sie wirklich sich träumen lassen, die Auferstehung der Todten sey eine pure Unmöglichkeit. Allein diese Träumer mögen sich widersetzen, wie sie wollen, so werden doch ihre Leiber aus dem Moder ihrer Verwesung zu einem andern, und zwar ewig dauernden Leben erstehen; denn das Wort des Herrn ist untrüglich. Und wer findet hier eine Unmöglichkeit? Ist sie auf Seiten des Menschen, oder auf Seiten Gottes? wäre sie auf Seiten des Menschen, so müßte es nur die Unfähigkeit eines verwesenen Leibes

Leibes seyn, daß er nach dem Tode wieder zu leben anfangen sollte. Warum war er aber nicht unfähig zu leben, da er noch in seinem ersten Nichts war? wäre sie auf Seiten Gottes, so wäre es die Unvermögenheit, indem es die Kräften des Schöpfers überstieg, einen Todten lebendig zu machen. Wie aber? war es Gott möglich, aus Nichts einen lebendigen Menschen zu machen, warum soll es ihm unmöglich seyn, jenem das Leben wieder zu geben, der es schon einmal hatte? ja fodert nicht die Gerechtigkeit eines getreuesten Belohners diese Erweckung der Todten? denn da der Leib ein Mitgehülf der Seele war zu Ausübung des Guten, so ist auch billig, daß er ein Mitgesell der Seele in der Belohnung sey. Tröstliche Wahrheit für einen Christen, mit welcher er sich auch in traurigsten Umständen stärken und erquicken kann! geht es ihm übel in diesem Leben, so schaut er den gestirnten Himmel an, er tröstet sich selbst mit diesem Gedanken: erhole dich meine Seele, und fasse Muth, du hast einen gerechten Gott im Himmel, der deine Mühe dermaleins belohnen wird. Dieses große Sternhaus hat er nicht für sich allein, auch nicht für seine Engel gebauet, sondern

auch uns Menschen als eine ewige Belohnung versprochen. Leide noch eine kurze Zeit, so stehet der Lohn dir bereit. Aber wo sehen jene hin, die itzt an einer ewigen Belohnung, an einem künftigen Leben, an einer Auferstehung der Todten, und einem Gerichte immer zweifeln? wo sehen sie hin zur Zeit der Drangsalen, denen sie doch nicht gänzlich entfliehen können? das werden sie wissen.

Zweyter Theil.

Allein es mag wohl seyn, daß sie sich über dieß wenig bekümmern, vielleicht wollten sie gerne von Gott keine Belohnung erwarten, wenn sie nur auch keine Strafe zu fürchten hätten; um von diesem fürchterlichen Gedanken sich loszumachen, geben sie sich alle Mühe, und sie thun nicht nur dem Glauben, sondern auch der Vernunft selbst Gewalt an, sich zu bereden, nach diesem Leben sey keine Bestrafung mehr. Aber umsonst bestreben sie sich, Gott von seinem Richterstuhl abzusetzen. Wir fühlen in uns selbst schon in diesem Leben einen Bestrafer des Bösen, der uns unsere Verbrechen

brechen vorrücket, obschon niemand als uns allein unser Laster bekannt ist; denn thun wir Böses, so spüren wir in uns, ich weiß selbst nicht was, welches uns nach verübter That unruhig macht. Wir empfinden eine innerliche Furcht, ob wir schon nicht recht wissen, was wir fürchten, fast wie der brudermörderische Kain, welcher nach vollbrachter Mordthat nicht nur Gott, sondern auch jeden Menschen zu fürchten angefangen. Ist der Mensch noch nicht gänzlich in die Tiefe der Bosheit gerathen, so wird er allezeit von dem Nagen des schuldigen Gewissens beunruhiget werden, so lang er im Sündenstand lebt. Er trägt seinen eigenen Peiniger und Ankläger in seinem Busen herum. Er sucht zwar alles herfür nur das Gewissen einzuwiegen, doch bey all dieser Mühe kann er es nicht dahin bringen, daß es gänzlich schweiget; denn kömmt ein solcher Mensch in eine Lebensgefahr, so wird das Gewissen rege. Es stellt ihm ganz lebhaft vor die augenscheinliche Gefahr, in welcher das Heil seiner Seele schwebt. Was will uns dieß anders sagen, als daß die Natur selbst uns eine Furcht Gottes eingeflößet? deswegen sagt Sophokles ein alter Weltweiser, die Furcht

Gottes sey nicht von den Menschen erfunden worden, sondern sey vom Himmel herabgekommen. Wir erfahren also schon in diesem Leben einen heimlichen Bestrafer des Bösen, so unser Gewissen ist.

Aber noch klärer decket uns unsere heilige Religion die Furcht Gottes auf, indem sie lehret, daß Gott ein Bestrafer des Bösen sey, eben darum, weil er unendlich gerecht ist. Aus dem Glauben erkennen wir, daß in Gott alle Vollkommenheiten unendlich, und ohne Schranken sind. Folgsam gleichwie er unendlich gütig in Belohnung des Guten, also muß er auch unendlich gerecht seyn in Bestrafung des Bösen: eben so wahr ist es auch, daß, obschon Gott eine unabänderliche Glückseligkeit genießet und unser nicht bedarf, wie ich schon oben gemeldet, wir doch glauben müssen, daß er gewisse Gesetze habe errichten können, die ihm beliebten, und die er von uns will beobachtet wissen, wie er auch wirklich seinen heiligsten Willen uns durch seine Gebothe erkläret hat. Gleichwie er also eine ewige Glückseligkeit jenen verheissen, die seine Gebothe halten, also auch hat er für jene, die seine

Gesetze

Gesetze übertretten, eine ewige Strafe bestimmet. Widrigenfalls wäre er kein gerechter Gott mehr, wenn er die Verletzungen seiner Gebothe, und den Ungehorsam seiner Geschöpfe ungestraft hingehen ließ, gleichwie ein König oder Fürst aufhörte ein gerechter Landesherrscher zu seyn, wenn er die Gerechtigkeit nicht wollte handhaben, sondern die Entheiligung, und Mißhandlungen seiner Staatsgesetze mit kaltem Geblüte ohne Ahndung und Strafe ansehen wollte. Es zeigt sich also von selbsten, daß wir Menschen fähig sind, uns Verdienste, oder Mißverdienste zu machen, und es auf unsere Wahl ankomme, ob wir wollen Werke thun, durch welche Gott gelobt wird, oder Werke, durch welche seine Ehre verletzet wird; durch jene machen wir uns Gott zum Belohner, durch diese machen wir uns vor Gott strafwürdig.

Erlaubet mir nur, Hochansehnliche! daß ich zu Bestärkung dieser Wahrheit meine schon obengemachte Frage wiederholen darf. Wer ist, der noch an einen Gott glaubt, und ihn nicht als einen Bestrafer des Bösen erkennen muß? Denn ist ein Gott, so muß er gerecht

seyn, ist er gerecht, so muß er das Böse strafen, oder wir müssen zugeben, daß Gott weniger an der Erfüllung seiner Gebothe gelegen ist, als einem weltlichen Herrn an der Beobachtung seiner Befehle. Ganz gewiß, wo eine gesetzgebende Macht ist, muß auch eine strafende Gerechtigkeit seyn. Vergebens würde der Magistrat, oder ein regierender Fürst dem Volke die heilsamsten Gesetze und Verordnungen vorschreiben, wenn die Unterthanen selbe ohngescheut übertretten dürften, und die Verbrecher nicht zur Strafe gezogen würden. Wie verworren sollte es in einem Reiche, in einem Lande, ja auch in einer Stadt aussehen, wenn die Gesetze ohne Kraft, und die Uebertrettungen ohne Strafe blieben? Gott ist unser höchster Gesetzgeber, dem wir als seine Geschöpfe den strengsten Gehorsam schuldig sind. Oder will man sagen, die Gebothe, die wir göttlich nennen, seyn nur menschliche Erfindungen, Moses hätte nur aus einer politischen Klugheit dem Volke vorgeschwatzt, als hätte ihm der Herr die Gesetztafeln auf dem Berge übergeben, damit er die unruhigen und murrischen Israeliten, in Gehorsam, in guter Ordnung und Zucht halten könnte? so

gehen wir denn über das geschriebene Gesetze zurück bis in das natürliche, und da wird man mir zugeben, daß der Schöpfer, als Urheber der Natur, eben das in die Herzen der Menschen eingeschrieben, was er nachgehends auf Steinen aufgezeichnet, wie Paulus bezeuget in seinem zweyten Brief an die Korinther; **das Gesetze ist geschrieben in unsern Herzen** (i). Kraft dieses in unsern Busen gelegten Gesetzbuches waren die Menschen, bevor noch die Welt um den schriftlich erklärten Willen Gottes wußte, schon gehalten, die Pflichten gegen Gott und dem Nächsten zu erfüllen. Ließ aber Gott die Verletzer dieses natürlichen Gesetzes ungestraft? mußte nicht schon der erste Menschenmörder Kain die durch seine Greuelthat verdiente Strafe fühlen? hatte er nicht an seinem marternden Gewissen einen unaufhörlichen Peiniger und Scharfrichter? allein diese Gewissensfolter war nur der Anfang jener Strafe, die Gott diesem Sünder nicht nur wegen vergossenem unschuldigen Menschenblut, sondern auch wegen seiner eigenen Verzweiflung in der Ewigkeit bereitet hatte.

(i) 2. Corinth. 3.

Wir haben aber nicht nöthig in eine andere Welt überzugehen, um einen strafenden Gott zu sehen. Wir haben schon in unserer Körperwelt genugsame Spuren einer züchtigenden Hand Gottes. Will Gott ein Land, oder Volk um der Sünde willen strafen, so braucht er mehr nicht, als sich seiner Geschöpfe zu bedienen, die ihm als Rachwaffen dienen müssen, wie der göttliche Geist sagt: **Die ganze Welt wird mit ihm wider die Thörichte**, das ist, die Sünder streiten (k). Wie empfindlich Gott im alten Bunde die sündhafte Welt gestraft, zeiget uns nicht nur die göttliche Schrift, sondern wir haben auch hievon die redende Zeugniße und traurigsten Ueberbleibsel. Ich will euch da nicht erinnern eines verbrannten Sodoma, eines zerstörten Jericho, eines geschleiften Babylons, eines in Schutt und Staube verkehrten Jerusalems, sondern ich frage nur, haben wir nicht noch heut zu Tage einige Denkmale jener allgemeinen Sündfluth, die auch der klugeste Weltweise mir nicht läugnen kann? finden wir nicht in den Steinklippen, und auf höchsten Bergen

solche

(k) Sapient. 5.

solche Dinge, welche weder die Natur, noch eines Menschen Hand dahin gebracht, sondern nur durch einen andern Zufall müssen dahin gekommen seyn? und noch wirklich in unsern Zeiten haben wir nicht die deutlichsten Merkmale einer strafenden Gerechtigkeit, ob wir sie schon als solche nicht erkennen wollen? wir sehen noch die Brandmale der blutigsten Kriege, die Fußstapfen versenkter Städte, wir lesen noch auf den alten Grabschriften die Anzeigen der rasenden Pest. Auch in unsern Tagen fühlen wir nicht selbsten die Zuchtruthe des rächenden Gottes? was sagen uns die in unserm Zeitlauf immer aufeinander folgende Kriege, die alles verheerende Erdbeben, die auch in friedlichen Jahren immer anhaltende Theurung? was sind sie anders, als Züchtigungen unserer Sünden?

Ich weis zwar wohl, daß einzelne Drangsalen, die uns Menschen zu leiden kommen, nicht allezeit Strafen der Sünden sind, und ich weis auch, daß bey allgemeinen Landplagen auch viele Unschuldige von der züchtigenden Hand Gottes mitgenommen werden. Aber eben hieraus erhellet die Größe des Zorn Gottes,

tes, mit dem er die Sünder verfolgt, indem er so gar seinen Gerechten wegen den Schuldigen nicht verschonet, sondern beyde in gleiche Strafe verwickelt. Handelt er deswegen ungerecht? ist er nicht der Herr, der die Sünden der Aeltern noch in den Kindern strafen kann? so gerecht wir also auch immer sind, haben wir doch allezeit Ursache, die Gerechtigkeit Gottes zu fürchten; denn entweders haben wir eine Sünde, so dient uns eine solche Geisel einer allgemeinen Strafe zu unserer Züchtigung; oder haben wir keine Sünde, so sind wir doch immer noch in jenem Stande, in welchem wir noch sündigen können, folgsam dient uns die Ruthe zur Warnung. So lang wir also leben, haben wir Ursache, die göttlichen Strafgerichte zu fürchten, wir mögen Sünder, oder Gerechte seyn, weil wir nicht wissen, in welchen Stand wir noch kommen können. Dies war die Ursache, warum uns der Apostel ermahnet, daß wir in Furcht und Schrecken unser Heil wirken sollen; denn wie er von sich selbsten bekennet: Ich weis mich nichts schuldig; aber darum bin ich nicht gerechtfertiget: es ist aber der Herr, der

mich

mich richter (1). Ich muß gestellt werden für einen Richterstuhl, bey dem nach aller Gerechtigkeit das Urtheil gesprochen wird, ich werde finden einen Richter, dem das Verborgenste nicht unbekannt seyn kann, ich muß vor Gericht zu jener Zeit, da keine Gnade mehr Platz finden wird. Mein Gewissen macht mir zwar keine Vorwürfe wegen wirklichen Sünden; ich weis aber, daß ich ein Sünder gewesen, und ich weis nicht, ob meine Buße jene Vollkommenheit gehabt, die dazu erfodert wird, gänzliche Verzeihung zu erlangen. Ich bin nicht versichert, ob ich vor den Augen Gottes gerechtfertiget bin. So zitterte ein Mann ab den Strafurtheilen Gottes, der doch auf dem Wege der Heiligkeit schon große Riesenschritte gemacht hatte.

O gerechter Gott! wer deinen strafenden Arm nicht fürchten will, ist entweders der Vernunft, oder gar aller Fühlung beraubt, oder er muß allen Trieb des Gewissens in sich erstickt haben. Ein Christ, der in seinem Glauben gegründet ist, erkennet und bethet mit

(1) 1. Corinth. 4.

mit Ehrfurcht an einen gerechten Bestrafer des Bösen, er unterwirft sich der züchtigenden Hand seines Gottes, er siehet die zeitlichen Uebel, so ihn drücken, als Strafen seiner Sünden an. Er bittet Gott um Verzeihung wegen seinen verübten Missethaten, er fürchtet sich fernershin Böses zu thun, weil er weis, daß ein Gott ist, bey dem nichts ungestraft hingehet, und der entweder hier, oder dort sich wegen unsern Uebertrettungen an uns rächet. Er zittert ab der Hölle, und er entsetzt sich ab jeder schweren Sünde, weil ihm Gott mit der ewigen Pein drohet. ja er flieht sogar die geringern Sünden, weil ihm Gott in jener Welt einen Ort der Reinigung und Züchtigung, so wir das Fegfeuer nennen, bereitet hat.

Was Fegfeuer! schreyet da im Traum ein dermaliger Neumodechrist, das ist ein Pfaffengedicht, welches nur darum erfunden worden, weil es dem geistlichen Beutel einträglich ist. So schrie schon zu seiner Zeit ein Luther, und so zwizern auch jene nach, die so ziemlich Lutherlen, ob sie schon noch unter die katholischen Christen wollen gezehlet werden, weil sie

doch

doch noch für ehrlicher halten, ein Katholik, als ein Lutheraner zu heissen. In der That aber sind sie keines aus beyden. Allein was schreyen diese guten Leute so laut wider das Fegfeuer? sie haben ja nichts hievon zu fürchten, ja ich getraue mir sie von diesem Peinenort gänzlich frey zu sprechen; denn für solche Leute ist die Hölle schon gut genug, massen geschrieben stehet: **Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet** (m). Aber vielleicht ist auch die Hölle nur ein Menschengedicht, folgsam wird auf dieses Leben kein anders folgen? aber wo bleibt alsdenn die göttliche Gerechtigkeit? lasset uns sehen, was dieser Satz für einen Grund habe. Es ist gewiß aus den Geschichten, und diesen wird man ja doch noch glauben, weil sie bey unserer aufgeklärten Welt mehr Beyfall finden, als die geheiligten Geschichtbücher der Richter und Könige des alten Testaments, es ist gewiß, daß die Welt vor Zeiten heidnische Könige und Kaiser gesehen, welche über die Todtenleichen ihrer ermordeten Brüder auf den Thron gestiegen, die durch ungerechte Kriege die Gränzen ihres Reiches

(m) Joann. 3. v. 18.

Reiches erweitert, die ihren Purpur in Menschenblut getränket, und den armen Unterthanen das Blut unter den Nägeln ausgepresset. Sie hat Leute gesehen auf den Richterstühlen, welche ihre Gewalt wider alles Recht und Billigkeit mißbrauchet, sich auf ungerechte Weise bereichert, oft mit dem grösten Schaden eines ganzen Landes, welche Wittwen und Waisen unterdrückt, und in denen fast blutigen Zähern der Unschuldigen sich gebadet, und es kann seyn, sie hat noch Leute, welche durch ihre argen Anschläge die Großen der Welt berücken, und mit dem grösten Nachtheil des dritten sich Schätze sammeln, das Recht verkehren, und selbes dem Meistbiethenden feil geben, Leute, welche wider alles Gewissen die Unschuld verfolgen, und das Laster schützen. Es kann seyn, es giebt noch eigennützige Advokaten, die der Gerechtigkeit eine wächserne Nase drehen, Rechtsanwalden, die aus einem schmutzigen Gewinn aus Schwarzem Weiß und aus Weißem Schwarz machen, ich will zwar glauben, daß in unserer Stadt alle Hände rein sind, die mit der Kanzleydinten, und mit der Schreibfeder umgehen, doch ist gewiß, daß in unserer großen Welt tausend

Un-

Ungerechtigkeiten schon geschehen sind und vielleicht noch geschehen. Nun solche Leute werden hier nicht gestraft, sie lassen sich bey ihrem ungerechten Gut wohl seyn, sie bleiben vor der Welt in Ansehen bis zu ihrer Todtengruft, sie werden noch mit Pracht zu Grabe getragen. So werden denn ihre Gottlosigkeiten auch in jener Welt ungestraft bleiben? wird für sie keine Zeit der Rache kommen? wird nicht das Wehegeschrey der Unterdrückten, die Zäher der Verfolgten zu dem Himmel steigen? ist noch ein Gott, oder ist kein Gott? ist ein Gott, so muß er gerecht seyn, ist er gerecht, so muß er dort strafen, was hier nicht abgestraft wird.

O wenn dem also wäre, daß keine strafende Gerechtigkeit mehr zu fürchten, so mögen wir alle Gesetze und Verbündniße aufheben; denn kommen die Gesetze entweder hey von Gott, oder von den Menschen? sind sie von Gott, so haben wir sie nicht zu achten, weil die Uebertretter keine Strafe zu fürchten; sind sie von Menschen, so verbinden sie uns nur, in so weit sie uns durch Bedrohung der Strafe zur Beobachtung zwingen. So können

wir ungehindert jene todt schlagen, von denen wir glauben ungerechte Gewalt zu leiden, wenn wir nur vor der Welt unsere böse That verbergen können, weil kein Richter ober uns ist, der uns strafen kann. So muß man auch den Eidschwur in den Gerichtstuben abstellen, weil er eine nichtsbedeutende Ceremonie und eitel Blendwerk ist; denn wer wird sich noch scheuen falsch vor Gericht zu schwören, wenn kein Gott ist, der die Entheiligung seines Namens rächet? Ist keine Hölle, ist kein zukünftiges ewiges Leben, so wären wir die größten Thoren, wenn wir uns nicht der Wollüsten und der Freyheit dieses Lebens bedienten, und unserer Begierlichkeit die wenige Zeit, da wir auf Erden sind, freyen Zaum ließen. Ist nichts mehr über uns, so uns strafen kann, so fällt alle Unterwürfigkeit gegen einem höchsten Wesen weg, ein jeder kann leben, wie er will, er ist berechtiget, sich selbst zu seinem Endzwecke zu setzen, und alles nur zu seinem Eigennutz, zu seinem Vergnügen, zur Lust und Befriedigung seiner Gelüsten zu richten. Kurz! ist kein strafender Gott mehr, so ist auch keine Sünde mehr, sondern alles ist erlaubt.

Itzt habe ich nur einen Zweifel. Menschenvernunft! sey du die Schiedrichterinn. Wer handelt vernünftiger, jener, der an einen höchsten Richter und an ein künftiges Leben glaubet, oder jener, der diese Glaubenswahrheiten unter die ungewissen und zweifelhaften Sachen setzet? jener der sich fürchtet Böses zu thun, weil ein Gott ober ihm, der ihn strafen kann, oder jener, welcher sorglos dahin lebt, als ob kein Gott, keine Hölle, keine ewige Bestrafung wäre? jener, der in diesem wichtigsten Glaubenssatz dem Urtheile der allgemeinen Kirche beyfällt, und einer Wahrheit beypflichtet, die sogar einem heidnischen Plato nicht unbekannt war, indem er lehrte, daß ein höchstes und unumschränktes ewiges Wesen sey, dem wir nach Auflösung unserer Körper wegen des guten, oder schlechten Gebrauches seiner Gaben werden Rechenschaft geben müssen, oder jener, der nur auf seine Einbildung bauet und trauet, der nur so viel glaubt, als er mag, der sich selbst willkürlich einen Glauben schmiedet, der zum Bürgen für seine Meynung nur die Gewaltthätigkeit seiner Leidenschaften hat, und das gefährliche Geschäft seines Heils von sich selbst entscheidet? jener, welcher beken-

net, daß unsere Seele den Leib überlebe, daß noch eine andere Welt und ein anderes Leben folge, daß der Allmächtige dem Staub und Asche unserer verstorbenen Leiber das Leben wieder verleihen werde, und dieses um so gewisser, als es Gott nichts, als ein bloßes Wollen koste, damit ein jeder nach seinen Werken den Lohn empfange? oder handelt jener vernünftiger, der über dieß alles lachet, der sich rühmet, mit andern Thieren gleiches Schicksal zu haben, der sich einen unwirksamen, blinden, tauben, ja ungerechten Gott in seinem Wirbelkopf vorstellet? Gesunde Vernunft! urtheile, welcher aus diesen handelt klüger und vernünftiger? Wie soll es denn möglich seyn, daß es in unserer Welt noch Leute gebe, die mit ihrem ewigen Heil so vermessentlich scherzen, indem sie nichts glauben wollen, als was sie mit Augen sehen, die mit jenen Thörichten im Buche der Weisheit noch immer schreyen: es ist noch keiner aus der andern Welt zurückgekommen, der uns erzählt hätte, wie es dort hergeht. Hiemit glaube ich, was ich will.

Beschluß.

Geduld! auch sie, diese Frevler werden, und vielleicht bald, dorthin kommen, aber, wie andere, nicht mehr zurückkommen, so gern sie wollten. Man wird ihnen dort erzählen, und sie werden selbst erfahren, daß ein Gott ist, der das Gute belohnet und das Böse strafet. Aber eben dieses ist das Erschrecklichste, gehen in die Ewigkeit, aus welcher kein Rückweg ist. O welch ein entsetzlicher Sprung von dieser Welt in eine andere! ich zittere, wenn ich mir nur in Gedanken vorstelle jene Verwirrung, welche sich in einem solchen unglaubigen Herzen äußern wird, in jener Stunde, wo das Nachtlicht mit dem Lebenslichte beginnet zu erlöschen. Hat ein solcher Waghals sein ewiges Heil nicht gänzlich vergessen, so wird er doch bey sich gedenken: sterben muß ich, die Welt muß ich verlassen, wo wird mein Geist über eine Stunde seyn? Vielleicht ist es wahr, was man mir so oft von den Kanzeln gesagt, daß nach diesem Leben noch ein anderes sey, daß Gott der höchste Richter, der die Menschen nach ihren Wer-

ken urtheilen wird. Wie wird es denn mir dort ergehen? Gutes habe ich für den Himmel und meine Seele nichts gethan, und was ich gethan, ist nur auf den Schein geschehen, so habe ich keine Belohnung zu hoffen. Böses habe ich vieles geübet, weil ich die Furcht Gottes aus dem Herzen verbannet, so habe ich denn nur einen strengen Richter zu erwarten. O fürchterliches Sterben, sterben in einer solchen Ungewißheit! und doch leben noch viele aus den Christen so sorglos dahin, als ob keine Hölle, kein Himmel, als ob keine Belohnung zu hoffen, keine Strafe zu fürchten wäre. Man denkt nicht an Gott, nicht an die Ewigkeit, ausser, da ein großes Kreuz, oder eine tödtliche Krankheit daher kömmt.

O schlummernde Christen! erwachet einmal aus euerm gefährlichen Schlafe. Es ist die Stunde da, daß ihr vom Schlafe aufstehet, und vielleicht ist die letzte Stunde von vielen aus uns nicht mehr ferne, nach welcher wir vor dem höchsten Richter werden erscheinen müssen. Fürchtet also Gott; denn er ist gerecht: übet Gutes, da es noch Zeit ist; denn er ist ein getreuer Belohner: fliehet das Böse; denn er ist ein strenger Bestrafer. Amen.

Vierte

Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Der Schlaf ist ein Bruder des Todes. Jener, wie dieser, schließet dem Menschen die Augen und macht ihn sinnloß. Ein Schlafender ist ein wahrer Abriß eines Erstorbenen, und wir sehen zwischen ihm, und einem todten Leichnam fast keinen andern Unterschied, als daß jener noch athmet, dieser aber Luft zu schöpfen aufgehört hat. So lang er in dem Schlafe vergraben, weis er nichts, was um ihn und außer ihm geschieht. Seine Sinne sind gleichsam todt, und ohne einzige Wirkung. Die Zunge ist stumm, die Ohren taub, die Augen blind, der ganze Leib glei-

chet einem fühllosen Klumpen. Hätten wir einen Jonas auf dem Boden jenes Schiffes, welches nacher Tharsis segelte, schlafen gesehen, hätten wir fast glauben sollen, der Prophet hätte wirklich ausgeathmet. Die stürmende See erhob ein rasendes Ungewitter, der Himmel blitzte, die Wolken donnerten, die Winde brausten, die Fluthen tobten, die Mastbäume krachten, die Ruder braßelten, von dem ganzen Schiffvolke stieg ein ungeheures Zettergeschrey zu dem Himmel empor. Nur Jonas schlief noch unter diesem fürchterlichen Getöß in beyde Ohren.

Natürliches Sinnbild eines Menschen, der in dem Geschäfte seiner Seele fort und fort schlummert, da doch der gütige Himmel alles versucht, ihn aus seinem gefährlichen Schlafe zu bringen; denn wer einmal in die Tiefe der Sünden kömmt, hat gleich einem Schlafenden alle Fühlung verloren. Gott ruft ihm zu durch sein geoffenbartes heiliges Wort, und durch die Herolden seines Evangeliums: Stehe auf, der du schlafest, so wird dich Christus erleuchten (a). Und er verrigelt die

Ohren,

(a) Ephes. 5.

Ohren, damit er die Stimme des Herrn nicht höre. Gott zeigt ihm die schönsten Beyspiele eines frommen christlichen Wandels an andern nicht nur seines gleichen, sondern auch eines höhern Standes, und er schließt die Augen zu, damit er nicht sehe, oder er lacht gar über die Frömmigkeit als einer dummen Einfalt. Gott ermangelt nicht, oft durch herbe Stöße an der Thür des Herzens anzuklopfen, und durch Vorstellung künftiger Dinge das Gewissen zu erschüttern, und er, statt die Stimme des Gewissens zu hören, tröstet sich selbst mit einer dreisten Sicherheit, als wäre er noch himmelweit von dem Tode und der Ewigkeit entfernet. Gott schreckt ihn durch fürchterliche Zufälle, durch einen unvermutheten und oft unglückseligen Tod seiner besten Freunde und Bekannten, und er wendet sich auf eine andere Seite, und schnarchet ganz ruhig fort, und damit er in seinem Schlafe von niemand gestört werde, verschließt er Thür und Fenster, ich will sagen, er fliehet die Predigten, damit nicht durch eine fürchterliche Wahrheit seine falsche Gewissensruhe unterbrochen werde. Er sucht Umgang mit solchen Leuten, die mit ihm gleiches Sinnes

und Wandels. Er setzet sich fest auf einige irrige Grundsätze, welche die Furcht Gottes zu tilgen vermögend sind, bey denen er so sanft schläft, wie einer, der durch das unschuldige Gemurmel eines springenden Wassers, oder rauschenden Baches eingeschläfert wird.

O der erbärmlichen Schlafsucht, die den Menschen auf die erschrecklichsten Wahrheiten, wie einen Jonas auf das Donnern des Himmels, unempfindlich macht! was läßt sich von Leuten, die von diesem Schrotte sind, gedenken? schlafen sie nur, oder sind sie gar todt? wir können eines wie das andere ohne Verletzung ihrer Ehre von ihnen sagen. Sie schlafen; denn sie beschäftigen sich die beste Zeit ihres Lebens mit verführerischen Traumbildern: Gott gebe nur, daß sie nicht ewig einschlafen! Aber sie sind auch wirklich todt, weil der Glaube in ihnen erstorben, sie halten sich nicht viel besser, als das andere Vieh, und deswegen tragen sie kein Bedenken, auch thierisch zu denken und zu leben; denn entweder haben sie vergessen, daß sie eine unsterbliche Seele in ihrem Leibe tragen, oder sie läugnen gar diesen Glaubenssatz; massen aus ihrem ganzen

Betragen sich nichts anders schließen läßt, als daß sie sicher dafür halten, daß mit diesem Leben alles aufhöre, und das ganze Wesen des Menschen zergehe, daß also mit dem Leibe auch die Seele sterbe. Der Traum ist stark, und hier brauchte es eine stärkere Stimme, als die meine ist, solche Träumer wache zu machen. Doch ich wage es, und schreye einem solchen Schläferling, wie der Schiffpatron einem Jonas zu: Stehe auf, wie kannst du so hart schlafen? stehe auf und ruf deinen Gott an (b); denn wisse, er ist der Schöpfer deiner edeln Seele, er hat sie können, er hat sie wollen unsterblich machen. Wer also an der Unsterblichkeit der Seele zweifelt, handelt erstlich vernunftlos, zweytens gottlos. Beydes wird meine heutige Rede erweisen. Seyd bereit, ich fange an.

Erster Theil.

So aufgeklärt sind unsere dermaligen Zeiten, daß man an allem zu zweifeln anfängt, was vorhin eine ganze vernünftige Welt als die

(b) Jon. 1. v. 6.

die richtigste Wahrheit geglaubt hat. Man hat sich vorgenommen nichts zu glauben, als was man mit Augen siehet, und mit Händen greifet, und da die Seele des Menschen, als ein purer Geist, sowohl unsichtbar, als unfühlbar ist, so ziehet man ihre Unsterblichkeit in Zweifel, und man läßt sich träumen, die Seele höre mit dem Leben des Leibes auf. Wären diese Träumer noch Christen, so würde ihr Zweifel bald aufgelößt seyn; denn unter allen Glaubenssätzen ist keiner, der öfter und nachdrücklicher uns vorgestellt, und mit Zeugnissen göttlicher Schrift bekräftiget wird, als eben dieser, daß die Seele des Menschen unsterblich sey. Gott schuff den ersten Menschen, und nachdem er seinen Leib aus Laim gebildet, blies er ihm den Geist des Lebens ein (c). So hat denn Gott aus dem Menschen ein edlers Geschöpf machen wollen, als andere Thiere waren; denn von keiner Gattung der lebenden Geschöpfe lesen wir, daß ihnen der Schöpfer den Lebensathem eingeblasen, als nur dem Menschen. Was ist nun dieser eingeblasene Odem Gottes, als die Seele, die

(c) Genesis. 2.

die den Leib begeistert? ist diese Seele ein Hauch Gottes, so ist sie etwas Göttliches, und wenn ich so reden darf, ein Theil der Gottheit: ist sie etwas Göttliches, so kann sie so wenig vergehen, als Gott selbst. Deßwegen sagt der heilige Geist im Buch der Weisheit: **Gott hat den Menschen erschaffen, daß er nicht kann vertilgt werden** (d). Nun ist gewiß, daß der Mensch dem Leibe nach könne zerstört werden. Ein jedes Element, ein jedes Geschöpf kann ihn zerreißen, zermalmen, zerkiffen und zernichten. Welcher Theil des Menschen ist denn unzerstörlich? es muß es nur die Seele seyn, die nicht mag getilget werden. Ja sagt der weise Prediger: Der Staub soll wieder kommen zu seiner Erde, davon er war, und der Geist soll wieder kehren zu Gott, der ihn gegeben hat (e). Was könnte von der Unsterblichkeit der Seele deutlichers gesagt werden?

Wollen wir itzt von der alten Schrift in die neue übergehen, so wissen wir, daß der menschs-

(d) Sapient. 2. v. 23.

(e) Ecclesiastes 12. v. 7.

menschgewordene Gottessohn bezeuget, der arme Lazarus sey von den Engeln in den Schoos Abrahams zu den Altvätern übertragen worden, der reiche Prasser hingegen habe seine Grabstätte in der Hölle gefunden. Dieses kann wieder nicht von ihren Leibern verstanden werden, weil selbe auf der Welt geblieben, ja vermuthlich ist der Leichnam des reichen Mannes in einer prächtigen Grabstätte beygesetzt worden. Die Seelen hiemit sind in eine andere Welt versetzt worden, jene des Lazarus in ein glückseliges, diese des reichen Prassers in ein unglückseliges Ort. Diese Wahrheit bestärket der Heiland durch seine göttliche Lehre noch mehr, da er spricht: Fürchtet nicht diejenige, die den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können (f). Ueberhaupts, so oft Christus redet von dem Gerichte, so nach unserm Tode folgen wird, so oft er uns versichert von der Auferstehung der Todten, so oft er uns den ewigen Lohn verspricht, oder mit der ewigen Strafe drohet, eben so oft lehret er uns, daß die Seele unsterblich sey; denn wie könnte sie sonst nach

dem

(f) Matth. 10. v. 28.

dem Tode des Leibes gerichtet, und bey der Auferstehung wieder mit dem Leibe vereiniget werden, wie könnte sie ewig belohnt, oder gestraft werden, wenn sie bey dem Tode des Leibes schon wäre in Nichts verwandelt worden? ist es denn nicht eine vermessene Thorheit, den göttlichen Zeugnissen kühn und keck widersprechen wollen? ich meyne doch, es ist so ziemlich unvernünftig gehandelt, das ganze alte und neue Testament Lügen strafen wollen.

Doch was kann zu unserer Zeit eine aufgeklärte Vernunft nicht? sie sträubet sich wider das ganze Alterthum, weil sie allein weise ist. Man kömmt bey ihr mit der Schrift nicht recht, weil sie alle göttliche Offenbarungen rund weg läugnet, und eher das ganze geschriebene Wort Gottes ganz und gar verwerfen, als sich ihre Träume aus dem Kopf wird bringen lassen. Nur aus der Vernunft will man überzeugt seyn, wenn man glauben soll. So sey es denn, ich verlange von unsern allwissenden Weltweisen mehr nicht, als daß sie mir einen Gott zugeben, der diese ganze sichtbare Allheit gemacht hat. Was könnte

ich

ich weniger von ihnen begehren? Wenn nun die Frage ist, was Gott kann, so muß sich die ganze menschliche Vernunft gefangen geben. Wir müssen einem Allmächtigen die Ehre geben und das Recht widerfahren lassen, daß er mehr thun kann, als wir fassen können. Auch der witzigste Weltweise wird den Kopf verstossen, so bald er es waget, die Allmacht eines höchsten Wesens zu durchforschen, und wir zeigen niemal die Blödigkeit unsers Verstandes mehr, als wenn wir die Werke des Herrn mit unserm stumpfen Witz ergründen wollen. So gelehrt und weise wir auch immer seyn mögen, müssen wir doch Gott die Ehre lassen, und mit David bekennen: Du bist der Gott, der du wunderbarliche Dinge thust (g). Wir haben nicht nöthig, das Reich der Natur zu durchwandern, die Allmacht Gottes zu bewundern, betrachten wir nur uns selbst. Der Leib, den wir auf Erden umhertragen, ist er nicht schon ein unbegreifliches Wunderwerk? Denn dieser enge Bezirk unsers Körpers, wie viel schließt er Wunder in sich, die unsere Fassungskraft über-

(g) Psal. 75.

übersteigen? wir begreifen nicht einmal unsern Ursprung. Könnten wir in den Schooß unserer Mutter wiederkehren, und in demselben die Gestaltung der menschlichen Leibsfrucht, die Bestimmung der Gebeine, das Gewebe der Aederlein, die Ordnung unserer Glieder, die Triebfeder der Pulsadern, und Nerven betrachten, würden wir nicht gleich beym ersten Anblicke unsere Unwissenheit eingestehen müssen, und über diese wunderliche Einrichtung höchstens erstaunen? welch ausserordentliche Dinge sind nicht gewisse von einem Gleich zu dem andern abgesönderte Gebeine, das Blut, so unser Fleisch, eben wie eine Brunnquelle das Erdreich durchströhmet und befeuchtet, die Verdauung und Austheilung der Säfte in seine Gefässe, die Begeisterung aller auch kleinsten Theilchen? Gewißlich auch der geschickteste Leibszergliederer muß bey Durchforschung des menschlichen Leibes erstaunen, wenn er siehet die weiseste Ordnung, und Einrichtung des Körpers, wie kein Theil umsonst, sondern ein jeder seine besondere Verrichtung habe, wie ein kleines unachtsames Wesen eines noch ungebohrnen Kindes endlich zu solcher Größe erwachsen, und von so langer

Dauer seyn könne, daß einige Menschen bis achtzig, neunzig, hundert, und noch mehr Jahre ihres Lebens erreichen. Wer thut alle diese Wunder, ist es nicht ein allmächtiger Gott? deßwegen bekannte jene machabäische Mutter ihren Söhnen: meine Kinder! ich weiß nicht, wie ihr in meinem Leibe seyd gestaltet worden; denn ich habe euch weder Geist, weder Seele, noch Leben gegeben (h). Will man also vernünftig denken, so muß man den Finger auf den Mund legen, so bald die Rede ist von dem, was Gott kann.

Aber nein! unsere Träumer schweigen nicht; denn sie wollen ihren scharfen Witz zeigen. Eben die wunderliche Beschaffenheit des menschlichen Leibes macht sie träumen, der Mensch sey nichts anders, als ein kunstreiches Uhrwerk, welches nur so lang geht, als das Gewicht aufgezogen ist, und die Räder in der Bewegung erhält: steht dieses, so bleibt auch das ganze Werk stehen. Also der Mensch lebe nur so lang, als er von dem Feuer der Lebensgeistern beweget wird. Hören diese auf

zu

(h) 2. Machab. 7.

zu wirken, so müsse der Mensch nothwendig sterben, und mit dem Leben verschwinde auch der Geist. Nach ihrem Wahn macht der Umlauf des Geblüts, und die Bewegung der fleischigen Theile die ganze Seele aus. Hiezu, sagen sie, werde keine unsterbliche Seele erfordert, sondern diese Dienste könne auch eine materialische Seele verrichten; wie wir es bey dem Vieh geschehen sehen. Daß aber der Mensch etwas edleres, als andere Thiere, rühre nur daher, weil er ein reineres Geblüt, und lebhaftere Geister von der Natur empfangen. Uebrigens sey zwischen Vieh, und Menschen kein Unterschied, sondern eines sterbe, wie das andere, ohne daß eine Seele nach dem Tode überbleibe; denn, sagen sie, es sey nicht zu fassen, wie eine pur geistige Seele in einem materialischen Körper wohnen könne, indem ja ein Geist in dem Leibe, und durch den Leib nicht wirken kann. Deßwegen finde man bey einem todten Menschen eben so wenig eine Spuhr von einer unsterblichen Seele, als bey dem todten Vieh. Dieß sind die Beweise und Beweggründe, aus denen sie die Unsterblichkeit der Seele verneinen wollen.

Wohlan! so gehen wir zum Richterstuhle der Vernunft, und hören ihren Ausspruch, ob es vernünftig gedenkt sey, der Mensch trage eine Viehseele in seinem Leibe herum, und frage ich gleich anfangs, ist die Seele kein geistiges, sondern nur ein materialisches Wesen, wie kann sie denn denken, und sich so hohe Begriffe von solchen Dingen machen, die sie niemal gesehen hat? wem ist jemal eingefallen, daß eine pure Materie die Kraft habe vernünftig zu denken, und bündige Vernunftschlüsse zu machen? Vergebens vergleicht man das Vieh mit dem Menschen. So ähnlich der Mensch dem Vieh dem Leibe nach seyn mag, so ungleich ist er dem Geist nach. Das Vieh handelt nur nach dem Triebe der Natur, der Mensch aber nach der Vernunft. Was ist aber die Vernunft? ist sie nicht eine Geburt der Seele? nichts ist erhabener, nichts ist fruchtbarer, als unsere Seele, sie gebähret immer Gedanken, ohne sich zu erschöpfen. Sie hat eine lebhafte, und durchdringende Faßungskraft, mit welcher sie das ganze Reich der Natur durchforschet, ein getreues Gedächtniß, welches schon lang vergangene Sachen behält, und sich wie gegenwärtig vorstellet.

Sie

Sie hat einen freyen Willen, der nach Belieben erwählen oder verwerfen kann, welches alles dem Vieh nicht gegeben ist. Ihre Einbildung hat keine Schranken, sie spatziert durch die ganze Welt aus, und bleibt doch allezeit an einem Orte. Itzt durchstreichet sie unsern Erdenkreis, und durchsuchet die Eigenschaften der Geschöpfe, itzt steigt sie bis in den Himmel, und mißt ab die Größe der Sternen, ohne daß sie von dem Orte gerücket werde. Wir scheinen nur ein Dipflein zu seyn, und wir sind gleichwohl Größer, als die ganze Welt. Kurz! die Seele macht uns gleichsam zu Königen dieses Erdrundes; denn die ganze Welt liegt gleichsam unter dem Gebieth der Seele. Sie macht sich die wichtigsten Entwürfe von größten Sachen, sie bauet bey sich ganze Schlösser, und Städte auf, sie ordnet ganze Kriegsheere an, sie entscheidet die verworrensten Streithändel. Wie kann alle diese Wunder ein Wesen thun, welches eine pure Materie ist?

Oder wenn auch unsere Seele materialisch seyn soll, so sag man mir, was ist der Geist, der uns beseelet? ist er eine Substanz, oder

ist er keine Substanz? ist er eine Substanz, so muß er unmaterialisch, oder materialisch seyn? ist er etwas materialisches, so ist es entweder rund, oder viereckig, roth, oder blau, grün, oder schwarz; denn jede Materie hat eine Farbe, und muß nothwendig eine Gestalt, und Stellung haben. Ist er aber kein materialisches Wesen, so muß es ein geistiges seyn, ein Wesen, welches keine Ausdehnung, oder Zertheilung leidet, ein Wesen, welches einen Leib, dessen Theile unendlich theilbar sind, bewegt und regiert. Oder was ist denn endlich die Seele des Menschen? ist sie nur eine gewisse Beschaffenheit und Mäßigung des Leibes, oder ist sie lediglich nur eine Wirkung der Nerven, und fleischigten Theilen? wie könnte sie aber selbige untersuchen, von selben urtheilen, selbige nach ihrem Belieben regieren, und damit handeln? ihre Wirkungen geben zum voraus zu verstehen, daß sie einen Vorzug über selbe habe. Nichts kann zugleich die Ursache, und die Wirkung, zugleich die Weise und Wesenheit einer Sache seyn. Will man mir einwenden, wie ein purer Geist in einem Leibe wirken könne? so fragt sich entgegen, wie Gott, der ein purer Geist ist, diese erschaffene

All-

Allheit beherrschen, und in selber wirken könne, da doch gewiß ist, daß der Schöpfer in alle Handlungen einen unentbehrlichen Einfluß habe. Will man mir endlich sagen, man sehe nichts, wenn der Mensch seinen Geist ausathmet, oder wenn man ihn anatomiert und zergliedert, aus welchem man das Daseyn einer Seele könnte abnehmen; so folget hieraus mehr nicht, als daß die Seele nicht unter die Augen falle, folgsam ein purer Geist sey, und eben das ist, was wir haben wollen. Wo ist denn itzt eine materialische Viehseele? wo bleiben die Beweißthümer unserer Träumer? wollen sie auch diese Vernunftschlüße nicht gelten lassen? so machen sie an sich selbst wahr, *unus stultus potest plus negare, quam centum docti probare.* Zu deutsch: **Ein Esel kann lauter schreyen, als hundert Kanarivögel singen.**

Nun aber, hat Gott die Seele als einen puren Geist erschaffen, so muß sie auch unsterblich seyn; denn was keine Theile hat, kann nicht in Theile gehen, noch zerstört werden, sondern muß nothwendiger Weise unverderblich seyn. Dieß ist der Beweiß eines

Cicero, der bey dem Licht der Natur erkannte, daß der Mensch ein viel zu edels Wesen, als daß er nach dem Tode, wie dem Leibe, also auch der Seele nach gänzlich sollte zernichtet werden; denn wir Menschen besitzen viel zu erhabene Eigenschaften, und Vorzüglichkeiten, als daß wir nicht dem Geist nach sollten unsterblich seyn. Ja, wenn wir wie das Vieh krepierten, hätten wir Ursache über die göttliche Vorsicht zu klagen; denn auf solche Weise wären wir weniger als die Werke unserer Erfindung, weniger als die Eichen, so wir mit eigener Hand gepflanzet, und die so viele Jahrhunderte stehen, weniger als die Gebäude, so wir aufführen, und die über vieler Menschen Alter hinaus dauren, weniger als unsere Abbildungen, die uns überleben, und uns den Nachkommen vorstellen.

Und in der That, wer aus den Vernünftigen kann glauben, daß der weiseste Schöpfer uns nur deßwegen mit so vorzüglichen Gaben vor andern Thieren ausgezeichnet, damit wir wie das Vieh leben, und wie das Vieh sterben sollen? warum hat er uns eine gesunde Urtheilungskraft gegeben, mit welcher wir das

Gute

Gute von dem Bösen, die Tugend von dem Laster unterscheiden können, wenn kein Lohn und keine Strafe, und kein anders Leben auf uns wartet? Diese Denkungsart von einer sterblichen Seele kam so gar den blinden Heiden vernunftlos vor. Sie erforschten die Natur unserer Seele, und nachdem sie erkannt hatten, daß sie ihrem Wesen nach unvergänglich wäre, schloßen sie daraus, daß sie Gott zu dienen schuldig sey. Plato, ja Plato selbst dieser heidnische Weltweise, nachdem er die Vortreflichkeit der menschlichen Seele bewundert hat, machte aus der Vernunft den Schluß, daß es nicht möglich sey, daß Gott habe einen Menschen erschaffen können, ohne daß er sich demselben mitgetheilet, und ihn seiner Unsterblichkeit theilhaftig gemacht. Mein! was würden wir über die Thiere bevor haben, wenn uns Gott nicht dahin erhoben hätte, daß wir ihn loben, lieben, und erkennen könnten? wenn wir mit dem Vieh aufhören zu seyn, warum hat uns Gott so deutliche Erkenntnisse von sich selbst eingedrückt? und wenn ich mich auf Zeugnisse berufen darf, was für eine Abschilderung der Seele haben uns nicht alle Völker gegeben? es ist kein Volk zu finden, daß

nicht auf den Gedanken verfallen ist, daß die Seele etwas gewisses sey, so weit edler als der Leib, selben überlebe, und endlich mit dem Wesen alles Wesens sich vereinige. Barbarische Völker, so wild und ungesittet sie auch waren, haben doch allezeit der menschlichen Seele eine Unsterblichkeit zugestanden, und ob sie schon diese Wahrheit mit vielen Fehlern und irrigen Meynungen vermischet, kamen sie doch in der Hauptsache überein. Einige glaubten, daß die abgeschiedenen Seelen ganz frey aller Orten herumflatterten. Andere vermeynten, die Seelen der Erstorbenen wandern von einem Leibe in den andern, ja so gar in unvernünftige Thiere, nachdem sie es in der Gesellschaft des Leibes verdient hätten. Wieder andere bildeten sich ein, die Seelen nach der Trennung vom Leibe reisen an lustigen Gegenden, welche sie die elysischen Felder nannten. Andere hielten dafür, sie könnten annoch eine Freude und Genuß haben an dem Geld, so man in ihre Gräber verschloß, oder an den Speisen, so man auf ihre Ruhestäte setzte. Endlich andere ließen sich den Gedanken beykommen, sie werden nach ihren Verdiensten in die Zahl der Götter versetzt. Keinem Volke

ist

ist aber eingefallen, der Seele keine längere Dauer, als dem Leibe zu geben, daß also Augustin sich mit allem Recht zu fragen getraute: Wo ist dermalen ein so dummer und alberner Mensch, oder ein so einfältiges altes Mütterchen, welches nicht glaubt, daß die Seele unsterblich sey, und nach dem Tode ein anders Leben folgen werde (i)? Und erst itzt in unsern unglückseligen Zeiten will man eine Wahrheit in Zweifel ziehen, die schon in die sechstausend Jahre von einer vernünftigen Welt geglaubt worden? heißt das nach den Gesetzen der Vernunft handeln, der ganzen göttlichen Schrift, der Meynung der weisesten Männer, dem Urtheile der alten Weltweisen, der Vernunft selbsten, und einer ganzen vernünftig denkenden Welt widersprechen? gewißlich an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln, ist vernunftlos, und wir würden einer hirnlosen Thorheit uns schuldig machen, wenn wir Leuten, die erst von zwanzig, oder dreyßig Jahren her zu schwärmen haben angefangen, mehr glauben wollten, als Millionen der Menschen, die von hohem

Vers

(i) S. August. Epist. 3. ad Volusian.

Verstand, tugendhaft, und ehrbar, von dieser Wahrheit allezeit überzeugt waren.

Zweyter Theil.

Aber was sucht man denn endlich durch einen so kühnen Widerspruch wider eine so offenbare, und allezeit geglaubte Wahrheit? ich kann mir keine andere Ursache einbilden, als man will hiedurch sich von den Vorwürfen des Gewissens los machen, um desto freyer leben zu können. Man will ein Thier seyn, damit man nicht mehr menschlich, das ist, vernünftig zu leben gehalten ist, welches eben so gottlos, als vernunftlos. Man giebt sich Mühe, die Welt zu belehren, nach dem Tode bleibe von dem Menschen nichts übrig, als ein erblaßter Körper: der Mensch sey am Ende seines Lebens nicht besser, als ein anderes Stück Vieh; folgsam warte auf uns kein anders Leben, man habe keine Hölle, keine Verdammniß zu fürchten. Man will also die Furcht Gottes gänzlich aus der Welt verbannen. Welch eine Gottlosigkeit kömmt uns nicht schon bey dem ersten Anblicke

einer

einer so verführerischen Lehre zu Gesichte? ist es nicht eine Art der größten Gotteslästerung, das Ebenbild Gottes bis zur Natur des dummen Vieles herabsetzen wollen, ja Gottes Allmacht selbst entehren und verläugnen, indem man derselben will Schranken und Marksteine setzen, als hätte sie nicht einen unsterblichen Geist erschaffen können? Wie gottlos dieser Irrwahn sey; werden wir leicht begreifen, wenn wir nur den Ursprung desselben, und seine Folgen betrachten wollen. Woher rührt denn eine so gottlose Meynung, als höre das ganze Wesen des Menschen mit dem Tode auf? forschen wir auf den Grund nach, so finden wir keinen andern, als ein verkehrtes, und verdorbenes Herz; denn sich selbst bereden wollen, daß die Seele nicht unsterblich sey, ist vielmehr ein Irrthum des Willens, als des Verstandes. Der böse Wille thut der Vernunft Gewalt an, und verleitet, oder vielmehr zwinget sie, etwas zu glauben, was in der That zwar falsch, doch wegen der gar zu grossen Neigung hiezu wahrscheinlich vorkömmt; denn was man wünscht, das glaubt man gerne. Deßwegen auch in der heiligen Schrift dieser Irrthum keine Unwissenheit, sondern

eine

eine Bosheit genennet wird. In dem Buche der Weisheit werden gewisse Leute angeführt, die eben so reden, wie unsere glaubenlosen Weltweise: unser Leben sey aus nichts hergekommen, und werde wieder zu Nichts werden, und wenn der Lauf dieses Lebens vollendet, bleibe von uns nichts über, gleichwie wir zuvor nichts gewesen sind: Denn wir sind aus Nichts gebohren, und werden hernach seyn, als wenn wir niemal gewesen wären (k). unsere Seele, fahren sie fort zu träumen, unsere Seele sey nichts, als ein Duft, gleich dem Schnauben, so aus unserer Nase geht: sie sey ein warmes Fünklein, so unsern Herzen die Bewegung giebt, wenn dieses erlöscht, sey unser Leib eine Asche, und der Geist werde zerstreuet, gleich einer ringen Luft. Mit diesen und dergleichen Gleichnißen fahren sie fort ihren Irrthum zu erklären: Solche Dinge haben die Gottlose gedacht, und geirret, sagt der heilige Geist. Wie sind sie aber in diesen groben Irrthum gefallen? Vielleicht aus Unwissenheit? nein! nur allein ihre Bosheit hat sie geblendet. So ist denn die

(k) Sap. 2. v. 2. & 3.

die Gottlosigkeit die unglückselige Mutter, die diese Mißgeburt, nämlich die irrige Meynung, als sterbe die Seele mit dem Leibe, zur Welt gebracht hat.

Aber von gleicher Art sind auch die Folgen, die aus dieser Irrlehre ganz natürlich fließen; denn will man einmal den Satz annehmen, als sey die Seele nichts anders, als ein Athem, den wir ein und aushauchen, oder die Fühlungskraft, die wir in unsern Nerven und Gliedern empfinden: so hat der Mensch keinen Zaum mehr, der ihn vom Bösen abhalten, er hat keinen Sporn mehr, der ihn zum Guten antreiben könnte; Furcht und Hofnung, und was geistlich und übernatürlich ist, liegt zu Boden. Lassen wir die Unweise im Buche der Weisheit nur noch weiter reden. Nachdem sie sich einmal von einer sterblichen Seele haben träumen lassen, hören wir, auf was für gottlose Entschlüße sie verfallen. Kommet, sprachen sie, lasset uns genießen der Güter, die wir haben, lasset uns geschwind und hurtig der gegenwärtigen Lustbarkeiten gebrauchen (1). Sehet wo-

her

(1) Sap. 2.

her die Schwelgerey und Wollüstigkeit komme. Die Blühe dieser Zeit soll uns nicht entgehen. Keiner aus uns soll von unsern Leibslüsten ausgeschlossen seyn. Sehet woher die freche Ausgelassenheit und Geilheit entspringe. Lasset uns den armen Gerechten unterdrücken, und der Wittwen nicht verschonen. Sehet den Mißbrauch eigener Macht in Unterdrückung der Unschuldigen. Unsere Stärke soll das Gesetze der Gerechtigkeit seyn. Lasset uns den Gerechten hintergehen; denn er nutzet uns nichts, und ist unsern Werken zuwider. Sehet, Liste, und Betrug, und eine Menge Ungerechtigkeiten, alle diese und noch größere Sünden werden ohne Scheue, und Gewissensangst geschehen, so bald man der Seele ihre Unsterblichkeit abstreitet. Ist denn eine solche verführerische Meynung nicht gottlos so wohl in ihrem Grund, und Ursprung, als in ihren Wirkungen und Früchten?

Oder was kann man denn in der Welt noch gottlos heißen, wenn dieses nicht gottlos ist, Gottes Allmacht anfechten, als hätte er die Seele nicht unsterblich machen, oder sie

bey

bey ihrer Unsterblichkeit nicht erhalten können? Lasset mich diese Unbild, die dadurch dem Schöpfer geschiehet, deutlicher erklären. Wir sind nicht nur aus dem Glauben, sondern auch von der Vernunft überzeugt, daß Gott diese Allheit mit seinem gebiethenden allmächtigen Wort geschaffen, wir sehen in selber so viele Geschöpfe, die von ihrer Erschaffung an noch bis auf diese Stunde bestehen. Die Sonne glänzet noch vor unsern Augen, wie sie den ersten Tag geglänzet hat. Die Sterne schimmern noch, wie sie in dem Augenblicke ihrer Bildung geschimmert. Die Flüsse fließen noch, wie sie vor etlich tausend Jahren geflossen. Die Erde steht noch unter unsern Füssen unbeweglich, oder wenn ich einem Kopernikus glauben muß, sie bewegt sich noch samt uns, ohne unser Bemerken. Nun frage ich, war es nicht über die Kräften der Allmacht, so viele Geschöpfe zu machen, die von einer so langen Dauer sind, eine Sonne, die schon in die sechstausend Jahre unsere Erde bestralet, ohne von ihrem Licht etwas zu verlieren, die Sterne, die ohne ihre Veränderung ihr Licht durch so viele Zeitläufte uns gönnen, und wer kann wissen, wie viele Jahrs-

hunderte diese glänzende Himmelskörper der Erde noch leuchten werden? Hat Gott Engel schaffen können, die um keine Sterblichkeit wissen, weil sie pure Geister sind, warum nicht auch Seelen, die niemal zu seyn aufhören werden? wer will der Allmacht Gesetze vorschreiben, ohne daß er nicht sich selbst zum gottlosesten Geschöpfe macht?

Allein so kühn wird niemand seyn, daß er den Arm Gottes beschränken wollte, sondern man zweifelt nur an dem wirklichen Daseyn einer unsterblichen Seele, weil man dieses Wunder nicht fassen kann, sondern man will den Menschen dem Vieh gleich halten, weil das Ende des Menschen wie das Ende des Viehes ist. Hier entdeckt sich eine neue Unbild gegen dem Schöpfer. Der Herr hat uns gemacht zu seinem Ebenbild, er hat uns nach der Gleichheit der drey göttlichen Personen gegeben die drey edelsten Seelenkräften, Gedächtniß, Verstand und Willen. Er hat uns ausgesteckt das höchste Ziel, auf Erden, daß wir ihm dienen sollen, im Himmel, daß er uns ewig glückselig mache. Wer also den Menschen herunter setzt bis zu den Thieren, der beschim-

beschimpfet das Bild Gottes, er vereitelt die Absicht des Allerhöchsten; denn er macht den Menschen zu einem so verächtlichen Thier, daß er von dem Hunde, und Affen nur der äußerlichen Gestalt nach unterschieden ist. Er muß zulassen, daß Gott sein eigenes Ebenbild zernichte, und sein edelstes Geschöpf in Nichts verkehre. Welche Unbild gegen einem höchsten Gott? Hat er denn uns nur erschaffen, damit wir hier mit den Thieren eine Zeit lang gemeinschaftlich leben, und mit ihnen endlich zu seyn aufhören sollen? wo bleibt alsdenn die Güte Gottes, die uns Menschen zu Herren über die Thiere der Erde gemacht hat? haben wir vor dem Vieh nichts bevor, mit was Recht können wir denn selbes erwürgen, und aus selbem uns die Kleidung und Nahrung verschaffen? so sind wir nicht besser als die Wölfe, welche die schwächere Thiere verfolgen, und mit ihrem Fleisch ihren Wanst füllen. Und wo bleibt alsdenn die Gerechtigkeit Gottes, wenn die Seele mit dem Leibe dahin stirbt? sodenn wird es gleich viel gelten, ein Dieb, oder ein gutthätiger Mensch gewesen zu seyn, Gutes oder Böses gethan zu haben, keusch, oder viehisch gelebt zu haben,

folgsam würden die Laster mit der Tugend in gleicher Reihe zu stehen kommen, die Bosheit würde keine Strafe, die Frömmigkeit keinen Lohn zu gewarten haben; denn was wollte Gott strafen, oder belohnen, wenn keine Seele nach dem Tode des Menschen mehr übrig wäre? sehet ob man nicht alle Vollkommenheiten Gottes würde antasten, wenn man der Seele die Unsterblichkeit wollte abläugnen.

Ja! man kann mit Wahrheit sagen, nicht glauben, daß die Seele des Menschen unsterblich sey, ist die größte und gefährlichste aus allen Ketzereyen, indem gewiß ist, daß diese Meynung den Menschen in dem Unglauben so weit auf die Spitze hinaus führe, als keine andere Irrlehre thut. Andere falsche Sekten wollen nur ein, oder das andere Buch der heiligen Schrift nicht annehmen, oder verwerfen ein oder den andern Satz unserer wahren Religion. Diese Irrmeynung aber, wenn sie bestehen will, muß zufolge ihrer Lehre alles verwerfen, was heilig, göttlich, und übernatürlich ist. Sie stößt um, und verschmähet alle Bücher der göttlichen Schrift, weil in denselben sonnenklare Proben und Zeugnisse

für diese Unsterblichkeit anzutreffen sind. Sie verleitet den Menschen zu verläugnen alle heilige Sacramente; denn zu was sollten diese nutzen, wenn die Seele nicht länger als der Leib leben sollte? sie führet an zu verläugnen alle künftige Strafe, und Belohnung; denn wenn die Seele samt dem Leibe stirbt, so wird sie auch nicht können für Gericht gestellt werden, sie wird weder zur Hölle verdammt, noch in Himmel können berufen werden. Sie bringet so weit, daß man verläugnet alle Heiligen, den ganzen Himmel, ja Christum Jesum selbst, als unsern Mittler und Erlöser. Ihr erschrecket, da ihr dieses höret, doch alles dieses muß ganz natürlich folgen, wenn man eine sterbliche Menschenseele erdichten will.

O weiseſter Gott! wer hätte vor einem halben Jahrhundert gedenken können, daß es Leute auf Erde geben werde, die solche abentheurlichen Lehrsätze in ihrem schwülstigen Hirn aushecken würden, welche deiner Ehre höchst nachtheilig sind? niemand zweifelte, daß ihm der Schöpfer eine unsterbliche Seele verliehen; deswegen war man von einer lebhaften Furcht Gottes durchdrungen; denn wer da glaubt,

daß die Seele den Leib überlebe, der glaubt auch an eine ewige Belohnung, und ewige Bestrafung. Glaubt er dieses, so fliehet er die Werke der Finsterniße, und ergiebt sich den Werken der Gottseligkeit; denn die Furcht seine Seele zu verlieren, hält ihn ab von dem Bösen, und treibt ihn an zu dem Guten. Er bezähmet seine bösen Anmuthungen, und hält sie in guter Ordnung. Er wirket Buße über seine Fehltritte, weil er weis, daß ein Tag kommen wird, wo seine Seele von dem Leibe scheiden, und zu jenem wieder kehren wird, der sie erschaffen, entweders wegen ihren Sünden die verdiente Strafe, oder wegen den ausgeübten guten Werken die Belohnung zu empfangen. Dieses ist, was den Boshaften schüchtern macht, daß er in sich gehet, und seinem Muthwillen Einhalt thut, dieses ist, was den Gerechten tröstet, weil er weis, daß das gegenwärtige Leben nur eine Zeit der Prüfung ist, und daß in Bälde der Arme, der mit Gelassenheit sein Kreuz trägt, die Belohnung zu hoffen habe. Er kann mitten in seiner Verlassenheit und äußersten Drangsal sich selbst ermuntern, und Trost einsprechen: Getrost meine Seele! deine Erlösung ist nicht

mehr

mehr ferne, du wirst von den Banden dieser Sterblichkeit bald aufgelöset werden, und zu deinem Gott kommen, der deine Geduld ewig krönen wird.

Stößt man aber den Satz von der Unsterblichkeit der Seele um, so steht der Ruchlosigkeit die Thür angelweit offen. Glaubt man einmal, daß der Mensch eine sterbliche Viehseele in seinem Leibe trage, so hat der Gerechte keinen Trost mehr, und der Gottlose hat keinen Zaum mehr, der ihn vom Bösen abhalte, der Fromme hat keine Ursache mehr Gutes zu wirken, und der Sünder hat sich nicht mehr zu fürchten Böses zu thun, der Bedrangte findet in seinem Leiden keine Labung mehr, sondern er muß leiden, wie ein anderes Vieh, ohne Hofnung einer Belohnung; denn er kann sich nicht anders ansehen, als einen Jochochsen, der den ganzen Tag den Pflug ziehet, und doch nichts zum Lohn hat, als das Futter und die Streue. Der Gottlose hingegen kann frey dahin leben, als wie das Pferd, und das Maulthier; denn wenn meine Seele mit meinem Körper zu leben aufhört, so bin ich nichts als ein Thier,

und wenn ich ein solches wirklich bin, so habe ich das Recht zu leben, wie andere Thiere. Ich habe nicht Ursache, dem Gesetze zu folgen; denn es ist eine pure Einbildung, die von Vorurtheilen geblendet ist: sondern ich kann dem Triebe der viehischen Natur nachleben. Ich habe den Vorwurf des Gewissens nicht mehr zu fürchten, sondern kann sein Nagen verachten, weil es mir von einer Sünde, von einer künftigen Strafe nichts mehr zu sagen hat. Habe ich keine unsterbliche Seele mehr, so kann ich meinen Nächsten, der mir zuwider handelt, oder meinem Vorhaben, oder Glück im Wege stehet, heimlich aus dem Wege räumen; denn gleichwie man ein schädliches Thier, ohne sich ein Gewissen zu machen, umbringet, so wird es mir auch keine Schwierigkeit machen, mich durch einen Meichelmord meines Verwandten, oder meines Herrn, dessen Joch mir unerträglich, zu entledigen. Ich werde die, so mich beherrschen, so betrachten, wie die Löwen, die man die Könige der Thiere nennt, und ich werde meinen Vater, meine Mutter, wenn sie mich einige Jahre lang genährt und erzogen haben, eben so vergessen, wie die Thiere nach einiger

Zeit

Zeit diejenigen nicht mehr kennen, welche ihnen das Leben gegeben haben. Hat der Mensch keine unsterbliche Seele, so mag die mißvergnügte Ehefrau ihren Ehemann, der Diener seinen Herrn, die Kinder ihre Aeltern todtschlagen; denn einen Menschen erwürgen, wird eben so viel seyn, als ob man ein Kalb, oder Lamm absticht. Noch nicht genug. Hat unsere Seele kein anders Leben zu hoffen, so darf man sich durch den Selbstmord dem verdrüßlichen Leben entreißen. Ein jeder Mensch wird bey schmerzhaften Umständen in Verzweiflung gerathen, und der einmal in Verzweiflung gerathen ist, wird sich die Freyheit erlauben, sich selbst umzubringen.

Wer erstaunet nicht ab diesen Gottlosigkeiten? sind sie aber nicht natürliche Folgen aus jener Lehre, die man in ruchlosen Büchern unserer Zeit lieset, und von der schon leider! viele aus den Christen angesteckt sind, indem sie glauben, die Seele des Menschen sey sterblich, wie sie bey andern Thieren sterblich ist? Mich kann es also nicht anders als höchstens befremden, warum unsere christlichen Obrigkeiten nicht nach den Urhebern, oder

Verkäufern solcher verführerischen Bücher, und Lehren greifen, und ihren seelen- und weltverderblichen Muthwillen ungestraft lassen; denn da man leider! in unsern Zeiten den geistlichen Kirchenbann nur verlachet, so soll doch der weltliche Arm solche Böswichter züchtigen, welche solche Lehrsätze ausstreuen, die nicht nur der Religion, sondern auch dem Staat höchst nachtheilig sind; denn ist das Volk einmal beredt, der Mensch sterbe wie das Vieh, unsere Seele gehe nach dem Tode wie im Rauch auf, was wird man sich noch aus dem Mord und Todtschlage, was aus dem Ehebruche, und Blutschänderey machen? werden die Vorgesetzte auf ihren Richterstühlen, und die Könige auf ihren Thronen noch sicher sitzen? was können sie sich für eine Treue von Leuten versprechen, welche sich des Rechts anmassen, wie ein Vieh zu denken, und wie ein Vieh zu leben? welche Verwirrung wird sich nicht in unserer Welt zeigen, wenn man den Menschen zu einem Vieh macht? verdammt man denn Aufwiegler, Friedensstörer, Verletzer der höchsten Majestät zu Galgen und Rad, so weis ich nicht, ob nicht solche Verderber gu-

ter

ter Sitten, und der Religion den Scheiterhaufen, und noch was mehrers verdienen.

Beschluß.

Aber Pater! zu wem redet ihr heut? Wir sind ja katholische Christen, wir glauben, daß uns der Schöpfer eine unsterbliche Seele gegeben. Ich weis es, meine Brüder! zu wem ich rede, und ich weis auch, daß ihr selbst diesen ärgerlichen Irrsatz, als daure die Seele nicht länger, als das Leben des Körpers, als vernunftlos und gottlos verdammet. Aber ich weis auch, warum ich geredet habe, ich hielt für nothwendig, diese Thorheit und Gottlosigkeit euch deutlicher und ausführlicher vorzutragen, damit ich eure Seelen, die ich von ganzem Herzen liebe, wider alle Verführung bewahre.

Man hört in unserer dermaligen Welt vieles, was schwache, doch gute Herzen ärgern kann. Solltet ihr bey Gesellschaften, oder Zusammenkünften hören, oder in neuen, auch durch katholische Hände herumfliegenden Büchern

chern lesen, die Seele des Menschen sey nicht viel besser, als jene des Viehes, so verabscheuet eine solche Lehre als die grösste aus allen Ketzereyen, die jemal die Welt gesehen.

Aber da ihr die Blindheit dieser elenden Träumer bemitleidet, so erbarmet euch zuforderst euerer eigenen Seele; denn ich frage euch; glaubt man denn, daß nach diesem Leben noch ein anders folge? gut! so zeige man mir den Glauben aus den Werken. Ist die Seele ein so edels Wesen, daß sie gleich den Engeln unsterblich ist, wenn nach dem Tode des Leibes auf sie eine unendliche entweder glückselige, oder unglückselige Ewigkeit wartet, sollen wir nicht unsere ganze Sorgfalt dahin wenden, diese kostbare Seele zu bewahren, und also rein zu erhalten, daß wir sie heut oder morgen Gott, der sie uns gegeben, wieder zurückstellen können? betrachtet das Thun und die Lebensart mancher kaltsinnigen Christen, so sollte man fast zweifeln, ob sie doch auch glauben, daß ihre Seele unsterblich ist. Ja es scheint aus ihrem Betragen vielmehr, sie halten dafür, nicht die Seele, sondern ihr Leib sey unsterblich; denn alles verwenden sie auf den Leib, fast

nichts

nichts für die Seele. Sie vergöttern die Gözen des Fleisches, und die Seele machen sie zu einer verweslichen Materie, da sie dieselbe bis zur Natur des Viehes herabsetzen, daß sich also wohl sagen läßt, was der heilige Geist von dem ersten Sünder gesprochen: Der Mensch, da er in Ehren war, hat es nicht verstanden, sondern ist den unvernünftigen Thieren gleich geworden (m). Oder was findet man noch für einen Unterschied zwischen einem sinnlichen, und wollüstigen Menschen, und einem andern Thier? jener, wie dieses sehnet sich nur nach der Befriedigung, und Ergötzung der Natur. O hätten wir einen wahren Begriff von der Hoheit, und dem Werth unserer Seele, würden wir uns wohl zu so niederträchtigen, und schändlichen Thaten herablassen, die unser erhabenes Wesen auf das schimpflichste entadeln? O welch ganz andere Sitten würden wir an uns nehmen! wir würden nach dem Beyspiele eines Davids unsere Seele sorgfältig auf unsern Händen, und vor unsern Augen tragen, damit wir dieselbe nicht verlöhren. Wir würden

(m) Psal. 48.

den öfters bey uns gedenken: dieser Leib, den ich itzt mehr liebe, als Gott und meine Seele, wird einstens sterben und in dem Grabe faulen; aber meine Seele bleibt nach dem Tode noch übrig, sie ist unsterblich, sie trachtet nach ihrem Abschied von dem Leibe zu ihrem Gott, von dem sie hergekommen, um von ihrem Thun Rechenschaft zu geben, und nach ihrem Verdienen Strafe oder Lohn zu empfangen. Wie wird es alsdenn um meine arme Seele stehen? wird sie ewig glückselig, oder ewig unglückselig seyn? — — Aber o wie wenige machen über die Unsterblichkeit ihrer Seele so heilsame Betrachtungen! wie viele hingegen schlummern in dem wichtigsten Geschäfte ihres ewigen Heils, und lassen sich bey gesunden Lebensstunden in ihrer Lauigkeit von nichts träumen, als wie es dem Leibe wohl ergeht, für die Seele ist ihre letzte Sorge.

Aber soll es denn endlich nicht genug geschlafen und geträumet seyn? es kömmt die Stunde, wo man uns das Nachtlicht, ich sage, die Sterbkerze wird in die Hand geben. Wie wird es uns dort um das Herz seyn? wird man dort auch noch spotten über den

Satz von der Unsterblichkeit der Seele? wird es dort auch noch heissen, der Mensch ist nicht besser, als ein anderes Vieh? o wie werden diese Frevler zittern, wenn die Seele unter tödtlichen Schmerzen sich von dem Leibe wird trennen müssen, da sie hinter sich nichts, als ein in Ueppigkeiten und Wollüsten zugebrachtes Leben, vor sich eine unendliche Ewigkeit sehen werden! wird ihr Zweifel, den sie itzt sich über diesen wichtigsten Glaubenssatz machen, wird er ihnen die Furcht benehmen? wird er nicht vielmehr dieselbe in jenem schrecklichen Augenblicke vermehren? Aber lassen wir diese Unselige in ihren Hunds- oder Schweinhimmel hinfahren: für eine Viehseele gehört kein anderer Himmel. Wir aber wollen uns aus allen Kräften bestreben, unsere Seele zu bewahren, und ewig selig zu machen, nachdem wir aus Vernunft und Glaube überzeugt sind, daß wir von dem Schöpfer mit einer unsterblichen Seele begabt sind, auf daß wir dermaleins in Trost, Friede und Ruhe unsers Herzens sprechen können: Herr! in deine Hände empfehle ich meinen Geist. Amen.

Fünfte

Fünfte

Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist itzt näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Warum sind wir auf der Welt? ist eine Frage, die man sonst Kindern in der christlichen Lehre zu machen pflegt. Ich aber stelle sie heut an die Erwachsene, und ich erwarte eine vernünftige Antwort; denn ich rede zu Menschen, die aus der Vernunft, und dem Glauben die Ursache ihres Daseyns wissen können. Man wird sich also auf meine Fragworte zu antworten um so weniger lang besinnen dürfen, weil dieselbe kein dunkels Räthsel in sich enthalten, sondern die Auflösung derselben auch Kindern bekannt ist. Oder will

will es euch befremden, daß ich mit einer so kindischen Frage an euch komme? Verwundert euch nicht; denn, nachdem unsere Welt allbereit dahin alt wird, so fängt sie an gleich den alten betagten Leuten kindisch zu werden; mit Kindern aber kann man nicht anderst als kindisch umgehen. Deswegen, so aufgeheitert auch immer unsere Zeiten seyn wollen, so muß doch oft ein Prediger solche Fragen aufwerfen, die ein jedes Kind auf der Gasse auflösen kann, damit er die, so eines gestandenen Alters sind, ihrer Pflichten erinnere. Vor nicht länger als fünfzig Jahren würde man es für etwas ganz überflüßiges angesehen haben, gewiße Glaubenssätze zu beweisen, die man doch heut zu Tage durch Vernunftschlüße, und bündige Beweisgründe darthun, und bestärken muß. Wer würde vor diesem daran gezweifelt haben, ob ein Gott ist, ob eine Vorsicht wachet, ob die Seele des Menschen unsterblich ist? der bloße Zweifel über diese Sätze würde mit Recht für eine Gottlosigkeit gehalten seyn worden. Aber nachdem wir in diese aufgeklärte Zeiten versetzt worden, wo unsere gar zu gescheide Welt dem ganzen Alterthume widerspricht, wo man alle Glaubens-

wahrheiten in Zweifel ziehet, wo man uralte von der Kirche schon längst verworfene Irrlehren wieder aufwärmet, wo man den Glauben und die Erkenntniß Gottes mit einem viehischen Leben ersticket, will vonnöthen seyn, daß man auch alte Wahrheiten hervor sucht, um die Irrende an das helle Licht zu führen: andere Zeiten, andere Leute, andere Sitten. Ich frage denn wiederum, warum leben wir auf der Welt?

Allein ich werde vergebens auf eine Antwort warten; denn jene, von denen ich vor andern meine Frage möchte beantwortet wissen, schlafen wirklich mit offenen Augen, und sie gehören unter jene, von denen Paulus geschrieben: **Unter euch sind viele schwach, und krank, und viele schlafen** (a). Die Sorgen dieser Welt, ihre Ueppigkeiten, und Wollüsten haben sie matt gemacht, und in einen tiefen Schlaf versenkt. Sie haben nicht Zeit, an Gott, an ihren Ursprung, und an ihr letztes Ziel und Ende zu denken, sondern gleichwie uns jenes im Traum vorzukommen pflegt,

(a) 1. Corinth. 11.

pflegt, mit dem wir uns des Tages hindurch beschäftigen, also ist ihr ganzes Gedächtniß voll der Bildern der Eitelkeit, die ihnen die Welt vormalet, und in die sie sich gänzlich vergaffen, nicht anderst, als wie ein Nabuchodonosor, der seine eigene Träume liebte. Es kam dem König im Schlafe vor, als sehe er eine Bildsäule, deren Haupt von reinstem Gold, die Brust und Arme von Silber, der Bauch von Aerzt, die Schenkel von Eisen, die Füße theils von Eisen, theils von Töpfererde. Der König ergötzte sich bey seinem Traumgesichte, und bewunderte das nie gesehene Bild.

Aber o welch schlechten Bestand haben die betrügerischen Träume! der schlafende Monarch stund noch voller Entzückung vor der Traumsäule. Da sehet! wälzet sich ein kleines Steinchen von dem nächsten Berge, berühret mit dem mindesten Anstoß die Füße des Bildes, und das ganze Wunder fällt in Staub und Asche zusamm. Daniel deutete zwar diesen Sturz auf den Zerfall der vier Weltmonarchien aus. Wir aber bleiben heut nur bey der kleinen Welt, welche der Mensch

ist. Vielen aus unsern träumenden Christen kömmt die zeitliche Glückseligkeit vor, wie einem Nabuchodonosor seine Bildsäule. Alles was sie auf Erden lieben, dünkt sie das feinste Gold, das reinste Silber, starkes Aerzt, und unbewegliches festes Eisen zu seyn. Kaum aber wirft der Tod einen Stein aus seiner Schleuder an die Füße dieses Wunderbildes, gehet alles in Trümmer, aller Pracht wird zerstäubet, und die ganze Herrlichkeit in Schutt und Staub verwandelt. Dieses sehen wir täglich bey den Großen und Reichen unserer Erde. Und werden unsere schlafende Weltkinder auf so wiederholte Sturzfälle noch nicht erwachen? nein! sie träumen noch immer fort, und glauben, die Welt sey nur für sie gemacht, man müsse also der Ergötzlichkeiten dieses Lebens sich bedienen, so lang sie dauren; denn der Mensch lebe ja nur für die Welt. Dies ist ein lustiger Traum, wäre wohl Schade, wenn wir ihn stören wollten! doch unser evangelische Nachtwächter kann nicht schweigen, sondern er rufet wirklich die Stunde aus: Es ist Zeit, daß wir vom Schlafe aufstehen. Denn wisset, Gott ist unser Ziel und Ende, der Mensch lebt also nicht für die Welt. Wer

anderst

anderst denkt, handelt erstlich wider die Anordnung Gottes, sehet die gröste Vermessenheit: er handelt zweytens wider die Gütigkeit Gottes, sehet den gröβten Undank. Sie werden von beyden die Beweise hören, wenn sie mir ihre Geduld schenken wollen. Ich fange an.

Erster Theil.

Wir kommen von Gott, und müssen wieder zu Gott, wie die Flüsse ihren Ursprung aus dem Meere herführen, und demselben mit schneller Fluth wieder zueilen. Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Der Leib zwar hat zu seiner Geburtstadt die Erde, aus der er genommen ist, und in die er heut oder morgen wieder kehren wird. Die Seele aber als der edlere Theil unsers Wesens, weil sie ein Kunststück göttlicher Allmacht, und zu höhern Dingen bestimmet ist, hat ihr Vaterland nicht auf dieser niedern Erde, sondern dort ober den Sternen, wohin sie trachten muß, wie Paulus schreibt: Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern wir suchen eine

künftige auf (b). Wir müssen uns also auf dieser Welt als Wanderer betrachten, und als Fremdlinge, die nach dem Vaterlande pilgern, wie abermal der Heidenlehrer spricht: Da wir in diesem Leben sind, wandeln wir als Pilgrim vor dem Herrn (c). Der Zwischenraum von unserer Geburt bis zum Tode ist die Zeit unserer Wanderschaft, in welcher wir unsern Lauf vollenden. Einige vollbringen zwar ihre Pilgerfahrt erst mit sechzig, siebenzig, achtzig und noch mehr Jahren, andere mit zwanzig, dreyßig, vierzig, wiederum andere in noch kürzerer Zeit. Doch so ungleich unsere Lebenszeit, haben wir doch alle ein gleiches Ziel, zu welchem wir eilen müssen. Gleichwie nun ein Wandersmann in dem Gasthaus, wo er übernachtet, sich nicht aufhalten läßt, sondern nach genommener Speis und Ruhe seine Reise weiter fortsetzet, also auch ein Mensch, der zum Himmel trachtet, läßt sich durch die Güter dieser Welt auf seiner Reise nicht hindern, er heftet sein Herz nicht an dieselbe, sondern seine Begierden sind höher gerichtet.

(b) Hebr. 13.
(c) 2. Corinth. 5.

richtet. Er genießt zwar die Gaben, die ihm der Schöpfer aus seiner Güte zukommen läßt, aber aus keiner andern Absicht, als weil sie unentbehrliche Mittel sind, sein Leben zu erhalten, und sich tüchtig zu machen, Gott länger zu dienen. Er läßt sich durch das Weltgetümmel nicht stören, sondern er seufzet nach den Hütten der Heiligen, und er grüßt von ferne sein Vaterland, so die Wohnstadt Gottes ist. Kurz! sein Augenmerk ist zu Gott gerichtet, weil er weis, daß er nicht für die Welt, sondern für Gott gemacht ist.

Und zwar ganz billig. Denn warum hat uns Gott auf diese Welt gestellt? Diese Frage aufzulösen wird es nicht viel Kopfbrechen brauchen; denn wir sind Christen, die aus dem Glauben wissen, daß wir nur für die Ehre Gottes leben. Alles was wir in dem ungeheuren Umfange dieser Welt sehen, hat der Herr zu seiner Ehre erschaffen, wie die Schrift sagt: **Gott hat alles um seiner selbst willen gemacht** (d). Alle Geschöpfe sind beredsame Verkünder der Majestät Gottes,

(d) Proverb. 16.

und der Himmel selbst schreyet mit so viel feurigen Zungen, als Sterne er hat, uns in die Ohren, daß er, nach der Redensart eines Davids, gebauet sey, die Herrlichkeit und Allmacht Gottes der Welt kund zu machen. Nun in dieses große Welthaus hat der Schöpfer seine vernünftigen Geschöpfe, die Menschen gesetzt, und zu was Ziel? nur damit sie da sind und sich bey seinen Gaben ergötzen? nur damit sie gleich dem andern Vieh eine Zeit lang auf Erden herumkriechen, und das Futter verzehren? nur damit sie bey der Freygebigkeit ihres Gottes sich lustig machen? O nein! so mag ein Epikur, und die übrige Heerde seines viehischen Anhangs denken. Der Schöpfer hat uns zu etwas höhers bestimmet. Er hat uns die Erde unter die Füße gelegt, und wir berühren dieselbe nur mit dem äußersten und untersten Theil unsers Leibes, mit den Füßen, damit wir wissen sollten, daß die Erde für uns etwas gar zu Niederträchtiges, als daß dieselbe unsere Liebe verdiene. Er hat uns aufrecht gebildet, und ein Haupt auf den Leib gesetzt, welches wegen seiner Stellung den Himmel stets vor Augen hat, damit wir verstehen, wir sind nicht auf der Welt, damit

wir

wir wie andere Thiere auf vier Pfotten daher gehen sollen. Er hat uns endlich gegeben eine denkende Seele, welche Gott als ihren Ursprung zu erkennen fähig ist, auf daß der Mensch durch seine Vernunft sich bis zu ihm erhebe, und ihm den Zins der Liebe, der Erkenntniß und Anbethung entrichte. So sind wir denn wegen Gott auf der Welt? ja!

Nun, ist dieses die Ursache, und der Zweck unsers Daseyns, wer siehet nicht schon, daß es eine Gattung der kühnesten Vermessenheit wäre, wenn wir diese Ordnung verkehren, und uns ein anders Ziel wollten ausstecken, als Gott uns gesetzt hat? erweisen wir Gott nicht allezeit die größte Unbild, so oft wir durch die Sünde das höchste Wesen verlassen, und den Geschöpfen unser Herz opfern, zu welchem doch Gott allein den einzigen und wahren Zuspruch hat? oder wird man etwa Gott das Recht streitig machen wollen, daß er uns zu jenem Ziel und Ende, zu dem er wollte, habe erschaffen können? indessen ist es von der Vernunft selbst schon ausgemacht, daß, wenn der Mensch nur das ist, was Gott gewollt, so wird er ohne Zweifel auch das

thun müssen, was Gott befiehlt. Nun aber Gott will, daß wir ihn allein als unsern Ursprung, unser Ziel und Ende erkennen sollen. Zu meiner Ehre, spricht er durch seinen Propheten Isaias, habe ich den Menschen erschaffen, ich habe ihn gebildet, ich habe ihn gemacht (e). Wir brauchen hier mehr nicht, als einen Menschen, der mit einer gesunden Vernunft begabt ist, und er wird schon erkennen, daß er nicht von sich selbst auf diese Welt gekommen, sondern von einem andern sein Daseyn erhalten hat. Und von wem denn? von seinem fleischlichen Vater? und von wem hat dieser sammt seinen Vorältern bis auf den ersten Menschen sein Wesen bekommen, als von dem Schöpfer aller Dinge? wo ist der Mensch, der nicht empfindet, daß er von Gott herkomme, und zu Gott wieder kehren muß, und das folglich sein Leben dem Schöpfer einzig und allein angehöre? Hat uns der Unglaube nicht beyde Ohren verstopfet, so hören wir Gott in uns selbsten rufen: Ich bin es, der dich aus dem düstern Nichts hervor gezogen, der dir eine geistige Seele verliehen, und

(e) Isa. 43.

und ein Herz, welches der Empfindung fähig ist, in den Busen gelegt, damit du wissest, daß ich dein Leben, dein Element, dein Anfang und Ende bin.

Aber o mein Gott! die Adamskinder hören unter dem Geräusche der rasenden Leidenschaften deine Stimme nicht mehr, so deutlich sie auch ist; die unsinnige Liebe der Geschöpfen hat ihnen Ohren und Augen geschlossen, sie erkennen dich nicht mehr als ihr letztes Ziel und Ende, weil ihr ganzer Sinn nur auf die Erde gerichtet ist, wie von ihnen David voraus gesagt: **Sie haben mich verworfen, und sich vorgenommen, ihre Augen auf die Erde zu schlagen** (f). Die Welt und ihre Eitelkeiten haben ihre ganze Seele eingenommen, so, daß sie keine Zeit finden, an dich o höchstes Wesen zu denken. Ihr einziges Feldgeschrey ist mit jenen Thörichten im Buche der Weisheit: kommet, lasset uns der gegenwärtigen Güter geniessen, lasset uns der Kreaturen eilends in der Jugend bedienen. Sie haben unter dem Staube der Ueppigkeiten wirklich das

(f) Psal. 16. v. 11.

das Angedenken ihres letzten Zieles verlohren, und scheinen beynahe vergessen zu haben, daß sie Menschen sind. Ja bey vielen ist der Glaube durch die thierische Eigenliebe gänzlich schon ersticket. Sie halten dafür, der Himmel habe uns nicht deßwegen lassen gebohren werden, daß wir unserer Natur sollen Gewalt anthun, er habe uns auch den Geschmack an den Wollüsten nicht zu dem Ende gegeben, daß wir denselben in uns ersticken sollen, sondern damit wir unsere Leidenschaften befriedigen, und der Gaben des Schöpfers nach unserm Belieben genießen mögen, deßwegen sey die Welt für uns Menschen gemacht. Zufolge dieses Lehrsatzes haben sie kein anderes Ziel ihres Daseyns, als das Kalb auf der Weyde. Ihr einziger Zweck ist die Liebe zum eigenen Vergnügen, ihr einziges Nachsinnen gehet dahin, wie sie die Begierde ihrer Sinnen ersättigen, die Weichlichkeit ist der einzige Gegenstand ihres Lebens, der Himmel hat mit ihnen, und sie mit dem Himmel keine andere Verbindlichkeit, als daß er ihnen Zeit lasse und Mittel verschaffe, auf daß sie auf Erden sich lustig, ansehnlich und berühmt machen. Die Erde ist also ihr einziges Vaterland, an ein anderes

denken

denken sie gar nicht. Wo bleibt aber ihr letztes Ziel? wo ist Gott? was ziehet der Schöpfer für eine Ehre von dem Leben solcher thierischen Menschen? o mein Gott! hättest du statt dieser zweyfüßigen vernünftigen Thiere andere vierfüßige erschaffen, so wärest du von ihnen eben so gut geehret worden, als von diesen. Kannst du nicht jene Klagworte in unsern Zeiten wiederholen, mit denen du in den Tagen Noe deine Reue ausgedrückt: Es reuet mich, daß ich Menschen gemacht habe (g)?

Was wollen wir aber mit unnützem Jammern lange die Luft anfüllen, und die Zeit verschwenden? wir werden doch die Welt nicht mehr anders machen, als sie ist. Lasset uns vielmehr auf den Grund nachforschen, aus dem diese Vermessenheit herrührt, daß wir wider die Anordnung Gottes mehr der Welt anhangen, als Gott. Wir wollen die Ursache in uns selbst suchen. Der Mensch, wie wir wissen, bestehet aus Leib, und Seele, und obschon die Seele der edlere Theil unsers Wesens ist, so wird sie doch von dem thieri-

sehen

(g) Genesis 6.

schen Leibe, so lange sie mit demselben vereiniget ist, durch die Triebe der verkehrten Natur darniedergedrückt, weswegen Paulus sich schon beklaget hat: Ich sehe ein anders Gesetze in meinen Gliedern, das da widerstrebet dem Gesetze meines Gemüthes, und mich gefangen nimmt in der Sünden Gesetze, welches in meinen Gliedern ist (h). Eben dieses bekräftiget der heilige Geist im Buche der Weisheit: Der Leib der sterblich ist, beschweret die Seele, und die irdische Einwohnung ziehet den Verstand darnieder (i). Da wir nun dem Leibe nach materialisch sind, so neigen sich unsere Sinne, und empfindlichen Anmuthungen aus ihrer Natur zu den Geschöpfen, die materialisch, und sichtbar sind, mit einem weit stärkern Hang, als zu dem Schöpfer, der weder materialisch, noch sichtbar ist. Daher kömmt es, daß, da unsere Seele in die Höhe trachtet, der Leib dieselbe durch eine heimliche Gewalt in die Tiefe drückt, und an sinnliche Gegenstände heftet. Und in diesem bestehet nicht

(h) Rom. 7.
(i) Sapient. 9.

nicht nur unsere Schwachheit, sondern auch unsere Bosheit, daß wir in der That Gott oft ein schlechtes Geschöpf vorziehen; denn in diesem stimmet unser Wille nicht selten mit dem Verstande nicht überein, daß, da der Verstand Gott über alles schätzenswürdig achtet, der Wille zu Zeiten im Werke selbst ganz etwas anders höher schätzet als Gott. Sollte man uns fragen, ob wir Gott höher schätzen, als ein jedes Geschöpf der Welt, so würden wir freylich antworten, wir schätzen Gott über alles Erschaffene. Allein dieser Vorzug der Hochschätzung beruhet nur in dem Verstande, ohne daß der Wille gleiche Gesinnung hat; denn warum sind wir so bereit zum Sündigen, wenn sich in uns eine böse Lust meldet, oder ein Geschöpf uns zum sündhaften Genuß reizet, als weil der verkehrte Willen das Licht, so der Verstand von Gott, als dem höchsten Gut hat, verdunkelt, und seine verbothene Liebsneigung befriediget, und also in der That eine sündhafte Freude, oder eine kurze Wollust Gott vorzieht? Die Religion mag uns immer sagen, Gott sey das einzige, wahre und liebenswürdigste Gut. Die Welt sammt ihren Geschöpfen sey zwar für den Menschen gemacht,

macht, aber nur zu seiner Nothwendigkeit, und zum erlaubten Gebrauch, nicht daß er in diesem Irdischen, und Zergänglichen seine einzige Glückseligkeit, und sein erstes Ziel setzen soll. Der von seinen Anmuthungen berauschte Wille hat hierauf keine Acht, sondern er verkehrt diese Ordnung, und seine thierischen Gelüste zu befriedigen setzt er Gott in der That auf die Seite. Hier sehen wir die Größe der Unbild, so wir durch die Sünde Gott zufügen, und da auf solche Weise die Seele nach und nach ganz irdisch, und thierisch wird, so beredet man sich, der Mensch sey nur für die Welt, und die Welt für den Menschen gemacht. Heißt aber das nicht vermessen mit Gott handeln, seine Absicht, warum er den Menschen gemacht, verkehren, und um keine andere Glückseligkeit wissen wollen, als welche die Erde verschaffen kann, indem man hiedurch seine Vernunft entehret, und sich dem übrigen Vieh gleich macht?

Ach Christen! so erkennet doch ihr wenigst, wie unbillig, und vermessen diese Leichtsinnigen handeln, indem sie Gott ihren Ursprung vergessen, und sich selbst, ihre Sinnlichkeit,

und

und den Genuß der Geschöpfen zu ihrem einzigen Ziel machen. Der Christ weis aus seiner Religion, daß er Gott, der ihn erschaffen hat, mit seinem ganzen Wesen angehöre, mithin sind wir auch schuldig, so bald die Vernunft aus dem düsternen Nebel der Kindheit beginnet hervor zu brechen, das Opfer der Unterwürfigkeit und der Liebe Gott zu leisten. Vermög des Versprechens, so wir dem Allerhöchsten in der heiligen Taufe gethan, erkennen wir ihn als unsern Herrn und Vater, der über unser ganzes Wesen eine unumschränkte Gewalt hat. Ein Christ erinnert sich also stets jenes Bundes, den er mit Gott bey dem ersten Eintritte in seine heilige Kirche gemacht, kraft dessen er der Welt, und ihrem Pracht abgesagt, und nur darum auf der Welt leben wolle, um Gott zu dienen. Er hält es für seine Pflicht, daß seine Glieder, seine Sinne, seine Gedanken dem Schöpfer die schuldige Ehre zinsen. Er richtet zu Gott als seinem letzten Ziel alle seine Handlungen und Amtsverrichtungen, und in allem zielet er allein auf Gott ab. Er liebet seinen Nächsten, aber nicht anders als wegen Gott, als ein Ebenbild Gottes, als seinen Bruder, und als ei-

nen künftigen Mitgenoß der ewigen Seligkeit. Er gebraucht sich zwar der Geschöpfen, aber nicht anders als Mitteln, sein Leben zu fristen, um zu fernerm Dienste Gottes, und zu Erfüllung seines Berufes sich fähig zu erhalten. Er ißt, er trinkt, er schläft, ja er ergötzet sich, aber aus keiner andern Absicht, als die erschöpften Kräfte zu ergänzen, und den Geist zu ermuntern, damit er in den Pflichten des Standes, in welchen ihn Gott gesetzt hat, nicht kraftlos, und verdrossen werde, und unter der Last erliege. Seinen Leib betrachtet er als ein Schifflein, welchem seine Seele anvertraut ist, und in welchem er das Gestad der Ewigkeit erreichen will. Andere Menschen siehet er an als Mitgesellen seiner Schiffahrt, das Grab aber als seinen Haven, in dem er anländen, und den Himmel als sein Vaterland, dem er zureisen muß. Kurz! er lebt wegen Gott.

Aber soll ich itzt in der Stille seufzen, oder ist mir erlaubt zu reden? wie viel sind Christen, die ihr Leben also einrichten, daß man mit Wahrheit von ihnen sagen kann, sie leben nur wegen Gott? welch ein großer Theil derselben

selben ist so weit entfernt von der Vollkommenheit des Christenthums, daß die Schilderung, die ich erst gemacht, nur eine Chymäre zu seyn scheinet? Was für ein Geist beseelet ihre Absichten? ist es wohl der Geist Gottes, der uns lehret, daß wir hier nur leben, auf daß wir einstens ewig leben? Ist es nicht vielmehr der lüsterne Adamsgeist, der nur gedenket zu leben, um sinnlich zu leben? Darf ich wohl unsere dermaligen Christen mit jenen der ersten Kirche vergleichen, daß ich nicht zu fürchten habe, manchen schamroth zu machen? diese verachteten alles, was nach der Erde roch, ihre Absichten waren immer gen Himmel gerichtet. Diese Erde war für sie nur ein Elend, sie betrachteten ihren Leib als einen Kerker ihrer Seele. Sie wußten um kein anders Vaterland, als um den Himmel. Und was suchen sehr viele aus unsern Christen? ist es nicht wirklich dahin gekommen, daß ihnen ab den himmlischen Gütern eckelt? denn wie kömmt es, daß Leute von dieser Welt, wenn man mit ihnen von geistlichen Dingen, von Sachen, die die Seligkeit, und das Geschäft des ewigen Heils betreffen, zu reden anfängt, nicht nur das Ohr, sondern auch das Gesicht

sammt dem ganzen Kopf abwenden, als weil ihnen die Rede von Gott, von der Seele, von dem Himmel zu altväterisch, zu pfaffisch, zu einfältig, und zu abgeschmackt vorkömmt? sie wollen nur von Kurzweilen, von Lustbarkeiten, von ergötzenden Unterhaltungen hören. Ich wollte eben meinen Kopf nicht wetten, daß, wenn man sie versicherte, daß sie auf Erden allezeit glücklich leben könnten, sie ihren Willen darein geben würden, niemal zu Gott zu kommen, ihn niemal zu sehen, und zu genießen; denn ich zweifle sehr, ob ich nicht das Gewette verlieren, und noch mit dem Leben davon kommen würde. Es scheint, man will mit Fleiß nichts wissen von seinem letzten Ziel, und Ende, damit man nur nicht gezwungen ist, an Gott zu gedenken. Lasset uns nachforschen auf die Geburtstunde dieses Verderbnisses des menschlichen Herzens, und wir werden finden, daß man dort Gott zu vergessen hat angefangen, wo man die Pflichten der Religion ausser Augen gesetzt, und sich der Ueppigkeit der Welt überlassen hat. Und wie lang dieses schon? Vielleicht schon von Kindheit auf, wo man den noch jungen Verstand mit Welttand, und ihren Gebräuchen angefüllt

füllt hat, bevor man dem zarten Herzen einen Begriff von Gott seinem Urheber hat beygebracht. Wer will an solchen irdischen Geschöpfen noch eine Spuhr eines Christenthums finden? Gebt mir den ersten Freydenker, und haltet ihn gegen einem solchen Halbchristen, werden sie nicht einander gleichen, wie ein Tropfen Wasser dem andern? jener, wie dieser denkt, er sey nur auf der Welt zum Essen, Trinken, Schlafen, und andern Erquickungen, so die Natur fodert, wie halt das andere Vieh. Doch will niemand ein Freydenker seyn.

Zweyter Theil.

Allein dies ist noch nicht genug. Sie machen sich noch eines Lasters schuldig, dessen andere Thiere nicht einmal fähig sind. Das Vieh kann seinem Gott für seine Wohlthaten nicht danken, weil es den Schöpfer aus Abgang der Vernunft nicht erkennet, wohl aber der Mensch, der aus der Vernunft und Glaube weis, daß alles von Gott herkömmt, was wir immer Gutes heißen können. Ein

irdisch gesinnter Mensch verkehrt also nicht nur die Ordnung, und Absicht Gottes., sondern begehet auch den größten Undank, sobald er sich beyfallen läßt, er lebe nur für die Welt. Ich würde Zeit und Worte verschwenden, wenn ich euch belehren wollte, daß Gott der Urheber alles Guten, und das aus dem Schoos seiner unendlichen Güte uns alle geistliche und leibliche Gaben zufließen. Wer nur noch an einen Gott im Himmel glaubt, wird dieser Wahrheit, ohne ein Beweißthum zu fodern, leicht beypflichten. Wir tragen die Gutthaten Gottes in uns selbst herum, und unser wirkliches Daseyn überzeugt uns, daß wir dem Allerhöchsten allen Dank schuldig; denn was hat Gott dahin vermocht, daß er uns vor so vielen tausend andern Geschöpfen, die er in ihrer Möglichkeit gelassen, aus unserm Nichts herfür gezogen, und zu einem so edeln Wesen, als da der Mensch ist, erhoben hat? war es nicht seine unverdiente, und ungebethene Gütigkeit, die uns vor andern bestimmet hat, daß wir Menschen, das ist, vernünftige Geschöpfe seyn sollten? noch vor wenig Jahren waren wir nicht, niemand dachte an uns, die Welt wurde bewohnt und bevölkert

völkert ohne uns. Der Herr unser Gott aber wollte, daß wir in dem von Ewigkeit her bestimmten Augenblicke zu seyn anfangen, und auf diese Welt hervortretten sollten. Er hat diesen Leib in der Mutter Schoos gestaltet, er hat denselben mit dieser Seele, mit dieser edeln Seele begeistert. Wir sind also die vortrefflichen Werke seiner Hände, wir sind der Gegenstand seines Beliebens, und die Bewegursache seiner Wunder, die er täglich in und durch die Natur wirket. O Herr! läßt sich da mit David ausrufen, was ist doch der Mensch, daß du seiner gedenkest (k)? Und eben David war es, welcher, da er die Wohlthaten Gottes bey sich betrachtete, sich nicht enthalten konnte, in diese Worte auszubrechen: Alle meine Gebeine hüpfen vor Freuden bey dem Andenken der gütigen Freygebigkeit des Ewigen (l); denn er wußte wohl, daß in unserm Leibe keine Flächse, noch Senne, die nicht jenem Gott, der sie erschaffen, Dank und Ehrerbiethung schuldig ist.

(k) Psal. 8.
(l) Psal. 34.

Und wer ist aus uns Vernünftigen, der nicht mit David dem Herrn gleiche Danklieder anstimmen soll? in der That, wir müssen uns nur selbst nicht kennen, wenn wir die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott mißkennen wollen. Wir mögen ihn betrachten als einen Urheber der Natur, oder als einen Urheber der Gnade, so müssen wir bekennen, daß wir ihm ganz, wie wir sind, mit Leib und Seele verpflichtet und eigen sind. Hätten wir von Gott sonst keine andere Erkenntniß, als daß wir ihm zu verdanken haben, daß wir Menschen sind, so sollte uns dieses allein schon erklecken, an ihm seine unendliche Gütigkeit zu erkennen, in uns selbst aber die höchste Schuldigkeit zu finden, ihm mit Freuden zu dienen, und ihn von Herzen zu lieben. Es wäre dieses für uns schon eine große Gnade des Vorzugs, und der Vorwahl über unendlich Millionen der Menschen gewesen, die hätten können erschaffen werden, doch weder jemal erschaffen worden, noch jemal werden erschaffen werden, sondern allezeit in ihrem Nichts verbleiben werden. Was hat denn der Herr unser Gott an uns vorgesehen, daß er uns so vielen tausend andern vorgezogen? er sah so viel, und so viel

Geschö-

Geschöpfe, die ihm getreu dienen, und ihn niemal beleidigen würden, doch ließ er sie in ihrem Nichts. Er wußte aber zum voraus, daß wir untreue und undankbare Knechte seyn, und seinem heiligsten Willen die Befriedigung unserer sündhaften Lüsten sehr oft vorziehen würden. Und dennoch hat es ihm gefallen, uns als Menschen auf diese Erde zu stellen, und so lang auf der Welt zu dulden. Wir sind also nur aus seiner Gnade ohne unser mindestes Verdienst das, was wir sind. Doch bey allem dem hätten wir vor andern Thieren noch nicht viel zuvor, wenn uns der Schöpfer nicht zu einem höhern Ziel, und zu einer bessern Glückseligkeit bestimmet hätte. Aber eben hieraus entsteht für uns eine neue Pflicht, ihm allein anzuhangen. Hätte er uns, um uns zu seinem Dienst anzutreiben, nur einen zeitlichen Lohn versprochen, ohne uns zu erhöhen, und einer übernatürlichen ewigen Glückseligkeit fähig zu machen, hätten wir dieses schon für eine besondere Gnade halten müssen, indem wir ihm ohnehin als unserm Erhalter auch ohne Entgeltung zu dienen verbunden gewesen wären. Aber er wollte uns nicht als arme Sklaven, sondern als Kinder auf der

Welt haben, denen er den großen Himmel als die reicheste Erbschaft mit dem Blut seines Sohnes verschrieben, wie uns der Evangelist versichert: Er hat ihnen Macht gegeben Kinder Gottes zu werden (m). Und Paulus nennet uns wirklich schon künftige Erben Gottes, und Miterben Christi (n): was könnte die Gütigkeit Gottes an uns noch thun, so sie nicht gethan hat?

Aber ich weis wohl, daß jene Dinge, die wir erst zu hoffen haben, auf uns bey weitem keinen so tiefen Eindruck machen, als die Gegenwärtige, so wir wirklich genießen, und vor unsern Augen haben. So gehen wir denn ausser dem Menschen, und schauen uns ein wenig auf der Schaubühne dieser Erde um. Können wir wohl die Augen eröffnen, daß wir nicht aller Orten die sorgfältige Güte des Schöpfers erblicken? unsere Erhaltung ist sie nicht ein tägliches Wunder, so Gott mit uns wirket? oder wer läßt noch täglich die Sonne über uns aufgehen, welche ihre günstige Stralen sowohl dem Bösen, als dem Frommen

schen.

(m) Joan. 1. v. 12.
(n) Rom. 8. 17.

schenket? wer bevölkert noch täglich die Luft, Meere, und Erde mit Geschöpfen von allerley Gattungen, die uns zur Nahrung dienen? wer giebt der Erde Thau und Regen, wer den Weinbergen den Rebensaft, mit dem wir nicht nur unsern Durst löschen, sondern auch das Gemüth ermuntern? wer macht die Erde zu unserer Verpflegung fruchtbar? wer giebt uns das tägliche Brod, von dem wir leben? bist es nicht du o Herr, der du deine Hand eröffnest, und jedes Thier mit Segen erfüllest (o)? wegen uns Menschen erneuerst du alle Jahre das Wunder der Erschaffung, indem du die Erde, die in dem Winter gleichsam erstorben, wieder auf ein neues belebest. Wo ist ein Vater, der für seine Kinder also sorget, wie du o Gott für uns Menschen? in unserm Leben findet sich kein Augenblick, in welchem du uns nicht von aussen deine Gaben kund und offenbar macheſt, und wenn wir darüber nicht gerühret werden, geschiehet es nur, wie ein heiliger Augustin anmerket, darum, weil die Gewohnheit uns unempfindlich, und dieselbe vor unsern Augen verächtlich macht.

(o) Psal. 144.

macht. Doch eines soll unserer Aufmerksamkeit nicht entweichen, welches wir täglich mit Augen sehen. Wir essen alle Tage Brod, und woher kömmt dieses? der Bauersmann wirft etliche Kernlein Getraid mit gesparsamer Hand in die gepflugte Erde, und Gott vermehret diese auf so wunderliche Art, daß sie hundertfältige Früchte bringen, davon eine ganze Welt voll Menschen zu leben hat.

Nun frage ich itzt. Können wir wohl Gott vergessen, da wir wirklich gleichsam in seinen Gutthaten schwimmen, ohne uns zu beschimpfen, und unsere Natur zu verändern? ich frage, ob man sich nicht aller Empfindung entledigen muß, wenn man sich von den Pflichten gegen Gott, die uns doch die Natur selbst prediget, losreißen will? wo ist ein gesittetes Kind, welches nicht seinen Aeltern, von denen es nach Gott das Leben erhalten, für die Nahrung und Erhaltung zu danken sich schuldig erkennet? und soll ein Mensch den Dank gegen Gott dem allgemeinen Menschenvater vergessen können? gewißlich ein Christ glaubt verpflichtet zu seyn, seinem Gott täglich demüthigsten Dank zu zinsen, weil er täglich von seiner

Güte

Güte lebt. Denn er weis, daß er nichts genießet, so ihm nicht von der gütigsten Vaterhand seines Gottes zukömmt. Er siehet sich selbst an als ein Geschöpfe, welches nur aus der Gnade seines Schöpfers nach so vielen verübten Sünden noch auf Erde geduldet wird. Er betrachtet das, was er besitzt, nicht als ein Eigenthum, sondern nur als ein anvertrautes, und bey ihm hinterlegtes Gut, dessen Nutznießung ihm von Gott gestattet ist, als einen entlehnten Schatz, den er wiederum wird heimstellen müssen, so bald ihn Gott von ihm wieder zurückfodert. Ist er mit Reichthümern gesegnet, so wird er sich bey seinem Ueberfluß nicht übernehmen, sondern gedenken, daß er Gott nur desto mehr Dank schuldig, je mehr er von ihm empfangen, indem er siehet, daß Tausend andere das nicht haben, was er hat. Noch viel weniger wird er die Gaben Gottes zur Ueppigkeit, oder zu einem sündhaften, und wollüstigen Leben verschwenden, sondern was überflüßig, den Armen zukommen lassen, damit er Gott seinem höchsten Herrn den Zehenden von seinen Gütern bezahle. Er wird keine Gelegenheit vorbeylassen, wo er nicht sei-

nem Gott durch emsigen Dienst sich dankbar erzeiget.

O möchten doch unsere Christen nach diesem Vorbild leben, so hätte Gott nicht Ursache bey seinem Propheten sich mit jenen Worten zu beklagen: **Ich hab Kinder ernährt und erzogen, sie aber haben mich verachtet** (p). Wen trift dieser herbe Verweiß, sind es nicht jene, die in dem Genuß zeitlicher Güter sich also verhalten, als kenneten sie Gott nicht mehr als ihren Vater? denn wo ist bey vielen der Dank, den sie Gott dem Urheber alles Guten abstatten? man mästet sich mit den Wohlthaten Gottes, und indessen wie viel verstreichen Tage, Wochen, Monathe, ja darf wohl sagen, Jahre, ohne daß man an Gott den höchsten Wohlthäter gedenket? man bedient sich der Geschöpfen nach seinem Belieben, ohne dem Schöpfer den Zins der schuldigsten Dankbarkeit zu liefern, nicht anderst, als ob Gott schuldig wäre, ihre lüsternen Begierden und Sinnlichkeiten mit seiner Freygebigkeit zu unterhalten. Wie oft steiget die Sonne in unserm

(p) Isa. 1. v. 2.

ferm Gesichtskreis hervor, und trift jene noch in den weichen Federn an, die vor andern Ursache hätten Gott zu danken, weil sie reichlicher, und niedlicher von seiner Hand ernähret werden? wie mancher Vormittag geht dahin, ohne daß man Gott einen guten Gedanken weihet? denn wem werden die Erstlinge des Tages geschenkt, wohin werden die ersten Gedanken, die täglich, alsbald wir erwachen, wieder neu gebohren werden, wo werden sie hingerichtet? gehet nicht die erste Sorge auf den Leib, auf die Sinnlichkeit, auf die Ueppigkeit? wie mancher Christ steiget aus seinem Nachtlager hervor, wie das andere Vieh von seiner Streue, ohne sich seines Gottes zu erinnern? so wird der Tag angefangen, und so wird er fortgesetzt. Wo bleibt aber der Dank, so wir unserm höchsten Wohlthäter schuldig sind?

Geschiehet nun dieses unter Christen, was wird dann bey jenen geschehen, die um keine andere Religion wissen wollen, als die sie sich selbst aus ihrem Hirn machen, die kaum noch an einen Gott glauben; oder einen Gott sich vorbilden, der auf uns Menschen keine Acht

hat,

hat, und von diesem höchsten Wesen nicht viel besser denken, als von einem Stein- oder Farbenkünstler, der, wenn er mit seinem Meisel, oder Pinsel dem Bild seine Vollkommenheit gegeben, sich um dasselbe nicht mehr annimmt, oder bekümmert? was hat Gott für einen Dank zu erwarten von Leuten, die ihm alle Rechte, so er über uns Menschen hat, absprechen, und ihn zu einem blinden, und unachtsamen Herrscher machen, und folgsam keinen andern Erhalter, und Gutthäter erkennen wollen, als die gütige Natur, der sie alles zuschreiben, was sie sind, und was sie haben, die wirklich glauben, es müsse so seyn, daß die Erde Früchte bringe, die Luft wehe, die Sonne scheine, weil es die Natur so geordnet, ohne daß Gott in solche Wirkungen der Natur einen Einfluß habe? Wie können sie Gott noch einen Dank schuldig bleiben, nachdem sie dafür halten, Gott habe mit unsern menschlichen und natürlichen Dingen nichts zu thun? können sie noch einen Anstand nehmen, Gott alle Pflichten zu versagen? oder für was sollen sie Gott danken, da sie nichts von ihm, sondern alles von der Natur, oder von dem Glücke haben? wir haben zwar von

dieser

dieser gottlosen Thorheit schon einmal gehört, da wir von der göttlichen Vorsicht gehandelt. Unterdessen kann man doch niemal genug bejammern, daß man sich von der Erkenntniß Gottes so weit entfernt, daß man sy gar die natürliche Pflicht der Dankbarkeit gegen diesem allgemeinen Wohlthäter, gegen Gott vergißt, und doch dabey noch weise seyn will. Zwar können sie nicht anders handeln, als sie in der Lehrschule der Freydenkerey, sollte schier sagen, der neuen Abgötterey erlernt haben; denn nach ihren Grundsätzen ist der Mensch nur auf der Welt, damit er sich eine Zeit lang wohl seyn lasse. Er wäre also ein Thor, wenn er die Gaben, so ihm sein Stand, oder das Glück verschafft, nicht nach seinem Belieben genösse, besonders, da nach ihrer Meynung, es noch ungewiß, ob nach dieser zeitlichen Glückseligkeit noch eine andere folge. Man muß also das Gewisse dem Ungewissen vorziehen. Was läßt sich aus diesem irrigen Lehrsatze anders schließen, als daß der Mensch kein anders Ziel seines Daseyns habe, als das andere Vieh, und hiemit er nicht für den Himmel, sondern nur für die Welt gemacht ist? Dies ist der Dank, den der Schöpfer von

solchen Ebentheuren erhält, die halb Menschen halb Vieh sind; denn gleichwie sie die Kinder von der Pflicht der Dankbarkeit gegen ihre Erzeuger freysprechen, weil sie nichts anders sind als Früchte ihrer Wollust, und folgsam was die Aeltern bey der Erhaltung, und Erziehung ihrer Leibserben thun, sey eine pure Schuldigkeit, womit sie ihre genossene Freude bezahlen, und wofür ihnen das Kind keinen Dank schuldig ist; fast auf gleiche Art wollen sie von keinem gegen Gott zu entrichtenden Dank wissen, weil es ihm schon Ehre genug ist, daß er vernünftige Geschöpfe auf Erden hat, die seine Allheit mit ihrem Daseyn verschönern. Wie kann man von Leuten von diesem Kaliber hoffen, daß sie einmal durch ein demüthiges Gebeth Gott ein Opfer bringen, da sie ohnehin alle gottesdienstlichen Handlungen als mechanische Andächteley auszischen? von einer äußerlichen Dankerstattung ist also nichts zu erwarten.

Aber doch von einer innern? Wenigstens sollten sie bey dem Genuß göttlicher Freygebigkeit einen guten Gedanken schöpfen, und in ihrem Herzen dem Schöpfer für seine Gaben danken. Gedanken lassen sich zwar hart erra-

then,

chen, doch verrathen sie sich oft selbst durch das äußerliche Betragen. Wie kann ein dankbarer Gedanken gegen Gott in dem Herzen wohnen, wenn seine eigene Wohlthaten, die er uns zu unserer Erhaltung ertheilet, als Werkzeuge zur Beleidigung seiner höchsten Majestät sich müssen gebrauchen lassen? Speiß und Trank, die uns der gütige Schöpfer zu Fristung unsers Lebens und Erholung der Leibeskräften, und Lebensgeister reichet, wie oft werden sie nicht zur Nothdurft, sondern nur zur Wollust genommen, und zwar in solchem Ueberfluß, daß nicht nur die Vernunft verdunkelt, sondern auch die Gesundheit geschwächet wird, wodurch sich der Mensch bis unter das dumme Vieh erniedriget, indem dieses nicht mehrer von der Nahrung zu sich nimmt, als die Natur verlangt? Man bedient sich der Gutthaten Gottes unter dem Vorwande einer nothwendigen Gemüthsermunterung in solchem Uebermaß, daß es scheint, man habe in diesem sein einziges Ziel gesetzt. Wie viel Sünden dabey unterlaufen, ist dir o allwissender Himmel bekannt. Man macht also aus der Welt ein lustiges Schauspiel, wo ein Auftritt nach dem andern neue Freude ver-

schafft, und eine Lustbarkeit mit der andern abwechselt, und Gott kann dabey einen Zuschauer abgeben, der zusehen muß, wie die üppigen Weltkinder ihn mit seinen eigenen Gutthaten bekriegen, und Sünden auf Sünden häufen. Was läßt sich urtheilen von dieser Gattung der Menschen? glauben sie noch, daß Gott ihr einziges, und letztes Ziel ist? nein! aus ihrem ganzen Betragen scheint, sie halten sicher dafür, der Mensch sey nur für die Welt gemacht.

Beschluß.

Aber wird es denn allezeit so fortgehen? wird des Träumens kein Ende seyn? wird nicht einstens ein Abend kommen, wo man ihnen das Nachtlicht wird anzünden, und sie von der Welt, von der so schönen und lieben Welt werden Abschied nehmen müssen? O der traurigen Erinnerung! diese allein versalzet unsern Weltsklaven ihre süssen Freuden. Das Leben auf dieser Welt, ob es schon nicht allezeit das Glückseligste, wäre ihnen doch angenehm, wenn nur das verdrüßliche Sterben

nicht

nicht wäre. Das abgeschmackte Wort, Tod, vergallet alle ihre Ergötzlichkeiten. Und doch muß es einmal seyn. Dieses wissen wir, und sehen es täglich mit Augen. Und wir indessen leben so leichtsinnig dahin, als ob wir hier ewig zu leben hätten, ohne an Gott, unser letztes Ziel und Ende zu denken, bis man endlich die Sterbkerze hervor sucht. Wir lassen Gott einen guten Gott seyn, wenn es uns nur hier gut ergeht. Welche Vermessenheit gegen die Anordnung und Absicht Gottes! welcher Undank gegen seine väterliche Güte!

Welch eine erstaunliche Sache, sehen, wie so viele aus den Christen die zeitlichen Geschäffte betreffend mit allem Fleiß und Nachsinnen zu Werke gehen, hingegen ihr einziges und wichtigstes Geschäfft der Seele schlechthin besorgen! Sie sind den Kindern nicht viel ungleich, die täglich mit nichtigen Possen sich beschäfftigen, indem sie mit solcher Anstrengung ihres Verstandes, und ihrer Kräften auf den Kindertand dieser Welt sich verlegen, als ob die ganze Ewigkeit daran gelegen wäre, oder als ob sie das gegenwärtige Leben für eine Ewigkeit, das Zukünftige aber nur

für zergänglich, oder wenigstens für ungewiß ansähen. Allein es kömmt noch auf einige wenige Minuten an, so wird sich ihr Traum endigen, und sie werden alsdenn erst das Eitle und Nichtige in ihren Bemühungen und Anschlägen, aber leider! zu spat einsehen. Sie sterben, und die Welt stirbt ihnen, sie verlassen die Welt, und die Welt verläßt sie. Was finden sie alsdenn, wenn sie dreyßig, vierzig, fünfzig Jahre für die Welt gelebt haben? nichts übriget ihnen von ihren Gütern, nichts von ihren Ehrenstellen, nichts von ihrem ganzen Pracht, als ein spates und bitteres Weh. Alle Freuden, alle Eitelkeiten, die sie mehr geschätzt, als den Himmel, sind verschwunden, wie ein nächtliches Traumgesicht. Und was bleibt alsdenn für die Ewigkeit? nichts. Ach so eröffnet endlich die Augen, die ihr schlafet, und fanget wenigst itzt an zu erkennen, daß der Himmel euer Vaterland, und Gott euer letztes Ziel ist. Amen.

Sechs-

Sechste Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Die Welt will täglich was neues. Alles, was alt ist, ist vor ihren Augen verächtlich, weil es ohne Witz und Geschmack ist. Wir leben nicht mehr jene rohen und unwissenden Zeiten, wo man für das Alterthum alle Ehre und Hochschätzung trug. Ihr Werth ist in unserm aufgeklärten Zeitlauf abgewürdiget worden. Die alten Gelehrte verdienen keine Achtung mehr, sondern sie werden als schlechte Pedanten verlachet, und ihre Bücher unter die nichtswerthen Alterthümer geworfen. Ihre Lehrart und Lehrsätze werden als einfältige

Träumereyen ausgerauschet, und ihre Schriften zur ewigen Gefangenschaft verdammet. Dem Himmel sey Dank! wir sind jene glückseligen Weltbürger, die endlich jenen erwünschten Augenblick erlebt, in welchem die alten Dunkelheiten verschwunden, und die Wissenschaften an das klare Licht gesetzt worden. Unsere scharfsinnigen Weltweise haben erst in unsern Tagen den philosophischen Stein gefunden, mit dem sie alle vorhin verborgenen Geheimnisse weit glücklicher entwickeln, als Alexander den gordischen Knotten. Die neuere Weltweisheit schmeckt unserer aufgeklärten Welt weit besser, als die alte, eben darum, weil sie neu ist; denn unsere Welt liebt Neuigkeiten: eine neue Welt, neue Leute, neue Wahrheiten. Daher rühret jene unmäßige Begierde, über jene Schranken, die uns unsere Vorältern gesetzt, auszutretten. Man will alles nach dem neuen Geschmack, und der Mode eingerichtet wissen. Die Lebensart nach der Mode, die Kleidertracht nach der Mode, Prediger nach der Mode, Beichtväter nach der Mode, Gottesdienste nach der Mode. Mein! warum nicht auch einen Gott nach der Mode?

Ja!

Ja! so ist es, man will mit dem alten Gott nicht allerdings mehr zufrieden seyn. Auch er soll sich nach unserer Denkungsart richten, und der menschlichen Schwachheit etwas mehrers nachgeben. Seine Gerechtigkeit scheinet zu streng zu seyn, indem sie wegen einer augenblicklichen Sünde den gebrechlichen Menschen mit einer ewigen Strafe zu schlagen drohet. Man will also, Gott soll seine Gesetze und strenge Urtheile mildern. Dahero sind unsere Weltlieblinge auf den Gedanken verfallen, es sey von einem Gott, der die Güte selbst ist, nicht zu glauben, daß er sein schönstes Ebenbild, die edle Menschenseele, wegen einer oder der andern Uebertretung seiner Gebothe ewig verwerfen wolle, und nachdem man in der Art der Moden fast alles schon erschöpft, hat man einen Versuch gemacht, auch die Religion zu verändern, die fast gar zu alt, und zu rauh für ein so angenehmes, und lebhaftes Jahrhundert, wie das unsrige ist. Dem Zufolge sagen sie, daß man wegen eines Fehlers von einem Augenblicke unmöglich zu einer ewigen Peine könne verdammt werden: man müsse die Gebothe des Herrn nicht in einem so strengen Verstande nehmen: die

Sünde sey vor Gott nicht so scheußlich, als man sie uns vormalt: Die Geistlichen hintergehen uns, da sie uns von der Schwere der Sünde, von der strengen Gerechtigkeit, von einer ewigen Bestrafung so vieles daher plaudern.

Wie? wachen diese Leute, oder schlafen sie? ja! sie schlafen nicht nur, sondern sie träumen wirklich; denn was sie reden, reden sie nur aus einem Traume. Doch man versteht ihre Sprache ganz deutlich; denn sie ist die Redens- und Denkensart aller fleischlichen Menschen, die nur von einem gütigen Gott sich wollen träumen lassen, von einer strafenden Gerechtigkeit aber nichts wissen wollen. Sie sind berauschet von der sinnlichen Eigenliebe, die ihnen alles als erlaubt vorstellt, was immer die verderbte Natur ergötzen und begnügen kann. Dahero geben sie sich alle Mühe, die Furcht ab der Sünde, und einer ewigen Strafe aus dem Sinne zu schlagen, damit das Gewissen zum Stillschweigen gebracht werde, und sie ihren viehischen Leidenschaften freyen Zügel können schiessen lassen. Deßwegen wollen sie das Joch der Religion verringern, und die Ergötzlichkeiten, und Freuden

dieser

dieser Welt mit dem Evangelium zusammen fügen. Aber umsonst. Gott ist noch der alte Gott, und sein Gesetze bleibt ewiglich. Ich zeige euch also heut Gott, als einen gerechten Gesetzgeber, der das Recht hat, die Sünde zu verbiethen, und zu strafen, wodurch ich den doppelten Irrthum unserer Träumer vereiteln werde, indem sie sich bereden, die Sünde sey keine so große Sache, und Gott sey nicht so streng, als man ihn macht. Wer also denkt, der kennet erstlich weder die Bosheit der Sünde, noch zweytens die Gerechtigkeit der Strafe. Hier ist die Zergliederung meiner Rede, die ich unter dem Schutz des Allerhöchsten anfange. Seyd bereit.

Erster Theil.

Wir haben ein Gesetze, und nach diesem Gesetze werden wir gerichtet werden; denn wer dieses übertritt, macht sich vor Gott strafwürdig. Wollen wir von einem allerhöchsten Wesen vernünftig denken, so müssen wir demselben wenigstens so viel Recht einräumen, als ein jeder König oder Fürst in seinem

Lande

Lande hat. Eine jede rechtmäßige Obrigkeit ist von Gott und der Natur berechtiget, heilsame Gesetze zu errichten, welche zu Aufrechthaltung eines Staats, zur Beschützung der allgemeinen Ruhe, und für das Wohl eines Landes und der Untergebenen Völker nothwendig, und ersprießlich sind, zu derer genauen Beobachtung der Unterthan auch in seinem Gewissen verbunden ist. Wer diese verletzet, wird von der Gerechtigkeit als gesetzbrüchig angesehen. Wenn nun ein Landesregent, der doch nur ein Statthalter Gottes ist, von dem er seine Gewalt hat, wie Paulus uns lehret, wenn er befugt ist, seinem ihm anvertrauten Lande Gesetze vorzuschreiben; wie viel mehr hat Gott, der unumschränkte Herrscher dieser Allheit, die Macht, seinen vernünftigen Geschöpfen Gebothe zu geben, die er heilig will gehalten wissen? Und sind diese für unsere Weltrepublik nicht höchst nothwendig? was wäre die menschliche Gesellschaft ohne Gesetze, als ein verworrenes Mischmasch, ein zerrüttetes Babel, eine offene Mördergrube? so lang die Welt steht, ist sie allezeit durch Gesetze von Gott regiert worden. Das natürliche Gesetze hat der Schöpfer selbst

den

den ersten Weltbürgern in das Herz geschrieben, und wer nach diesem lebte, war vor Gott gerecht. Als aber die Bosheit der Menschen auf Erden also gewachsen, daß sie beynahe Gott und alle natürliche Pflichten vergessen, so machte Gott seinen gerechtesten Willen durch seinen Diener Moses der Welt kund. Er gab ihm die Gebothstafeln, auf denen er nach der Ordnung aufgezeichnet, was wir Gott, was wir unserm Nächsten schuldig. Wir haben also einen Gesetzgeber, und wir haben ein Gesetz, nach welchem wir zu leben unter schwerer Strafe verbunden sind.

Aber hier murren unsere Träumer schon. Sie wollen nichts von einem geschriebenen Gesetze hören. Die steinerne Gebothstafeln, sagen sie, seyn nichts anders, als eine politische Erfindung des klugen Staatsmannes, eines Moses, der dieses Mittel erdacht, sein Volk zu schrecken, und in den Schranken des Gehorsams zu halten. Zu Ausführung seiner List habe er eben die Zeit erwählet, und den Berg bestiegen, da der Himmel mit den fürchterlichsten Donnerwolken überzogen war, damit die einfältigen Israeliten glauben sollten,

das

das Krachen und Blitzen der Wolken sey die drohende Stimme Gottes. Zu dem, sagen sie ferners, sey es nicht begreiflich, wie Gott von seinen Geschöpfen könne beleidiget werden, indem er ein viel zu hohes Wesen, als daß ihm von einem schwachen Erdwurm, wie der Mensch ist, eine Unbild könne zugefügt werden. Und endlich, fahren sie fort, sey von Gott, der unsere Schwachheit besser kennet, als wir selbst, nicht zu muthmassen, daß er uns unter so schwerer Strafe, als da ist die ewige Verwerfung, habe verbinden wollen. So träumen diese Schwärmer, damit sie sich von aller Verbindlichkeit gegen Gott los machen. Was wird man noch aus Gott machen? hat er der Welt keine Gebothe gegeben, so ist er ein sorgloser, ein schlafender Weltherrscher, der zu allen unsern Handlungen gleichgiltig ist, dem es gleich gilt, ob wir ihn lästern oder loben, ob wir mehr Götter, oder nur einen anbethen, ob wir mit den Heiden das Menschenblut auf den Opferaltären verspritzen, oder mit den Hebräern die Schlachtthiere erwirgen. Kann Gott von uns nicht beleidiget werden, weil er das allerhöchste Wesen ist? wie ungereimt? wo ist ein König so

erha-

erhaben auf seinem Throne, der sich nicht beleidiget findet, wenn er seine heiligen Gesetze verachtet sehen muß? und ist das Verbrechen nicht desto größer, je geringer das Ansehen eines Böswichts, der das Gesetze mißhandelt? Hat Gott unsere Uebertretungen nicht unter einer gerechten und scharfen Strafe verbiethen können, so hat er weniger Gewalt über sein Menschengeschlecht, als ein Feldherr über sein Kriegsheer, der doch auf den Diebstahl einer Rube aus dem Acker, oder einer Traube aus dem Weinberge die Todesstrafe schlagen kann. O großer Gott! wie wenig Kenntniß haben die Menschenkinder von deiner Majestät!

Und was Wunder alsdenn, daß man die Sünde nicht fürchtet? wer die Hoheit Gottes nicht erkennet, mag sich auch keinen Begriff von der Bosheit der Sünde machen. Will man die Schwere eines Verbrechens in seiner Größe abmessen, so muß man einerseits betrachten, wer der ist, so beleidiget wird, und anderer seits, wer der ist, der ihn beleidiget; denn gewiß ist, daß die Unbild in der Schwere um so viel wachse, um wie viel die Vortreflichkeit des Beleidigten

den

den Stand des Beleidigers übertrifft (a), wie ein englischer Thomas lehret. Der Fehler ist also um so viel größer, je größer die Person ist, wider die man sich verfehlt. Ein Soldat, wenn er einen seines Gleichen beleidiget, mag ihn wohl auch schwerlich beleidigen, wird man doch nicht so viel daraus machen, weil es zwischen zween Gleichen geschehen. Vergreift er sich aber wider seinen Fürsten, seinen König, oder Kaiser, oder auch nur wider einen seiner vorgesetzten Offizieren, so wird die Beleidigung desto höher angerechnet, je höher die beleidigte Person ist. Nun aber die Sünde ist eine Beleidigung Gottes. Und was ist Gott? was ist der Sünder? O Abgrund, wer wird dich begreifen! o unermeßene Ungleichheit, die sich zwischen dem Beleidiger und dem Beleidigten findet! Genug wird indessen seyn, wenn wir nur fassen, daß die Sünde in ihrer Schwere und Bosheit um so mehr wächst, je weiter Gott über den Menschen, der Schöpfer über das Geschöpf erhaben ist, wodurch denn, wie die Schulen lehren, aus der unendlichen Würdigkeit Gottes

eine

(a) 1. 2. Q. 87. art. 4.

eine gleichfalls unendliche Bosheit in die Sünde einfließt, wo nicht in der Ausbreitung, doch in der Ordnung; gleichwie also Gott in der höchsten Ordnung oder Rang, also ist auch die Beleidigung in der höchsten Ordnung. Gleichwie Gott unaussprechlich, so ist auch die Beleidigung unaussprechlich, und gleichwie Gott in der Vortreflichkeit mit einer unendlichen Maaße alles Erschaffene übersteigt, also übertrifft die Bosheit einer einzigen schweren Sünde in ihrer Vermessenheit und Abscheulichkeit ein jedes Uebel dieser Welt, so man sich immer einbilden kann.

Aber vielleicht sind nicht alle von solcher Fähigkeit, diese wichtige Wahrheit zu begreifen. So sag man mir denn; was ist die Sünde? sie ist eine Uebertretung der Gebothen Gottes. Eine jede Uebertretung aber ist eine Beleidigung des Gesetzgebers, weil sie in sich einschließt eine heimliche, oder ausdrückliche Verachtung des Gesetzes. Da nun Gott unser höchste Gesetzgeber ist, so kann die Sünde nicht anders angesehen werden, als die größte Beleidigung und Verachtung der höchsten Majestät. Aus welchem eine doppelte Bos-

heit eines jeden Sünders hervorscheinet. Eine zwar, weil der Mensch durch die Sünde von Gott seinem Ursprung und letzten Ziel sich abwendet, von einem unveränderlichen und unendlichen Gut, durch welche Verlassung und Abwendung Gott die größte Unbild geschiehet. Die andere ist, daß der Mensch durch die Sünde zu einem Geschöpfe sich wendet, indem er solches nicht nur allein Gott vergleicht, sondern auch vorzieht, weil er Gott seinen Herrn verläßt, und dem Geschöpfe anhängt. Die Sünde ist also eine Abwendung von Gott, sie ist eine Empörung wider sein heiligstes Gesetze, indem der Sünder gleich einem Pharao spricht: ich will Gott nicht dienen. Sie ist die kühneste Vermessenheit, indem der Mensch Gott gleichsam trotzet, weil er sich vor seinen allsehenden Augen Böses zu thun nicht scheuet. Sie ist der größte Undank gegen Gott, indem sie seine eigene Gaben zu seiner Beleidigung verwendet. Sie zwinget gleichsam Gott (wenn ich doch so reden darf) zu einer bösen That zu helfen; indem der Mensch ohne Beyhülfe des Urhebers der Natur nicht vermögend ist, eine Hand zu bewegen, oder einen Fuß von der Erde zu he-

ben.

ben. Sie ist der schändlichste Meineid, indem der sündigende Mensch durch die Sünde treulos jenes umstößt, was er Gott bey der Taufe so theuer geschworen, und so heilig versprochen hat.

Geliebte! was ich hier von der Schwere der Sünde sage, hat uns Gott selbst durch sein untrügliches Wort gesagt: nichts kömmt in göttlicher Schrift öfters vor, als die Versicherung, daß die Sünde eine schimpfliche Verachtung der göttlichen Majestät sey, die mit einer gänzlichen Hintansetzung göttlicher Freundschaft begleitet wird. Also lesen wir in dem Buche Numeri? Er hat das Wort des Herrn verachtet (b). Und abermal: ihr habt verachtet den Befehl eures Gottes (c). Und so wird in mehrern Schriftstellen von den Sündern geredet, als von einem Volke, welches sich wider Gott empöret. Bald heißt es, sie wandeln wider Gott. Bald sie widersetzen sich Gott; dort aber: sie wenden sich ab von Gott, und anderswo: sie verwer-

(b) Num. 15. v. 31.
(c) Deut. 9. v. 23.

fen Gott, sie verlassen Gott, sie sind Rebellen wider Gott. Wie? scherzet Gott nur durch derley Ausdrücke? oder redet die Schrift mit einer übertriebenen Vergrösserung, da sie uns mit solchen Redensarten die schlechte Achtung schildert, die der Sünder gegen seinen Gott trägt? zeigt der Mensch, der wider das Verboth des Herrn handelt, nicht in der That, daß ihm weniger an Gott gelegen, als an einem sterblichen Geschöpfe, oder an einer sinnlichen Wollust? Niemand wird läugnen, daß Pharao, der Egypterkönig, ein Aufrührer wider Gott war, da er seinen Starrkopf wider den Herrn erhob, und sich verlauten ließ: Wer ist der Herr, daß ich seine Stimme hören, und seinen Befehl vollziehen soll? ich erkenne keinen Herrn, und ich werde Israel nicht entlassen (d). Wenden wir itzt unsere Gedanken auf das Betragen des Sünders. Der Herr unser Gott sagt ihm in seinem heiligen Gesetze: Ich bin dein Gott und Herr. Dieß spricht der Herr. Ich verlange Gehorsam, ich will meine Gebothe gehalten wissen, und die Uebertretung

(d) Exod. 5.

kretung derselben nicht gedulden. Was sagt der Sünder, da er Böses zu thun Lust hat? sündigt er nicht so frey, als ob er um keinen Herrn wüßte, der ihm die Sünde verbiethet? Der Herr spricht: entlasse jenen Schleppsack, jene Beyschläferinn, mit der du in geilem Liebsgewerb verstricket bist; du sagst: ich will sie nicht entlassen. Der Herr spricht: entziehe dich von jener Bekanntschaft, von jener sündhaften Gelegenheit, die dich schon so viele Sünden gekostet hat; du aber sagst: ich will sie nicht meiden. Der Herr spricht: stelle zurück, was nicht dein ist, ohne Zurückgabe wird die Sünde nicht erlassen; du aber sagst: ich will nicht zurück geben. Der Herr spricht: enthalte dich von jenem angewöhnten Laster, von jenen Unflätereyen, die selbst die Natur entehren; du aber sagst: ich will nicht, ich will die Triebe meiner Begierlichkeit befriedigen. Der Herr spricht: stehe ab von jenen Ungerechtigkeiten, von jenen Betrügen, von jenen heimlichen Diebstählen, von jenen arglistigen Bedrückungen deines Nächsten; du aber sprichst: ich will eine Gewohnheit nicht entlassen, die mir so einträglich ist. Das heißt ja endlich so viel, als ich er-

kenne Gott nicht für meinen Herrn. Wie können wir denn uns noch einbilden, als hätte Gott nicht die gerechteste Ursache, eine so große Unbild, eine so unerträgliche Verachtung, die ihm durch die Sünde widerfährt, auf das äußerste zu hassen, indem wir vor seinen Augen, ohngeacht seiner höchsten Herrschaft, ohne Rücksicht auf seine höchste Majestät uns vermessentlich erkühnen, sein heiligstes Gesetze zu übertreten?

Und will man mir noch sagen: was soll es denn um eine Sünde seyn? was soll es Böses seyn, wenn man mit einer That, oder freywilligen Wohlgefallen eine von Gott verbothene Anmuthung befriediget, zum Beyspiele eine Rachgier, eine unreine Liebe, eine Habsucht und Eigennutz, die Neigung zu einem ungerechten Vortheile? was sollte es Böses seyn? Fragen wir um die Antwort die heiligen Väter und Gottesgelehrte, so werden sie uns sagen, daß es eine solche Bosheit sey, wodurch Gott alles dasjenige Böses zugefügt wird, so viel immer von einem Menschen Böses ihm mag zugefügt werden. Eine solche Unbild, die nur in so weit dem höchsten Gott

ein

ein eigenthumliches und wesentliches Gut nicht raubet, weil dieses dem Menschen nicht möglich ist. Jedoch wenn es möglich wäre, so würde ihm solches durch die Sünde genommen. Der Sünder, so viel in seinen Kräften ist, hebt alles auf, was Gott eigen ist. Ja der eigene Wille, so viel an ihm gelegen ist, räumet Gott selbst aus dem Wege (e). Sind Worte des hönigfließenden Lehrers. Wer also tödtlich sündiget, nimmt Gott, so viel an ihm ist, die höchste Herrschaft, da er ihm nicht gehorsamet. Er nimmt ihm die Gerechtigkeit, da er sie nicht fürchtet. Er nimmt ihm die Unermeßenheit, da er seine Gegenwart nicht scheuet; denn der eigene Wille, wie Bernhardus fortfährt: wollte gerne haben, daß Gott seine Sünden zu strafen entweders die Macht, oder den Willen nicht hätte, oder nichts darum wüßte. Er will haben, daß Gott nicht Gott sey; denn so viel an ihm ist, will er, daß Gott entweders schwach, und kraftlos, oder unwissend, und ungerecht sey. Dies ist der heimliche Wille,

(e) S. Bernard. S. 3. de Resurr.

und das Verlangen eines jeden, der schwerlich sündiget. Er wünscht, daß entweder Gott über ihn nicht Richter sey, oder daß seine Sünde dem Richter unbewußt bleibe, oder daß der Richter zur Sünde durch die Finger sehe, oder die Macht nicht habe, ihn zur Strafe zu ziehen. Soll das nicht die größte Bosheit seyn? Und man will aus der Sünde noch eine Kleinigkeit, eine leicht verzeihliche Schwachheit machen?

Allein was mache ich so viel Worte? ich werde doch niemal sagen können, was die Sünde ist. Nur jener konnte uns ihre ganze Bosheit erklären, der durch die Sünde beleidiget wird. Fodert also statt der Worte vielmehr Thränen von mir, mit denen ich die Vermessenheit jener leichtsinnigen Seelen beweine, welche die Sünden wie Wasser trinken. Wo ist noch eine Furcht und Abscheu ab der Sünde? man sündiget, und man sündiget mit lachendem Munde, als ob kein Gott im Himmel wäre, der die Sünde verbothen, oder als ob man niemal von einem Gebothe Gottes gehört hätte. Wer erschrickt nicht, wenn er einen Blick auf unsere laue Welt wirft, und

die

Die zügellose Freyheit im Sündigen bey einem großen Theile der Menschen, erblickt? Ist es nicht eine beweinenswürdige Sache, daß auch jene, die noch Christen heissen wollen, die in dem Schoos der heiligen Kirche gebohren und erzogen worden, denen von Kindheit an die Gebothe Gottes ausgelegt, erklärt, und eingepräget worden, daß Christen, sage ich, mit lachendem Munde das Gesetze des Herrn entheiligen und übertreten? wo ist noch eine Ehrfurcht für die Gebothe des allerhöchsten Gesetzgebers? Auch junge Leute, deren ganze Wissenschaft in dem bestehet, daß sie einen Roman verstehen, oder einen verliebten Brief aufsetzen können, wollen schon Dollmetschen des Gesetzes und Schriftverständige seyn. Sie mustern aus der Schrift aus, was ihnen nicht zu ihrer Ruchlosigkeit taugt, absonderlich können sie in unserm Gesetzbuche zwey Gebothe nicht gedulden, nämlich das Sechste, und das Neunte: du sollst nicht Unkeuschheit treiben, du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau. Dieß sind ihnen die verhaßtesten Gebothe (sie haben aber auch Ursache dazu) überhaupts gehen sie mit den Grundlehren unserer Religion um, wie mit der Frisur ihres

Haupts, die sie so oft ändern, als eine neue Mode aufkömmt. Das Wort Gottes fliehen sie, wie die Knechte des Abgotts Baals den Elias, nur damit ihr schlafendes Gewissen nicht möchte aufgeweckt werden. Alle Kanzellehren sind ihnen zu pedantisch, zu einfältig, oder zu sehr übertrieben, sie wollen mit Fleiß nicht wissen, was sie doch vor allen wissen sollten. Es kömmt endlich so weit, daß man sich verlauten zu lassen sich nicht entfärbt: was ist es denn um ein paar Todtsünden, wenn ich nur meine Lust büßen kann, ich kann es ja wieder beichten.

Aber eben da entdeckt sich eine neue Ursache, warum man so frey im Sündigen ist. Die Leichtigkeit von der Sünde los zu werden ist es, welche den Sünder so keck macht. So haben wir Beichtväter denn die Schuld, daß bey vielen so geringe Erkenntniß von der Schwere der Sünde ist? was soll ich sagen? — — — ich muß die Wahrheit bekennen, die Leichtigkeit im Lossprechen macht nicht nur den Ruckfall in die alten Sünden leicht, sondern hält den Sünder in der Blindheit auf, daß er niemal die Größe seiner Bosheit, und

den

den elenden Zustand seiner Seele erkennet. Seit dem die Kirche ihre Strafgesetze und öffentliche Bußwerke, zwar aus erheblichen Ursachen, gemildert, übet man die größten Laster ohngescheut aus. Ich erstaune, wenn ich jene Strengheiten lese, welche in der ersten Kirche den Sündern auch nur wegen einem oder andern größern Verbrechen auferlegt worden. Ließ sich dort ein Sünder in einer öffentlichen ärgerlichen That betreten, so wurde der Bußsack und die Bußgürtel zu seiner Kleidung, und die strengste Fasten zu seiner Kost. Man sahe Leute von allerhand Geschlecht und Stande, Männer von höhern Rang, Frauen von guter und ansehnlicher Herkunft, welche mit Trauerkleidern angethan sich vor den Kirchenthüren niederwarfen, mit Aschen und Thränen sich bedeckten, um der Priester und Bischöfe Hülfe bathen, sich selbst von den Gotteshäusern, als Entheiliger derselben, entfernten, und gleich den aussätzigen Israeliten von der christlichen Gemeinde abgesondert sich aufhielten, bis ihnen jenes Recht, dessen sie durch die Sünde sind beraubet worden, wieder zurück gestellt wurde. Erst nach langer Prüfung, und strengster Bußübung wurde

ihnen

ihnen die Gnade der Lossprechung ertheilet. Wer hätte sich nun vor fünfzehen Jahrhunderten vorstellen können, daß solche Zeiten nachkommen sollten, in welchen man glauben würde, die grösten Laster ausgetilgt zu haben, wenn man nur seine Sünden her erzählt hat, solche Zeiten, sage ich, in welchen der grösste Theil der Christen ihre ganze Buße in Abbethung einiger Litaneyen, eines Rosenkranzes, einiger weniger Gebethe setzen würde? und doch wir leben in jenen Zeiten, wo man glaubt, der göttlichen Gerechtigkeit schon genug gethan zu haben, wenn man nur etwas weniges aus dem Bethbuch, oder an der Bethschnur herabhaspelt. Man will Beichtväter nach der Mode haben, die mit der Lossprechung so freygebig, als gesparsam mit den Bußen sind. Daher kömmt es, daß man die Sünde nicht mehr so sehr scheuet, und den Rückfall fürchtet, weil man um eine viel geringere Buße davon losgesprochen wird; denn wie will der Sünder zur Erkenntniß der Grösse seiner Missethaten kommen, da der geistliche Richter selbst ihn mit so leichter Genugthuung entläßt? Wie aber? giebt es denn zwey Evangelien,

deren

deren eines für die ersten Christen, das andere für unsere Modechristen eingerichtet ist?

Nämlich es bleibt bey meinem alten unumstößlichen Satz, seit dem der Glaube bey unsern dermaligen Christen schwach geworden, hat auch die Furcht Gottes abgenommen. Wo die Religion noch lebhaft ist, wird das Gewissen nicht so leicht einschlafen und in eine Unempfindlichkeit gerathen; denn dieses ist die große Lehrmeisterinn, dasjenige zu lehren, was man schuldig ist, wie ein heiliger Chrysostomus sagt. Sie ist ein großer Richter, dasjenige zu entscheiden, was seyn soll. Hören wir diesen großen Sittenlehrer: Der unbestochene Richter, ich verstehe das Gewissen, wenn es wider den Menschen aufsteht, schreiet es mit lauter Stimme, und klagt an, und schreibet gleichsam vor die Augen die Größe der Sünde. Unter den Menschen ist keiner so wachbar, als unser Gewissen. Andere Richter werden bestochen mit Geld, mit Schankungen, mit Schmeicheleyen, und auf viele andere Wege, und hiedurch wird erhalten, daß sie durch die Finger sehen, nichts wissen

wol,

wollen und stillschweigen. Aber der Richterstuhl des Gewissens ergiebt sich weder nach unserer Lust, noch nach unserm Willen (f). Bisher Chrysostomus. So wahr dieses alles ist, so ist doch auch gewiß, und zeigt es die tägliche Erfahrniß, daß das Gewissen kann in Irrthum geführt werden, wenn es nicht von dem Glauben geleitet wird; denn wer weis nicht, wie mächtig eine sündhafte Anmuthung über das menschliche Herz ist? der Mensch ist sonst von Natur begierig die Wahrheit zu wissen; ist aber der Wille zur Sünde geneigt, so thut er, was er kann, die Erkenntniß einer Wahrheit zu verhindern, die seiner Neigung widerspricht. Die Liebe zur Sünde macht, daß man den Betrug liebet; denn man will nichts wissen von dem, was den Menschen in dem Genuß seiner geliebten Schoosneigung stören könnte, sondern man ist nur bedacht, wie man mit ausgeklügelten Scheingründen, die der verdorbenen Lust schmeicheln, das Murren des Gewissens stillet, und weil man keinen andern Rathgeber hören will, als die sinnliche Eigenliebe, so begnügt

(f) Homil. 17. in Genesin.

gnügt man sich mit der gelindesten und lockersten Sittenlehre, die das Gewissen erweitert. Man will also nicht wissen, was wahr ist, von dem Nicht wissen wollen kömmt, man leicht zu dem Nicht glauben. Eben jene Anmuthung, die man wünscht erlaubt zu seyn, wird machen, daß man glaubt, jenes sey falsch, was der heilige Glaube als wahr lehret. So wird das Gewissen zum Schweigen gebracht, daß man die größten Sünden für kleine, oder gar keine Sünde mehr hält. Daher kömmt jene Blindheit des Verstandes, daß man die Schwere der Sünde nicht mehr erkennet, sondern man läßt sich durch seine geblendte Einbildung bereden, die Sünde sey eben keine so große Sache, daß sie den Zorn Gottes verdiene.

Zweyter Theil.

Aber o wie sehr betrügen sich diese Träumer, wenn sie glauben, Gott werde unsere Verbrechen und Uebertretungen mit so gnädigen Augen ansehen, als sie wünschen! wollen sie die Größe der Sünde nicht aus der Beleidigung

leidigung Gottes, so sollten sie doch dieselbe aus der Größe der Strafe erkennen, die auf die Sünde geschlagen ist. Wegen unserm neu Modeglauben wird Gott seine einmal bestimmte Strafurtheile gewiß nicht ändern. Nein! wir haben noch das alte Gesetze, und den alten Gesetzgeber, und gerechten Richter, der die Strafe nach der Größe des Verbrechens abwiegt. Wer anders denket, raubet Gott eine wesentliche Eigenschaft und Vollkommenheit; denn hat Gott das Recht Gesetze zu geben, so hat er auch das Recht die Verletzungen derselben zu strafen. Den Beweisthum für diesen Satz borge ich abermal dem weltlichen Gerichte ab. Ein weltlicher Gesetzgeber, will er, daß seine Gesetze eine Wirkung haben, muß er nicht nur mit der Strafe drohen, sondern auch dieselbe an den Uebertretern vollziehen, damit andere von der Verachtung derselben abgeschreckt werden; denn wo keine Furcht ist, da liegen die Gesetze zu Boden. Gott hat uns seine heiligsten Gebothe gegeben, und damit diese ihre Beobachtung erhalten, hat er den Gerechten die sichere Belohnung, den Bösen aber die gebührende Strafe bestimmet. Alle Blätter göttlicher

cher Schrift sind voll der fürchterlichsten Bedrohungen, die der Herr wider die Verletzer seiner Gebothen gedonnert. Er läßt es auch nicht an der Vollziehung derselben ermangeln, eben darum weil er gerecht ist. Gott liebt die Wahrheit, spricht ein heiliger Gregor, und läßt keine Sünde ungestraft. Deßwegen muß entweder der Mensch selbst die begangene Sünde in diesem Leben verfolgen, und an sich selbst strafen, oder es wird Gott nach diesem Leben nach einer genauen Abrechnung eine strenge Rache an ihm nehmen. Alle Bosheit, sie sey klein oder groß, wird von dem künftigen Richter gestraft werden, wenn sie nicht zuvor durch den büßenden Sünder ist abgestraft worden; denn einmal muß der verletzten Gerechtigkeit eine Genugthuung geschehen, hier, oder dort.

Nun aber was gehört für eine Strafe auf die Sünde? diese Frage aufzulösen, müssen wir die Waagschaale der Gerechtigkeit ergreifen, und die Strafe nach der Schwere des Verbrechens abmessen; denn ganz gewiß ist, daß eine jede Strafe mit der Schuld eine Gleichständigkeit haben muß, wie Gott selbst in

dem Buche Deuteronomius spricht: Nachdem die Sünde beschaffen, muß auch die Pein seyn (g). Da nun die Sünde, nach der Lehre des englischen Thomas, eine gewisse unendliche Bosheit in sich hält, weil sie einen unendlichen Gott beleidiget, und einem unendlichen Gut ein endliches vorzieht, so fodert auch die Gerechtigkeit, daß auch die Strafe unendlich sey. Weil der beleidigte Gott unendlich ist, so ist auch billig und recht, daß auch die Strafe in ihrer Dauer ohne Ende sey. Weil Gott ewig ist, so muß auch die Strafe ewig seyn, und weil die Würdigkeit in Gott keine Schranken, noch Ziel noch Ende hat, so will vonnöthen seyn, daß auch die Strafe in der Hinausziehung keine Schranken, Ziel, und Ende finde.

So erschrecklich diese Wahrheit ist, so müssen wir doch dieselbe eingestehen, wenn wir nicht Gott seine Gerechtigkeit absprechen wollen; denn gewiß ist, daß Gott die Sünde als seine Beleidigung nicht gutheissen kann, sondern hassen muß, weil er der heiligste Gott ist:

(g) Deuter. c. 25. v. 2.

ist: Gott hasset zugleich den Gottlosen, und seine Gottlosigkeit (h), spricht das Buch der Weisheit. So lang also der Sünder ein Sünder bleibt, bleibt er ein Gegenstand des Hasses Gottes. Da nun der Verdammte ewig ein Sünder und Feind Gottes bleibt, so bleibt auch Gott ewig sein Feind, und Bestrafer. Können wir deßwegen Gott einer Ungerechtigkeit beschuldigen? muß er nicht endlich sich als einen gerechten Richter zeigen, nachdem er lang ein barmherziger Vater gewesen? Wie manchen Sünder duldet Gott auf Erden viele Jahre, ohne daß er sein Recht an ihm ausübt? er läßt ihm wissen seine schrecklichen Bedrohungen, die er über diejenigen ergehen läßt, die seine Gebothe übertreten, Bedrohungen, deren die Schrift aller Orten voll ist. Er drohet dem Sünder die fürchterlichsten Strafen, Strafen im Leben, Strafen im Tode, Strafen nach dem Tode. Aber alles dieses rührt den Sünder nicht, er achtet keine andere übernatürliche Strafe, es sey denn eine ewige. Es ist eine Strafe der Sünde, daß die göttliche Gnade und Freund-

(h) Sapient. 14.

schaft dadurch verloren werde. Aber diese Strafe macht bey dem Sünder noch keinen Eindruck, denn ihm ist weit schmerzlicher die Ungnade eines Menschen, als die Ungnade Gottes. Es ist eine Strafe der Sünde, daß man aus der Zahl der Kinder Gottes ausgeschlossen, und des Erbrechts des Himmels verlustiget werde. Aber aus diesem Verlust macht sich der Sünder wenig und so viel als gar nichts. Die Gunst eines Mächtigen der Erde, oder einen Erbtheil von etwelchen Thalern verlieren, würde ihm weit schwerer fallen, als sich des Zuspruches zum Himmel beraubet sehen. Ja er würde leicht Verzicht auf seine himmlische Erbschaft thun, wenn er nur unterdessen ewig in seinen Sünden frey leben, und diese irdische Glückseligkeit genießen könnte. Es ist eine Strafe der Sünde, daß Gott in jener Welt einen Ort der Reinigung bereitet hat, in welchem die noch ruckständigen zeitlichen Strafen wegen schon bereuten schweren Sünden, oder nicht bereuten läßlichen Sünden durch schmerzliches Leiden müssen bezahlt werden. Aber was macht sich der Sünder aus einer solchen Pein, die nur eine gewisse Zeit dauert? kleinere Sünden achtet er wie

Schnee-

Schneeflocken, nachdem er weis, daß die Seele im Fegfeuer nicht ewig gequälet wird. Wenn nun Gott dem menschlichen Muthwillen einen Zaum anwerfen will, damit er nicht so leicht sich in alle Bosheit stürze, so ist billig, daß er ihm mit ewigen Strafen drohe, weil er sonst nichts fürchtet; und eben so billig ist, daß er jenen nach dem Tode ewig strafe, der im Leben alle göttliche Bedrohungen verachtet.

Allein wir wollen die Sache deutlicher geben. Der Mensch kömmt etwa mit einer oder mehrer schweren Sünden auf das Todbette. Hat er nun seine Missethaten vor dem letzten Abdruck bereuet, und sich durch wahre Buß und Beicht in den Stand der Gnade gesetzet, gut! so ist ihm auch die ewige Schuld nachgelassen, und wird ihm von Gott in eine zeitliche Strafe verändert, die er in jener Welt bezahlen muß. Stirbt er ohne Reue und im Sündenstande, so dauert seine Schuld ewig; denn er wird ewig als ein Feind Gottes angesehen, und so lang die Ewigkeit dauert, wird allezeit wahr seyn, daß er ein Sünder ist. Er kann auch für seine Sünde ewig nicht genug

thun, weil die Zeit des Verdienens aus ist, und eben so wenig wird er dieselbe bereuen, und darüber Buß thun können, weil in der Hölle keine übernatürliche Reue Platz hat, sondern nur die Verzweiflung herrschet. Weil man denn niemal für die Sünde genug thut, so thut man auch niemal genug der Strafe. Folgsam da die Schuld allezeit frisch bleibt, und die Sünde allezeit lebt, so bleibt auch allezeit frisch, und lebt allezeit die Strafe, wie abermal ein heiliger Gregor sagt: Es stehet der Gerechtigkeit zu, jene allezeit zu strafen, die niemal wollen ohne Sünde seyn (i). Gott ist deßwegen kein Tyrann, sondern er straft nach dem Tode ewig, weil er ein ewiger Gott ist. Er straft die Todsünder nach ihrem Absterben ohne Nachlaß, weil für sie kein Mittel der Erlösung mehr vorhanden, und die Zeit, Verdienste zu sammeln, verflossen ist. Will man mit Gott dermaleins ewig leben, so muß man ihn lieben, wenigstens mit der Liebe des Vorzuges. Nun aber ist der Mensch, welcher in der Sünde stirbt, nicht mehr im Stande, wie vorhin Gott zu lieben, sondern sein ganzes

(i) Dialog. L. 4.

ganzes Thun ist, daß er durch die lange Ewigkeit Gott verfluche.

Aber ewig strafen, das ist zu hart geredt von einem so gütigen Gott, schreyen da unsere Träumer. Man muß Gott nicht so streng machen, daß er wegen einem oder andern sündhaften Augenblick den Menschen ewig verdammen wolle. Vielmehr soll man von ihm glauben, daß er uns nicht ewig verstossen wolle, weil er jenes nicht hasset, was er erschaffen hat. Wir Menschen sind ja sein Ebenbild, und wie soll er sein eigenes Bild ewig verwerfen können? würde er nicht gegen sich selbst unbillig seyn? wie soll sich ein so gütiges höchstes Wesen entschliessen können, einen Verdammten der ewigen Pein zu übergeben, der doch zum Himmel erschaffen ist? er ist ja aus seiner Natur gnädig und barmherzig, und er erklärt sich selbst, daß seine Liebe gleichsam in eine Traurigkeit verfalle, wenn er den Menschen auch nur zeitlich zu strafen gezwungen wird. Sagt er nicht hundertmal, daß, wenn er schon beleidiget werde, doch seine Liebe niemal verliere noch auslösche, sondern daß er mit seinen väterlichen Augen, auch da wir

Sünder sind, uns ansehe und begleite? wie kann er denn das Meisterstück seiner Hände, das edelste Geschöpf ewig verwerfen und mit ewiger Pein, mit einer immerwährenden Verstossung aus dem Himmel, mit einer ewigen Entfernung von seiner Anschauung, mit einem ewigen Feuer, mit einer ewigen allezeit daurenden Hölle strafen? und dieses wegen einer oder andern Sünde, die nicht ist bereuet und gebüßt worden? so muß denn entweder keine Hölle seyn, oder wenn eine ist, so muß sie nicht ewig dauren. So vernünfteln und trösten sich viele aus unsern Sündern.

Ey wie andächtig, wie trostreich spricht man von der Barmherzigkeit Gottes, damit man nur in seiner falschen Gewissensruhe nicht gestört werde, und hingegen wie niederträchtig denkt man von seiner Gerechtigkeit, damit man nur nichts zu fürchten hat, da doch eine wie die andere in Gott unendlich ist? man darf nichts reden von der Hölle, ohne sich ihrer Spötterey auszusetzen. Das Wort Hölle ist in ihren Ohren eine Fabel, und wenn auch eine ist, so soll sie nach ihrer Meynung allezeit geschlossen seyn, der Himmel aber soll allen

ohne

ohne Unterschied offen stehen. Ist es wohl erlaubt zu fragen, woher diese Träumer wider so ausgemachte Wahrheiten ihre Beweisthümer nehmen, und ob man mehr an das, was sie muthmassen oder wünschen, daß es so sey, sich halten müsse, oder an das Ansehen der ganzen Kirche? Sie vermischen die Zeit immer mit der Ewigkeit, und da Gott sich hier in diesem Leben barmherzig erzeigt, wollen sie auch dort keinen andern, als einen barmherzigen Gott erfahren. Sie wollen Gott nur als einen Vater, aber nicht als einen Richter wissen. Wo bleibt aber alsdenn die Gerechtigkeit? mein! warum geben diese Leute blos wider die Hölle so laut? warum ist nicht auch der Himmel bey ihnen eine unmögliche Sache? steht es nicht Gott zu, nicht nur seine Barmherzigkeit, sondern auch seine Gerechtigkeit in seinen Geschöpfen sehen zu lassen? kann Gott die Gerechte ewig belohnen, warum soll er nicht auch befugt seyn, die Gottlose ewig zu strafen? gleichwie also in den Auserwählten die Belohnung allezeit, und ewig dauert, weil bey ihnen allezeit das Verdienst verbleibet, also dauert in einem Verdammten allezeit die Pein

und die Strafe, weil in ihm allezeit verbleibt die Schuld, und die Sünde.

Und wie? wem stehet zu, Gott zu fragen, warum er dieß so, und nicht so gewollt? wer darf sich unterfangen, von ihm die Beweggründe seines Thuns wissen zu wollen? er kann alles, was er will; und all jenes, was er will, ist billig und weislich. Er ist eben so gerecht, wenn er verschont, und eben so gütig und barmherzig, wenn er straft. Er ist immer beydes zugleich, unendlich gütig, und unendlich gerecht. Erscheinet seine Barmherzigkeit nicht sattsam schon in dieser Welt aus seiner Langmuth, mit welcher er so manchen Sünder oft viele Jahre überträgt? Wie mancher Böswicht ergrauet unter seiner Bosheit? doch Gott duldet ihn. Wird aber keine Zeit der Rache kommen? wird die Gerechtigkeit immer schlafen? ja! sie wird erwachen; denn je barmherziger itzt Gott ist, desto strafbarer ist der Mensch, wenn er seine langmüthige Güte misbraucht. Die so oft verachtete, so oft beleidigte Güte und Barmherzigkeit Gottes wird ihn zur Strafe auffodern. Das Blut Jesu Christi selbst, welches so oft entheiliget

wor-

worden, wird um Rache schreyen, und wenn er alsdenn den Sünder ewig straft, thut er ihm unrecht? wenn Gott seinen schönsten Engeln nicht geschonet, sondern dieselbe wegen einem einzigen sündhaften und stolzen Gedanken in den Pfuhl der Verdammniß gestürzt, warum soll er uns Menschen verschonen? Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in das Feuer geworfen werden, und gleichwie der Gerechte ein glückseliger Baum ist, welcher mit der Zeit in den Himmel wird übersetzt werden, so ist der Sünder ein verworfenes Holz, ein Stamme, der nur zum Feuer taugt. Doch man will die Sprache des heiligen Geistes mit Fleiß nicht verstehen. Man hört nur die Einbildung, und das Vorurtheil an, und weil bey vielen die Lebensart also bestellt, daß man billig die ewige Qual und Peinen zu befürchten hat, also schließet man ganz kühn und vermessen, und tröstet sich mit der blinden Hoffnung, die Hölle werde nicht ewig dauren.

Beschluß.

Nämlich man möchte sich gerne von der Bangigkeit des Gewissens los machen, und man macht nur deßwegen die Güte Gottes so groß, damit man ohne Furcht seine Gebothe übertreten kann. Die Sünde siehet man an, als eine menschliche Schwachheit, die Gott gerne verzeiht, ja nicht einmal zur Sünde rechnet; und die künftige Strafe betrachtet man als eine Sache, die erst noch im Zweifel steht, weil sie der Güte Gottes nicht anständig ist, da doch die weltliche Gerechtigkeit selbst uns dieser Anständigkeit überzeuget; denn giebt sich nicht unsere Vernunft zur Ruhe, wenn sie vernimmt, daß ein König ein ganzes Geschlecht verdammt, und in das Elend verweiset, weil ein Glied desselben sich der beleidigten Majestät schuldig gemacht? Schweigt nicht unsere Vernunft über den Ausspruch eines Richters, wenn er diesen oder jenen wegen einem Verbrechen, wenn es auch zu seiner Verübung nur einen Augenblick gebraucht, zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verdammt? Warum soll Gott nicht ein größers

Recht über seine Geschöpfe haben, als ein König, ein Richter über einen Staatsverbrecher? der Irrthum rührt halt wiederum her aus dem Abgang eines lebhaften Glaubens. Seit dem man das Evangelium unter die Bank geworfen, hat man keine Furcht mehr ab der Sünde. Niemal hat man eine Zeit gesehen, wo der Sünder mit mehrer Unverschamtheit aufgetreten, als nachdem solche verderbliche Irrlehren in der Welt ausgebreitet worden. Ja man flucht so gar jenen, die sich amtswegen diesen verdammlichen Irrsätzen widersetzen müssen: Predigern soll man das Handwerk niederlegen, Beichtstühle dem Feuer zuwerfen, und Pfaffen dem Teufel zujagen. Wie gefällt euch diese Sprache? habt ihr sie nicht selbst schon oft gehört?

Aber lasset mich doch fragen, werden denn solche Leute nicht einstens den Beystand eines Geistlichen auf ihrem Sterbbette brauchen, wollen sie ohne diesen die Ewigkeit antreten? viel Glück auf die Reise; allein was soll es gelten, sie werden sich eines bessern besinnen, wenn man ihnen statt der Windtorzen mit dem Sterblichte den Weg in eine andere Welt zei-

gen wird. Wenn man mit halbgebrochenen Augen schon in die lange Ewigkeit hinüber schaut, pflegt man ganz anders zu denken, als man bey gesundem Leibe zu denken gewohnt war. Das Spotten verändert sich in ein banges Zagen, wenn man einen Weg antreten muß, den man vorhin nie gewandelt. Hat der Unglaube, oder die Verlassenheit von Gott solche Frevler noch nicht gänzlich unempfindlich gemacht, so wird wenigstens in jener letzten Lebensstunde das Gewissen zu schreyen anfangen wie bey einem sterbenden Antiochus, der auf dem Sterblager in seiner Verzweiflung mehr gebrüllet, als geseufzet: Jzt denke ich an die Uebel, die ich in der heiligen Stadt hab angerichtet (k). Ach, wird es dort in einem solchen zerrütteten Gewissen heißen: so lang ich lebte, habe ich alles leicht genommen, was man mir von einem strengen Gott, von einem künftigen Gericht sagte. Ich habe mein Gewissen oft mit diesem unsichern Trost gestillet und eingeschläfert: vielleicht ist die Sünde nicht eine so große Sache, als man sie abmalt, vielleicht ist Gott nicht so streng, als man ihn macht. Aber vielleicht habe ich mich

(k) 1. Machab. 6.

mich in meiner Einbildung betrogen, vielleicht ist es doch so, wie man mir vorgeprediget. Wie habe ich denn auf ein ungewisses vielleicht meine Seligkeit bauen können? und itzt soll ich selbst erfahren, ob es dem also ist, oder nicht? ich soll mir den Zweifel erst in einer andern Welt auflösen lassen? ich soll in die Ewigkeit? O Ewigkeit! welch ein unbekanntes Land!

Ich will es glauben, meine Christen! daß ihr nicht unter jenen Leichtsinnigen seyd, die weder Sünde, noch Strafe mehr fürchten, sondern in ihrer falschen Gewissensruhe fort schlummern, bis sie in einer andern Welt aufwachen. Ich will es zu meinem Trost glauben, daß niemand in dem Geschäfte seiner Seele so sorglos, daß er alles wollte auf ein ungewisses vielleicht ankommen lassen. Aber einen Zweifel habe ich, und wer ist, der mir ihn gründlich auflöset? haben jene, die noch wahre katholische Christen heißen wollen, wohl einen ächten Begriff von der Schwere der Sünde? wissen sie, daß die Sünde eine schwere Beleidigung Gottes ist? warum gehen sie denn so unbesonnen in die Sache, wenn die Lust zum Sündigen kömmt? erkennen

sie

sie die Schwere der Sünde nicht, wie wollen sie ihren Fehltritt schmerzlich bereuen, wenn sie nicht einmal wissen, welch eine große Unbild sie Gott zugefüget? ist es Wunder, wenn ihre Reue bey der Beicht so schlecht und lau bestellt ist, ob sie schon wirklich den Haß Gottes auf ihrer Seele tragen, weil sie ihr Gewissen einer oder mehrer schweren Sünden schuldig spricht? Hat man noch eine Furcht ab den künftigen Strafen, warum erschrickt denn der Sünder nicht wenigstens nach seinem Sündenfall, wenn er doch vor demselben nicht erschrecken wollte? warum eilt er nicht so gleich, sich mit seinem beleidigten Gott durch schnelle Buße zu versöhnen? wie getraut er sich auch nur einen Augenblick in seinem elenden Sündenstande zu verharren? Glaube und Gewissen sagen ihm, daß er wirklich ein Feind Gottes, welch eine erschreckliche Wahrheit! ein Feind Gottes, ein Gegenstand des Hasses und der Rache Gottes, der nur noch einen Schritt von dem Abgrunde der Hölle entfernt ist! wie? wenn die göttliche Gerechtigkeit den kühnen Waghals jähling durch den Tod überraschen, und zu Gericht und Strafe rufen sollte, wie würde es um

seine

seine arme Seele in der Ewigkeit stehen? Doch Gott handelt mit ihm noch gnädiger, als er verdienet, er duldet seinen Feind noch auf Erden manches Monat, manches Jahr. Aber er, der erboßte Sünder, entschließt sich noch nicht zur Rückkehre. Gott wartet auf ihn mit offenen Armen; aber er weigert sich zu kommen. Gott ruft ihn, er ladet ihn ein zur Versöhnung; aber er will seine Stimme nicht hören. Was sollen wir mehr bewundern, die Vermessenheit des Sünders, oder die Langmuth Gottes? können wir glauben, daß in einem solchen erharteten Herzen noch ein lebhafter Glaube von der Schwere der Sünde, von den ewigen Strafen wohne? Ich habe Ursache zu zweifeln. Was urtheilet ihr? ich überlasse euch euren Gedanken. Amen.

Siebente

Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Wenn schon ein matter Elias schläft, wachet doch der Himmel für ihn, er schickt ihm einen Engel, der ihm nicht nur die Nahrung reichet, sondern ihn auch zu fernerer Reise ermuntert. Der Prophet, als er von dem Angesichte einer ergrimmten Jezabel floh, suchte sein Heil in der Wüste Bersabee, wo er nach einer Tagreise anlangte. So hungerig sein Magen nach den Speisen, so satt war sein Geist des Lebens. Er bath seinen Gott, daß er sterben möchte. Herr! sprach er, mir ist genug: nimm meine Seele hinweg (a).

Ich

(a) 3. Reg. 19.

Ich will hier nicht untersuchen, ob diese Worte aus einem Verdruß dieses müheseligen Lebens, oder aus einem reinen Eifer für die Ehre Gottes herrührten, indem er sah, daß der Dienst des wahren Gottes in Israel zum Untergang sich neigte; mir ist genug, was mich das göttliche Blatt berichtet. Elias in diesen Gedanken legt sich unter den Schatten eines Wachholderbaums, er streckt seine erschöpften Glieder, und schläft so sanft, als ein ermüdeter Wandersmann zu schlafen pflegt. Aber sehet! der Engel des Herrn bringt ihm Brod und Wasser, weckt ihn auf, und befiehlt ihm zu essen. Aber er aus Mattigkeit entschläft wiederum, und er wird wieder aufgeweckt, mit Befehl, sich mit der Nahrung zu stärken. Er befolgt den Befehl, er nimmt Speis und Trank zu sich, er macht sich reisfertig, und nach vierzig Tagen kömmt er endlich zum Berg Horeb. Bis hieher die göttliche Schrift.

Hochansehnliche! sehen wir uns nicht selbst in diesem flüchtigen Propheten geschildert? wir sind jene Wanderer, die stets auf der Flucht seyn müssen, wenn wir nicht wollen ein Raub unserer Feinde werden. Uns verfolgt zwar

nicht eine Jezabel, wohl aber hat die Hölle auf unser Verderben geschworen. Deßwegen ruft uns der Apostelfürst zu: Brüder! seyd nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Satan, geht herum, wie ein brüllender Löwe, und suchet, wen er verschlinzen möge (b). Es darf uns also auf unserer Flucht kein fauler Schlummer zugehen, wenn wir nicht wollen gleich einem schlafenden Sisara von den Feinden eingeholet, und überraschet werden, sondern wir müssen schnellen Fusses eilen, damit wir ihnen entrinnen. Und wohin gehet unsere Reise? ich deute euch mit dem Finger auf den schönen Himmel, und sage euch, hier ist der oberirdische Horeb, der Berg Gottes, wo wir dermaleins von unserer Pilgerfahrt ausrasten werden. Unsere Welt ist die Wüste Bersabee, durch welche wir zu wandern haben. Der Weg ist zwar weit; denn er ist so lang, als unser Leben, die Strasse ist nicht nur rauh, sondern auch gefährlich. Doch der Himmel sorget für uns auf unserer Wanderschaft. Er giebt uns einen Engel zu unserm Reisgefährten,

(b) 1. Petr. 5.

ten, der uns so sicher begleitet, als Raphael einen jungen Tobias. Gott schickt uns von Zeit zu Zeit das himmlische Manna seiner mächtigen Gnade, durch welche wir weit besser gestärkt werden, als ein reisender Elias von seinem gerösteten Brode. Auf die Füsse denn, wer in Himmel will.

Aber mit Schlafenden werde ich nicht weit kommen. Unser evangelische Nachtwächter ist heute so unglücklich, daß er fast alles in tiefem Schlafe versenkt antrifft. Unsere Wanderer sind schon müde, bevor sie die Himmelsstrasse recht angetreten. Der Weg der Gebothen Gottes ist ihnen zu rauh. Sie legen sich schlafen, und schnarchen auf dem Bette der Faulheit. Ihnen ergeht es wie jenen, denen im Traume vorkömmt, als müßten sie einen hohen, und steilen Berg besteigen. Sie schnauben, sie schwitzen im Schlafe, doch kommen sie nie weiter. Also läßt sich fast der größte Theil der Christen träumen, die Tugend sey ein unübersteiglicher Berg, an dem die menschliche Schwachheit erliegt. Der Weg ist für ihren heickeln Fuß zu hart, das Joch der Religion ist ihnen zu schwer, bey jedem

Schritte, so sie zum Himmel machen, brechen ihnen die Knie, sie zagen, wenn man ihnen von Haltung der Gebothen Gottes spricht. Die sinnliche Eigenliebe malt ihnen unüberwindliche Beschwernisse vor, gleichwie der betrügliche Nachtschatten dem Wandersmann oft kleine Sachen wie große Riesen vorstellt. Kurz! sie beschönen ihre Trägheit mit dieser erdichteten Entschuldigung: der Mensch ist zu schwach, als daß er alles halten kann, was die Religion gebiethet. Diese Sprache ist nicht mehr neu; denn es hat sie schon ein eislebischer falscher Evangelist geführt, der die Pflicht unsers milden Christengesetzes zu erleichtern, unter andern auch diesen Satz behauptet: die Gebothe halten sey uns Menschen eine pure Unmöglichkeit. Ich muß also diese Träumende heute aufwecken, wie der Engel den schlafenden Elias; denn sie erkennen Gott nicht als einen Urheber des freyen Willens, und der Gnade. Ich sage also: wer sich mit der Ausrede brüstet, man könne nicht alles halten, was Gott befiehlt, bestreitet erstlich die Freyheit des Willens, zweytens die Stärke der Gnade. Ich gehe beydes zu erweisen, seyd bereit.

Erster Theil.

Daß der Schöpfer dem Menschen einen freyen Willen gegeben, mag nur jener läugnen, der nicht weis, daß die Freyheit des Willens ein wesentliches Stück, so uns von andern Thieren unterscheidet; denn da vernunftlose Thiere nur aus einem Triebe und Zwang der Natur handeln, ist der Mensch in seinen Handlungen vollkommen frey, und diese Vorzüglichkeit muß unsere Verwunderung rege machen, und von dem geistigen Wesen der Seele uns überzeugen; denn diese Freyheit, die ein jeder Mensch hat, zu wählen, und nach Belieben sich zu etwas zu entschließen, ist wahrhaftig eine unschätzbare Oberherrschaft, und entscheidendes Kennzeichen des Adels unserer Seele. Niemand ist, der bey ruhigem Gemüthe nicht erkennt und frey heraus bekennt, daß wir zu allen Zeiten und Orten Meister über uns selbst, folglich nach freyer Willkuhr etwas thun, oder unterlassen können. Werden wir auch als Leibeigne gebohren, und fallen von Mutterleib in die Dienstbarkeit eines zeitlichen Herrn, so bleibt doch der Wille frey;

denn ob man schon durch äußerliche Gewaltthätigkeit die äußerliche Ausübung des freyen Willens hemmen kann, so bleibt doch die Seele in dem Besitze ihrer Freyheit. Man kann unsere Glieder fesseln und anschmieden, daß wir nicht frey handeln können, was uns beliebt; aber den Willen kann man nicht binden. Dies ist das vorzügliche Recht, welches uns der Schöpfer gegeben, und kein Mensch nehmen kann. **Gott hat den Menschen von Anfang erschaffen**, sagt der heilige Geist durch den Sohn Syrachs, und ihn in der Hand seines Rathschlages gelassen. Er hat dir Wasser und Feuer vorgelegt, strecke deine Hand aus, zu welchem du willst. Vor dem Menschen ist Leben und Tod, das Gute, und das Böse, was er erwählt, **das wird man ihm geben** (c). Der Mensch ist also frey zum Guten, und zum Bösen, zur Tugend und zum Laster.

* Nun aber, warum hat uns Gott die Freyheit des Willens gelassen? wäre es denn für uns nicht vortheilhafter, wenn wir in die glück-

selige

(c) Ecclesiastici. 15.

selige Nothwendigkeit gesetzt wären, nicht sündigen zu können? So träumen zwar jene, die immer ihre angebohrne Gebrechlichkeit als ein Stichblatt ihres Sündenfalls vorkehren. Allein sie irren; denn hätten wir die Freyheit des Willens nicht, so hätten wir keine Kraft verdienstlich zu handeln, und Gott hätte keine Ursache uns zu belohnen. Gott hat uns zu Menschen gemacht, und nicht zu Engeln, und auch die Engel hatten bey dem Anfange ihrer Erschaffung die Freyheit sich Gott zu unterwerfen, oder sich wider ihn zu empören. Deßwegen sind die aufrührischen Geister aus dem Himmel in den Ort ihrer Verdammung verstossen worden, die Getreue aber mit der ewigen Anschauung Gottes begnadet, und in der Gnade bestättiget worden. Jene glückseligen Himmelsbürger sind ausser Stand gesetzt, Gott noch jemal durch die ganze Ewigkeit beleidigen zu können. Wir Menschen aber sind Wanderer, wir können zum Himmel, oder zur Hölle gehen. Es ist wahr, Gott hätte auch den Menschen, wie die Engel in der ursprünglichen Gerechtigkeit beharrlich, und unsündbar machen können. Haben wir aber Gott deßwegen zu fragen, warum es nicht geschehen?

und da es nicht geschehen, gereicht es uns nicht zum größten Vortheile, indem wir durch den guten Gebrauch des freyen Willens unsern Lohn im Himmel immer vermehren können? Gott wollte also die Freyheit unsers Willens nicht sperren, damit wir Gelegenheit hätten, uns Verdienste zu sammeln. Er hat uns seine Gesetze und Gebothe gegeben, spricht abermal der Sohn Syrachs, wenn wir seine Gebothe werden halten, und immerdar treulich thun, was ihm gefällt, so werden sie uns bewahren (d). Eben darum, weil wir frey sind, werden die Tugendhaften belohnt, und die Bösen gestraft. Wenn wir in der That etwas zu thun gezwungen, und in unsern Handlungen nicht frey wären, so wären auch die größten Tugendsübungen sowohl für dieses, als jenes Leben ohne Werth; ja die Tugend würde aufhören eine Tugend zu seyn, weil sie unsern Willen keine Ueberwindung kostete. Deßwegen hat Gott den Fall des ersten Menschen nicht hindern wollen, und deßwegen läßt er täglich so

(d) Ecclesiast. 15.

so viele tausend Sünden geschehen, weil er unserm Willen keinen Zwang anthun will.

Es kömmt also nur auf uns an, ob wir bey aufstossender Anfechtung die Stärke unsers freyen Willens gebrauchen wollen, oder nicht; denn nur der Beyfall unsers Willens macht die Sünde. Ich will zwar nicht gesagt haben, daß der Mensch aus seinen natürlichen Kräften der Sünde widerstehen, und sie besiegen möge, sonst würde ich einen Irrthum behaupten müssen, der schon längst von der Kirche verworfen worden. Nein! der Mensch aus sich selbst vermag nichts, wohl aber alles durch die Gnade seines Gottes. Dahero irrten himmelweit jene Irrlehrer in den alten Zeiten unsers Christenthums, die für die Freyheit des menschlichen Willens so eingenommen waren, daß sie demselben die vollkommene Macht eingeräumet, ohne Beyhülfe Gottes Gutes zu wirken, und die ewige Seligkeit zu erlangen. Dieser grobe Irrwahn ist von den Zeugnissen der Schrift, und von dem Urtheile allgemeiner Kirchenversammlungen verdammt, weil er der Ehre Gottes, als des Urhebers der Gnade höchst

nach-

nachtheilig ist. Doch bleibt allezeit wahr, daß so lang der aufrichtige, und unbefangene Wille seine Herrschaft, die er über unsere aufrührischen Anmuthungen von dem Schöpfer empfangen hat, gebraucht, die Sünde bey uns keine Statt finden kann; denn so lange er sich widersetzt, sündigt er nicht; wenn aber der Wille nachgiebt, und gestattet, daß eine aus den sündhaften Neigungen über uns die Oberherrschaft gewinnt, wird er den Menschen in die Sünden und in die Gefahr der ewigen Verdammniß stürzen. Es liegt also bey uns, ob wir von unserm freyen Willen einen guten oder bösen Gebrauch machen wollen; denn wir können uns mit demselben entweder den Himmel, oder die Hölle aufschließen. Deßwegen sagt ein heiliger Bernhard: **Höre der eigene Wille auf, so wird keine Hölle mehr seyn.** Wir würden also Gott eine Unbild zufügen, und uns selbst zu Lügnern machen, wenn wir sagen wollten, man könne die Gebothe des Herrn nicht halten, und die Pflichten der Religion erfüllen.

Doch so wahr dieses ist, so klagt man doch immer, daß man in sich einen gewissen

Zwang

Zwang zum Sündigen fühlet, dem man nicht widerstehen mag. Und hiedurch glaubt man, für seine sündhaften Vergehungen eine hinlängliche Entschuldigung gefunden zu haben. Wir können halt nicht läugnen, daß wir Kinder Adams sind; denn der Vater lebt noch in uns, und wir wollen bey unsern Uebertretungen so unschuldig seyn, als er sich machen wollte. Jener erste Mensch hat gesündiget, er wollte aber nichts wenigers als ein Sünder seyn; denn er schob die ganze Schuld seines Verbrechens auf das Weib; das Weib, sprach er, die du mir gegeben, hat mir die verbothene Frucht gereichet, und durch ihre Reizungen zum Fall gebracht, als wollte er sagen: hättest du mir keine solche Verführerinn zu einer Gesellinn und Mitgehülfinn gegeben, so wäre ich niemal zu solchem Meineid und Ungehorsam verleitet worden. Aber seine Entschuldigung machte seine Schuld vor Gott nicht kleiner, sondern nur größer, weil er auf eine gewiße Art Gott selbst als die Ursache seines Falls anklagen wollte. So wie der Vater, sind auch die Kinder. Was bey Adam das Weib, das muß bey uns die verdorbene Natur, der thierische Leib, und das reizende

Fleisch

Fleisch gethan haben. Wir sündigen, und alsbald schauen wir uns um Feigenblätter, um kahle Ausreden um, womit wir unsere Blöße und Schande bedecken wollen, damit wir bey unserm Sündenfalle noch unschuldig bleiben. Nicht wir, sondern die arme Natur muß gesündiget haben. Die Natur treibt uns an, das Böse vor dem Guten zu thun. Die unglückselige Sünde des ersten Menschen muß die ganze Schuld unsers Verderbens seyn. Hören wir nur die Ausflüchten, mit welchen mancher Gewohnheitsünder seine Bosheit verkleistern will. Hätte Adam nicht gesündiget, heißt es, würden wir niemal die bösen Regungen empfinden, die uns immer in die Tiefe drücken, und uns durch heimliche Gewalt zwingen Böses zu thun. Der Zunder der Begierlichkeit glimmet in uns fort und fort, und dieser lodert oft in helles Feuer auf, welches alle tugendhaften Neigungen verzehret. Hätte Gott von uns die Begierlichkeit genommen, so wären wir auch unsündhaft, wie die Engel. Da aber der alte Adam noch in uns lebt, so sind wir so gebrechlich, als er war. Zu dem kommen noch so viel Gefahren, mit denen wir umrungen sind. Wir werden nicht

nur

nur von innen durch böse Anmuthungen bestürmet, sondern auch von aussen durch verführerische Reizungen zur Sünde gleichsam gezwungen. Wir leben in einer Welt, wo ein jeder Schritt einen Stein des Anstosses findet. Man setzt an uns mit Versprechen, mit Liebkosungen, ja mit Drohen, bis wir in die Sünde willigen. Wir sehen die schlimmsten Beyspiele nicht nur von unsers Gleichen, sondern auch von Höhern, und Gelehrtern, nicht nur von Weltlichen, sondern auch nicht selten von Geistlichen, die uns durch ihr eigenes Betragen überzeugen, wie schwach der Mensch ist. Wer kann sich denn der Sünde erwehren? wer kann das erfüllen, was das Gesetze von uns fodert? wer kann uns denn verdenken, wenn wir fallen, da auch die Ceder des Libanons borsten? Dies sind die Verschanzungen, hinter welchen der Sünder seine vorgeschützte Gebrechlichkeit schützet. Er will man solle mit seiner Schwachheit noch Mitleiden tragen, ja es fehlte nicht viel, daß er nicht Gott selbst zu einem Urheber der Sünde machte.

Aber lasset uns diesen Träumern ein wenig besser zu Leibe gehen. Wahr ist es, daß unsere

sere Natur durch den Adamsfall einen herben Stoß bekommen, daß sie also von Kindheit auf mehr zum Bösen, als Guten geneigt ist; doch ist deßwegen die Freyheit des Willens nicht aufgehoben worden. Seyen die Gefahren so groß, als sie wollen, die Versuchungen so heftig, als sie wollen, so mag doch keine den Willen zur Sünde zwingen, sondern er bleibt noch bey seiner Freyheit, und er kann dieselbe mit einem einzigen großmüthigen Nein besiegen. Gott hat schon im Stande der gefallenen Natur den brudermörderischen Sohn des Adams versichert, daß es bey ihm stehe in die Sünde zu verwilligen, oder nicht. Thust du Gutes, sprach er zu Kain, so wirst du den Lohn empfangen; thust du aber Böses, wird nicht die Sünde alsbald vor der Thür seyn? ihre Begierde aber wird dir unterworfen seyn, und du sollst über sie herrschen (e). Was konnte Klärers für die Freyheit des Willens gesagt werden? was auf der Welt mag meinen Willen brechen, wenn er seine Stärke brauchen will? was? die Gefahren, die uns den Sturzfall in die Sün-

(e) Genesis 4.

Sünde drohen? auch die Propheten schwebten oft in Leibs- und Lebensgefahren, doch sie haben dieselbe besieget, indem sie lieber sterben wollten, als den Willen ihres Gottes nicht vollziehen. Was? das böse Beyspiel? auch der fromme Tobias lebte mitten unter den Abgötterern, er sah täglich neue Aergernisse von seinen eigenen Glaubensgenossen, doch er blieb seinem Gott getreu. Was? die Schmeichlungen, Reizungen, oder auch Bedrohungen? der keusche Joseph wurde von seiner eigenen geilen Frau zur Unzucht gereizet, doch er riß sich aus den Armen dieser unverschamten Buhlerinn, und wollte lieber eiserne Fessel, als ihre Umarmungen ertragen. Wer hat diese Männer so stark gemacht wider die Sünde? war es nicht ihr standhafter freyer Wille? oder waren sie vielleicht aus einem andern Laim gemacht als wir? daß doch nur wir immer gebrechliche Porzellaingeschirre seyn wollen? Wer kann endlich die Freyheit unsers Willens überwinden? sind es die erboßten Leidenschaften unserer Natur? auch Paulus litt die heftigsten Versuchungen, doch er wußte dieselbe zu bemeistern: Ich züchtige meinen Leib,

sagt er von sich selbsten, und bringe ihn unter die Dienstbarkeit des Geistes (f).

Aber eben dieses freye Bekenntniß des Heidenlehrers entdecket uns die Ursache, warum unser Wille so schwach, der Sünde zu widerstehen. Wir wollen uns keine Mühe kosten lassen, unsere bösen Neigungen zu bezähmen, sondern wir lassen uns frey den Trieben unserer verkehrten Natur über, ja wir werfen durch unsere sinnliche Lebensart dem Feuer der Begierlichkeit Holz zu, damit es nur nicht in uns ersticke. Wir sind schwach, weil wir selbst schwach seyn wollen. Wollten wir unsern Willen zum Meister über die Gewalt der Natur machen, so sollten wir derselben nicht schmeicheln, sondern gegen sie uns verhalten wie gegen einen Garten. Sehen wir nicht, daß, wenn der Gärtner nicht immer das Messer, und die Hacke in der Hand führt, um das Unkraut auszureuten, dasselbe leicht und geschwind über Hand nehme? es wird häufig hervorwachsen, es wird die guten Pflanzen ersticken, es wird so weit um sich greifen, daß es kaum mehr auszurotten ist. Eben also werden wir nicht zeitlich die aus unserer verderbten

(f) 1. Corinth. 9.

derbten Natur hervorkeimende bösen Neigungen stutzen, so gewinnen sie über das menschliche Herz die Oberhand, daß sie kaum, oder gar nicht mehr zu tilgen sind. Wir Menschen tragen so zu reden den Samen aller Laster aus Mutterleib mit uns auf die Welt hervor; denn in Sünden werden wir empfangen, und mit Sünden gebohren. Man merket schon an kleinen Kindern, daß an ihnen kleine Boshei-ten hervor sprossen, die in giftiges Unkraut aufwachsen können. Indessen der Gärtner, der die noch zarten Wurzeln ausraufen sollte, legt sich schlafen. Die Aeltern sehen durch die Finger, wenn sie nicht gar beyde Augen zudrücken. Das Kind wächst, und mit ihm wachsen die Untugenden, die Liebe zur Sinnlichkeit, und Frechheit nimmt zu, und die Furcht Gottes nimmt ab. Mit größern Jahren wagt man sich an größere Laster. Aus öfterer Wiederholung derselben kömmt man zu einer Gewohnheit, aus der Gewohnheit entspringt eine gewisse Nothwendigkeit, die den Willen gleichsam feßelt, und seine Freyheit hemmet.

Ja, leider! dieß ist die Ursache, warum bey vielen der Wille zum Guten so schwach,

und hingegen zum Bösen so fertig ist, daß er durch eine unwiderstehliche Gewalt dahin gerissen wird. Die Gewohnheit ist jenes starke Band, welches den Willen gefangen hält, daß er in seinen Entschlüssen nicht mehr frey ist, sondern wider seine Natur ein Sklav wird, und jenes umfangen muß, was er verfluchen sollte; denn ist der Wille einmal aus seiner Freyheit hinausgeworfen, so kann er nicht mehr mit Nachdruck gebiethen, weil er von einer vorherrschenden Leidenschaft gebunden ist, sondern er muß sich gefallen lassen, wohin ihn die gebiethende Gewohnheit, und die rasende Anmuthung reißt. Die Vernunft mag ihm hundertmal eine Sache als unerlaubt, als sündhaft und verabscheuungswürdig vorstellen, hat der Wille einmal die Freyheit verlohren, so mag er weder die Wahrheit mehr hören, noch dieselbe befolgen. Es sind in uns Neigungen, die aus ihrer Natur gebietherisch, mächtig, gewaltthätig, und vordringend sind, weil sie unserer verkehrten Natur schmeicheln. Der heilige Johannes theilet dieselbe in drey Gattungen, es ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen, und die Hoffart des Lebens, die in unserer Welt den

Mei-

Meister spielen. Läßt man diesen zu viele Gewalt, so erstarken sie, und werden zu einer Gewohnheit; die Gewohnheit aber unterjochet den Willen, daß er thun muß, was diese gebiethen, und zu ihrer Befriedigung verlangen; und so geräth der Wille in die Dienstbarkeit seiner herrschenden Leidenschaften, daß er das für eine Nothwendigkeit ansiehet, nach was die sinnliche Natur lüstert. Und endlich folget der verzweifelte Entschluß: **Ich kann nicht mehr anderst.**

Und dieses ist jene zweyte Natur, sagt Augustin, die uns das Sündigen gleichsam zu einem Gesetze macht. Wir selbst schmieden die Kette, an welcher unser Wille gefangen geführt wird, nicht aber jene Natur, die wir so oft als die Ursache unsers Sündenfalls angeben; denn ihre Regungen stehen unter dem Gebieth des freyen Willens, so lang wir diesem seine angebohrne Freyheit lassen. Wie können denn die Kinder der Welt die Schuld ihrer Ausschweifungen auf die Natur legen? wer sündiget? die Natur, oder die Bosheit des Menschen? sündiget die Natur, so mag Gott sie verdammen, aber wo kömmt alsdenn

der Mensch hin? wie kann Gott denjenigen strafen, der keine andere Schuld trägt, als daß er eine verkehrte Natur hat? man schreyet zwar immer, die Religion sey für die schwache Natur eine gar zu strenge Gesetzgeberinn, sie gebiethe solche Dinge, welche die Kräften der Natur übersteigen. Die ganze Natur entsetze sich ab der Beschwerlichkeit der Tugend, und reiße dieselbe durch einen heimlichen Zwang zu dem entgegen gesetzten Laster, dem man nicht widerstehen kann. Wenn dem also ist, daß die Natur über den Willen ist, so kann ein Mensch, der eine natürliche Neigung zum Stehlen hat, sicher fort stehlen, warum? seine Natur bringt es mit, er ist zu diesem Handwerk gebohren. Wenn er von einer wilden Gemüthsart, oder schwarzgalliger Natur ist, so kann er sich seiner Rachgier frey überlassen, und sich nach seinem Belieben an seinem beleidigenden Feinde rächen. Er wird deßwegen vor Gott eben so wenig strafwürdig seyn, als der Wolf, wenn er ein Schaf frißt. Warum? es ist seine Natur zum Rauben, zum Morden geneigt. Ihr weltlichen Richter! brechet also euere Galgen ab, schleifet eure Rabensteine, reißet Amt- und Zuchthäuser

ein,

ein, danket Scharfrichter, und Amtleute ab, wie könnet ihr so unschuldige Leute strafen? wie könnet ihr noch mit Recht Diebe und Mörder zum Tode verdammen? diese guten Leute haben einen natürlichen Hang zum Stehlen, Rauben, Leute erwirgen. Sie können also eure Gesetze nicht halten, weil sie ihrer Natur zuwider sind. Sehet! wie albern man schliessen muß, wenn man vorgeben will, man sey von der Natur gezwungen, die Gebothe des Herrn zu übertreten.

Zweyter Theil.

Aber sey es, ich will endlich zugeben, was man schon immer mir entgegen gesetzt, sey es daß der Mensch aus seiner Natur schwach, so vermag er doch alles mit der Gnade, die ihn stärket, wie Paulus von sich bekennet. Gott, der eines jeden Vermögen kennet, läßt niemand so versuchen, daß er nicht der Versuchung widerstehen kann, sondern er mißt die Prüfung nach den Kräften unserer Fähigkeit. Er ist ein Vater, der seinen Kindern nicht mehr aufbürdet, als sie ertragen können, und

damit wir seinen Willen desto fertiger und leichter vollziehen, giebt er uns seine himmlische Salbung, die uns weit mehr stärket, als das Oel die olimpischen Kämpfer. Ich weis wohl, daß man die Natur nicht gar zernichten und ausziehen kann. Ich weis, daß der freye Wille durch die Sünde des ersten Menschen dermassen geschwächet worden, daß er nicht so fertig zur Ausübung des Guten, als des Bösen ist, denn der thierische Theil des Menschen hemmet seine Kräften. Wir werden alle mit einer gewissen Trägheit und Abneigung zum Guten gebohren. Diese zeiget sich schon in den Kindern, die man nur mit Liebkosen, mit Versprechen, oder auch mit Drohen, und Streichen muß zum Bethen und zur Andacht treiben. Sind wir erwachsen, so merken wir in uns einen immerwährenden Streit, wie uns Paulus lehret: Das Fleisch empöret sich wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch (g). Doch ermangelt Gott nicht in diesem geistlichen Kampf mit seiner Gnade uns beyzustehen. Er giebt uns seine aufweckende Gnade, seine mithelfende Gnade,

(g) Ad Galat. 5.

de, seine vollendende Gnade. Diese Gnaden haben Wunder gethan in so viel tausend Dienern Gottes, die ohne Straucheln auf dem Wege der Gebothen Gottes bis zur höchsten Stuffe der Heiligkeit fort gelaufen: Wunder in so vielen Büßern, die aus grösten Sündern in ganz andere Menschen umgestaltet worden: Wunder in so vielen Blutzeugen, die mitten in den grausamsten Peinen gefrohlocket, und den Siegpalm der Marter erobert haben.

Da ich aber hier von den Wundern der Gnade rede, sollt ihr von mir nicht erwarten, daß ich euch alle Zweifel, die über die Wesenheit und Wirkung dieser Himmelsgabe entstehen könnten, ausführlich entwickle; denn die Gnade ist ein Geheimniß, über dessen Ergründung sich die gelehrtesten Männer die Köpfe zerbrochen, und in die gräulichsten Irrthümer gefallen. Nein! wir wollen uns da in keinen Schulstreit einlassen, wie die Stärke der Gnade sich mit der Freyheit des Willens betragen, oder wie die Gnade das menschliche Herz besiegen könne, ohne den Willen in seiner Freyheit zu kränken. Wir wollen es nicht wagen zu untersuchen, wie

weit sich die erkleckliche Gnade erstrecke, und in wem die Macht der wirkenden, und kräftigen Gnade bestehe; und eben so wenig wollen wir entscheiden, ob Gott verstockten Sündern noch seine Gnade ertheile, oder warum er dieselbe den Kindern, die ohne Taufe dahin sterben, versage. Solche Grüblereyen und Zänkereyen wollen wir den Gottesgelehrten überlassen, uns ist genug zu wissen, daß es ein richtiger Glaubenssatz ist, daß Gott, der unsere Schwachheit weit besser kennt, als wir selbsten, nicht ermangle, unsern schwachen Kräften mit seiner Gnade zu steuren, ohne die wir nichts, mit der wir alles vermögen, durch welche unläugbare Wahrheit schon jene irrige Meynung widerlegt und zu Grunde gerichtet wird, als wäre es dem Menschen nicht möglich, das Gesetze Gottes zu halten. Es hat also seine ungezweifelte Richtigkeit, daß keine Anfechtung so heftig, die wir nicht mit der Gnade Gottes überwinden, keine Beschwerniß so groß, die wir nicht übersteigen, kein Geboth so schwer, so wir nicht erfüllen können; denn da uns Gott Dinge befiehlt, die unserer sinnlichen Natur so sehr widerstreben, so wäre er auf eine gewisse Art nicht nur unbarm-

barmherzig, sondern auch ungerecht, wenn er uns unsern eigenen natürlichen Kräften ohne unser Verschulden überließe, und mit seinem Beystande unsere Unvermögenheit nicht unterstützte.

Doch Gott pflegt nicht allezeit Wunder zu wirken durch ausserordentliche Gnaden, sondern er fodert auch unsere Mitwirkung, damit er unsere Verdienste krönen möge. Wir müssen nicht alles der Gnade überlassen, sondern derselben selbst die Hände biethen, und unsere Kräften beysetzen. Die Meermuschel würde nicht zu einer Perlmutter werden, wenn sie nur den Thau von dem Himmel empfangen, nicht aber denselben auskochen wollte. Die Gnade fällt gleich dem Thau aus dem Himmel auf unsere Seele; sie bleibt aber ohne Frucht, wenn sie keine Mitwirkung findet. Nicht allein durch die Winde, sondern auch durch die Ruder wird das Schiff fortgetrieben. Also die Seele wird nicht nur durch die göttlichen Einsprechungen, sondern auch durch die menschlichen Bemühungen zu dem Gestade der Seligkeit geführt. Gott reicht uns seine Hand, aber der Mensch muß auch

seinen

seinen Arm ausstrecken, wenn ihn Gott zu sich ziehen soll. Die göttliche Erleuchtung, und die menschliche Einwilligung, der Wille Gottes und des Menschen müssen beysammen seyn. Der dich, mein Mensch! erschaffen hat ohne dich, wird dich nicht selig machen ohne dich, ist die Lehre des großen Augustins.

Und o wie stark ist der Mensch, wenn er der von Gott ihm verliehenen Gnaden sich bedienen will! Wer hätte glauben sollen, daß ein einziger Mensch, wie Paulus war, so vielen Gefahren und Beschwerden, die ihm in seinem apostolischen Wunderlauf aufgestossen, sollte gewachsen seyn? es schien, die Welt und die Hölle haben sich wider diesen einzigen Mann verschworen. Er wurde bestritten von innen und von außen, von innen durch die heftigsten Versuchungen, weil er gleich uns ein Mensch war, von aussen durch die grausamsten Verfolgungen. Er hatte wider sich nicht nur die Heiden, sondern auch seine Mitbrüder die Juden, nicht nur die heidnischen Weltweise, sondern auch die Lehrer des jüdischen Gesetzes, nicht nur den rasenden Pöbel, sondern auch die ungerechtesten Richter. Seine Tu-

gend

gend wurde geprüft nicht nur durch Eisen und Bande, sondern auch durch Ruthenstreiche und den Steinhagel. Doch er hat alle diese Beschwerniße besieget, und unter die Füße getreten. Wer hat ihn zu so großen Thaten so stark gemacht, als die Stärke der Gnade Gottes, wie er selbst bekennet: Nicht ich habe dies alles gethan, sondern die Gnade mit mir (h). Seine Gnade war auf mich nicht vergebens verwendet.

Und will man mir noch sagen, der Mensch sey zu schwach, als daß er nach seinem Gesetze leben könne? wie? so hat denn Gott uns unmögliche Dinge gebothen? ist er denn ein Tyrann, der seinen Geschöpfen ein unerträgliches Joch aufbürdet? Wer kann dieses ohne Gotteslästerung von einem gütigsten und weisesten Gott glauben? so hat denn Christus gelogen, da er gesprochen: Mein Joch ist süß, und meine Bürde ist leicht (i)? Ihr ersten Christen, hattet ihr denn ein anders Gesetze als wir? oder sind nur unsere dermaligen Chri-

(h) 1. Corinth. 15.
(i) Matth. 11.

Christen so unglücklich, daß sie alles göttlichen Beystandes und seiner Gnaden beraubt sind? Nein! die Hand des Herrn ist noch nicht abgekürzt; aber er will um seine Gnade gebethen seyn. Unsere Väter, die ersten Christen, traten nur darum in eine heilige Versammlung in ihren Katakumben, und unterirdischen Gruften zusamm, damit sie mit vereinigten Kräften den Himmel um seine nothwendige Hülfe anfleheten, damit sie die Kraft seiner Gnade in ihren Bedrangnißen und Verfolgungen erbitteten, damit sie die Stärke von oben herab zu ihrem bevorstehenden Streit erhielten. Christen! die Fluthen der Verfolgung haben sich schon längst gelegt, wir haben keine blutdurstigen Wütheriche mehr vor uns, die auf die Verläugnung des Glaubens mit Feuer und Schwerte dringen. Wir haben einen einzigen einheimischen Feind zu bestreiten, nämlich die Begierlichkeit unserer verkehrten Natur, die uns ohne Unterlaß zu schaffen giebt. Wo aber bethen unsere laue Christen um die Gnade, dieselbe besiegen zu können? wo? wann? vielleicht in den Kirchen, wo man von dem zerfallenen Andachtseifer nur noch die kalte Asche findet, und das Haus des Herrn

selbst

selbst zu einem Aufenthalt der Ausgelassenheit wird? wo? vielleicht in verdächtigen Zusammenkünften, wo die Ruchlosigkeit den Vorsitz hat, und man um die Schamlosigkeit in die Wette streitet? wo? bey Durchlesung der Bücher, die man itzt als Orakel anbethet, obschon alle Blätter mit dem Gift der Geilheit, oder mit verderblichen Grundsätzen zum Nachtheile der Religion besudelt sind, da man indessen das Evangelium, und alle geistlichen Bücher in den Staub hinwirft? wo denn? bey den Spaziergängen, wo der Bock und die Gaise miteinander auf die Weide gehen? wo? in den Gelegenheiten und Schlupfwinkeln, die man selbst zur Sicherheit der Sünde aufsucht? doch ja, man bethet in dem Vater unser: Herr! führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Aber noch denselben Tag lauft man der Versuchung mit offenen Armen entgegen. Wo soll alsdenn die Gnade ihre Wirkung machen? soll Gott Mirakel wirken? soll er solche Waghälse, wie einen Loth aus dem brennenden Sodoma bey den Haaren herausreissen, oder sie mitten im Feuer so unempfindlich machen, wie die drey Hebräer in dem Feuerofen

zu Babylon? und man will sich alsdenn beklagen, Gott hat mich fallen lassen, Gott hat mich mit seiner Gnade verlassen?

O nein! redet anderst, und bekennet vielmehr, daß, wer Gott versucht, den überläßt er seinen eigenen Kräften, weil er seine Gnade von sich stößt. Solchen frechen Herzen läßt sich sagen, was Stephan der Erzmartyrer zu den verstockten Juden gesprochen. Ihr widerstehet immer dem heiligen Geist (k). Gott ermangelt nicht von aussen durch gutes Beyspiel, von innen durch Rührung des Gewissens mit seiner Gnade sich zu melden. Allein sie schließen mit Fleiß die Augen zu, damit sie das Licht nicht sehen, und sie verrigeln das Herz, damit die Gnade nicht dahin dringen kann. Sie verhalten sich gegen Gott, wie jener, der den Schlaf liebt, gegen die Sonne. Damit diese mit ihren ungestümmen Strahlen seine Ruhe bey ihrem Aufgang nicht störe, ziehet er die Vorhänge nicht nur an seinem Bettlager, sondern auch bey den Fenstern für, er stellt das Nachtlicht so, daß es ihm

(k) Actor. 7.

ihm mit seinem Schein keine Ungelegenheit in den Augen mache, nur damit er recht sanft schlafe. So gehen unsere Träumer mit dem göttlichen Gnadenlicht um. Sie verhüten ganz sorgfältig alle Gelegenheiten, wo das Herz durch die Gnade möchte getroffen werden. Daher kömmt jener entsetzliche Widerwillen gegen das Wort Gottes. Man will nichts wissen von den Pflichten eines Christen. Und geschieht es auch, daß, weis selbst nicht was für ein Geist, einen solchen Halbchristen in eine Predigt führt, so schöpft er keinen andern Frucht, als daß er mit einem Verdruß davon geht. Mancher läßt sich hören, wie jene Jünger zu Capharnaum: Es ist dieses Wort sehr hart, und wer wird es annehmen können (1)? Wer wird den Worten des Predigers nachkommen können? Was weis der Pfaff, wie wir in der Welt leben müssen? Kömmt man des Jahrs einmal in den Beichtstuhl, greift der geistliche Arzt nach dem Puls, um den Zustand des Kranken zu erkennen, merkt er aus dem Schlag, wie viel es in dem Herz

(1) Joann. 6.

Herzen eines solchen kalten Büßers geschlagen, will er nach seiner theuern Pflicht handeln, und die gehörigen Mittel wider den Widerfall verschreiben, so geht dem Büsser die Geduld schon aus, er zürnet wider den unbescheidenen Arzten. Der grobe Mann, heißt es, hat er doch gar nichts von Lebensart? soll er denn zwischen einem gekräuselten Kopf, und einem Strohhut keinen Unterschied zu machen wissen? er soll mich so bald nicht mehr sehen. Wo wird es aber noch hinkommen? kann man verlangen, daß die Weltmode auch bey jenem Gerichte eingeführt werde, welches nur göttlich ist? soll man die Beichtkinder nur nach dem Kopf, nicht mehr nach dem Gewissen urtheilen? Aber weiter, es läuft etwa von ohngefähr ein geistliches Buch an die Hand, welches von dem wichtigsten Geschäft des Menschen, von der Sorge für das ewige Seelenheil handelt. Liest man es? nein! das Titelblatt ist schon verhaßt. Man würdiget es mit keinem Auge: es gehört unter die einfältigen Pfaffereyen. Um Gottes Willen! wo soll alsdenn die Gnade Gottes wirken, da man derselben alle Zugänge verschließt? verwundern wir uns nur nicht mehr, daß unser Jahrhun-

dert so fast verdorben ist, da das einzige uns zu erleuchten fähige Licht, und die einzige uns zu heiligen kräftige Gabe so sehr verachtet und vernachläßiget wird. Sehet, wie wenig wir von der Gnade wissen. Sehet, wie wir fast so weit gekommen, daß wir so gar nicht einmal erkennen, worinn sie bestehe, oder wer derselben Urheber sey. Wir schätzen die Gnaden irdischer Fürsten höher, als alle Gnaden des Himmels, es liegt uns wenig daran, ob wir der Liebe, oder des Hasses würdig sind, wenn man nur vor der Welt in Ehren, und Ansehen steht.

Und daher kömmt jene Schwachheit, die uns immer zur Schutzwehr dienen muß, als könnten wir die Gebothe des Herrn nicht halten, und nach den Pflichten des Christenthums leben. Aber mein! warum führt man nicht eine gleiche Klagrede wider die Gesetze der Welt? fodert nicht diese von uns oft strengere Dienste, als der Herr unser Gott? sie ladet uns etwa zu einer Lustbarkeit ein, die mit vieler Unbequemlichkeit begleitet ist, und zu ihrem Genuß nicht nur Geldaufwand, sondern auch großes Ungemach des Leibes verlangt? hiezu

sind wir stark genug, wir achten weder Kälte, noch Hitze, weder Schnee, noch Regen. Wir sind starke Riesen, ob wir schon nach der kurzen Freude oft etliche Tage aus Mattigkeit und Schwachheit das Bette hüten müssen. Spricht man uns aber von der Erfüllung der Pflichten eines Christen, so sinkt der Muth, wir sind auf einmal schwache Zwergen. Soll man einen gebothenen Fasttag halten, o hiezu ist die Natur zu schwach, der Magen eckelt ab den abgeschmackten Fastenspeisen. Fort mit der Fasten! Ruft uns die Kirchenglocke zu dem Gottesdienst? heut kann es nicht seyn, die Luft ist zu ungesund, sie ist zu frostig, sie ist zu feucht, sie ist der Gesundheit gefährlich. Soll man die Pflichten gegen seinem Nächsten erfüllen, und etwa einem dürftigen Armen zu Steurung seiner Noth eine Beysteuer reichen? o solche Ausgaben sind unnöthig, der Beutel leidet es nicht, man muß die Dienerschaft, die Hunde und Pferde erhalten, auf solche Nebendinge, als die Arme sind, kann man sein Vermögen nicht verwenden. Soll man die Gläubiger nach Erheischung der natürlichen Schuldigkeit befriedigen? hiezu findet man kein Geld, man hat andere Ausgaben: man ver-

verweiset sie auf das Wartamt. Zum Dienst der Welt Kräften genug, Mittel genug, aber was für Gott, für den Nutzen der Seele, was zur Erfüllung der Religionspflichten? nichts; und man will sich noch mit dem Vorwand brüsten, die Religion verlange von uns mehr, als unsere Schwachheit leisten kann, da doch die Welt weit schwerere Dienste fodert, als Gott der Herr selbst? fehlt es nicht wiederum an einem lebhaften Glauben? Man hat keine Kenntniß von Gott, und eben darum kein Verlangen nach dem Himmel. Brennete in uns eine wahre Begierde nach himmlischen Gütern, so würde uns keine Beschwerniß zu groß seyn, die wir nicht mit der Gnade Gottes überwinden könnten.

Beschluß.

O Christen! wie weit sind wir von dem Geist des ersten Christenthums abgewichen! wir schützen immer unsere angebohrne Schwachheit vor, um unsere Ausschweifungen zu entschuldigen, und indessen wollen wir uns selbst keine Gewalt anthun, noch der Gnade Got-

Gottes mitwirken. Was würde ein Augustin sagen, der so vieles von der Freyheit des Willens und der Stärke der Gnade geschrieben, wenn er unsere dermalige Lebensart sehen sollte? Bestreiten wir nicht beyde? die Freyheit des Willens zwar, indem wir der Natur solche Gewalt zugestehen, als könnte sie uns zur Sünde zwingen; die Stärke der Gnade aber, indem wir derselben nicht nur die Hand nicht biethen, sondern ihr auch alles Fleißes widerstehen. Machen wir hiedurch unsere heilige Religion nicht lächerlich vor den Augen derjenigen, die ausser dem Schoose der Kirche sind? Wir behaupten den evangelischen Glaubenssatz, daß es möglich sey mit der Gnade Gottes die Gebothe zu halten. Was können unsere Glaubensgegner von uns urtheilen, da wir Katholicken gleich ihnen dieselbe so oft und muthwillig übertreten? werden sie nicht aus unserm Betragen schließen, man könne die Gebothe nicht halten, da wir sie nicht halten wollen? sehen wir zu, daß der Mißbrauch der Gnaden uns nicht unwürdig mache jener letzten Gnade, die uns allen nothwendig ist, glückselig zu sterben. Die Tage des Heils fließen dahin, und mit denselben verschwinden auch die uns anerbothene

bothene Gnaden; und wir indessen schlafen in einer blinden Sicherheit dahin. Es kömmt aber die Zeit, wo das Nachtlicht die letzte Funken wird von sich spritzen. Wird aber dort auch das Gnadenlicht uns noch bescheinen? wie wäre es, wenn Gott zur Strafe unserer Hartherzigkeit uns die letzte Gnade einer wahren Buße, und eines guten Todes entzöge? o entsetzliche Erinnerung, o erschreckliches Sterben, sterben ohne die Gnade Gottes! alsdenn wird man erst erkennen, wie sträflich man gehandelt, da man durch die verflossene Lebenstage mit der Gnade Gottes nur gescherzt, und derselben entweder sich nicht gebraucht, oder sie wohl gar von sich gestossen. So erwachet denn endlich, die ihr schlafet, es ist Zeit, es ist die höchste Zeit. Amen.

Achte

Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Die Nacht ist des Menschen Feind, und sind ihre Nachstellungen desto gefährlicher, je verdeckter sie sind. Sie verhüllet ihre Fallstricke mit dem Schleyer ihres schwarzen Schatten, damit sie den unvorsichtigen Wandersmann desto leichter betrüge. Will der Feind schaden, so bedient er sich der Finsterniß, die seine argen Anschläge verdecken muß. Kaum hat die Sonne unsern Gesichtskreis verlassen, und fängt die Nacht an ihr finsteres Reich über unsere Erde auszubreiten, so wird dieselbe zu einem Tummelplatz der wilden Thiere, wie David singt: Herr, du hast

die

die Finsterniß gemacht, daß es Nacht werde, in derselben gehen alle Thiere des Waldes herum (a). Kaum ist das Tageslicht erloschen, wachet der Dieb und Strassenräuber auf, der bis dahin in seinem Hinterhalt sich still gehalten. Er macht sich aus seinem Gebüsche hervor, und überfällt den nichts böses vermuthenden Wanderer, weil ihm die Finsterniß Sicherheit verspricht, seine räuberischen Absichten ungehindert auszuführen. Wer also bey der Nacht reiset, setzet sich allezeit der Gefahr aus, den Räubern in die Hände, oder wilden Thieren in die Klauen zu fallen, oder wenigstens auf irrige Abwege zu gerathen, wenn er nicht ein sicheres Geleit, und getreuen Führer hat, der ihm die sicherste Straße zeiget.

Hochansehnliche! ich wiederhole, was ich schon öfters erwähnet. Wir sind Wanderer auf dieser Welt. Unsere Reise geht dem oberirdischen Vaterland zu. Allein die Strasse ist unsicher; denn wir haben nicht nur den höllischen Wolf, sondern auch die Menschen selbst

(a) Psal. 103.

zu fürchten, die oft unter dem Lammfell den Wolf verstecken, wie Christus sagt: Hütet euch vor den Menschen, die in Schafskleidern zu euch kommen, von innen aber reissende Wölfe sind (b). Wollen wir also nicht irre gehen, so müssen wir diese verkappten Räuber unserer Seele fliehen, und uns an den geraden Weg der Gebothen Gottes halten. Unser göttliche Gesetzgeber erbiethet sich selbst unser Wegweiser zu seyn; wenn wir ihm folgen, sind wir gegen alle Irrwege gesichert; denn er ist das Licht der Welt. Ich bin der Weg, spricht er, die Wahrheit und das Leben. Wer mir nachfolget, wandelt nicht in der Finstere. Wandelt also, da ihr das Licht habt, auf daß euch nicht die Finsterniß überfalle (c). Nach der Vorschrift seines göttlichen Lehrmeisters ermahnet uns auch sein getreuer Nachfolger der große Heidenlehrer: Lasset uns ehrbarlich wandeln, wie man pflegt beym Tage zu wandeln (d). Und wiederum: Ich bitte euch Brü-

(b) Matth. 7.
(c) Joann. 12.
(d) Rom. 13.

Brüder! daß ihr nach euerm Berufe, in welchen ihr berufen seyd, würdiglich wandeln wollet (e).

Allein es meldet sich schon ein anderer Wegweiser, der dem ersten schnurgerade zuwider ist; denn er zeiget uns einen ganz andern Weg, als uns Christus in seinem Evangelium ausgezeichnet. Es ist der irrige Weltgeist, der uns auf die breite Straße weiset, und er will uns bereden, daß diese die sicherste, weil sie von dem größten Theile der Menschen gewandert wird. Man muß sich, sagt er, in die Welt schicken, und man muß leben, wie die meiste leben, nicht aber wie die wenigere zu leben pflegen, die von der gemeinen Lebensart abweichen, und von einer bangen Gewissensfurcht sich leiten lassen. Christus hingegen verdammet die Gewohnheiten und Mißbräuche der Welt, weil sie den evangelischen Grundsätzen gerad entgegen gesetzt sind. Er lehret, der Weg zum Himmel sey schmal, und die Porte sey eng, und wenig seyn, die dadurch zum Leben eingehen (f), deßwegen zwar

(e) Epheſ. 4.
(f) Matth. 7.

zwar viel berufen, aber wenig auserwählt. Welchem aus diesen zween Wegweisern sollen wir glauben? dem Weltgeist, oder dem Geist Christi? Wem die meiste folgen, weis ich leider wohl. Sie lassen sich durch den Strohm der Weltbräuche fortreissen. Sie machen sich das Beyspiel der übrigen zu ihrem Lebensgesetze, und sie laufen ohne Bedenken mit dem größern Haufen. Sie wandern also über die breite Strasse, wo der Weltbrauch ihr einziger Leitstern ist; bedenken aber nicht, daß dieser nur ein verführerischer Irrwisch ist, der sie zum Verderben führet; denn es steht geschrieben; es ist ein Weg, den der Mensch für richtig hält, dessen Ende aber führet zum Tode (g). Und doch läßt man sich träumen, man lebe schon fromm genug, wenn man nur lebt, wie andere leben, und ist dieser Traum in unserer Welt fast allgemein; denn fast alles richtet sich nach dem Weltbrauch, und läßt sich durch den Schwall der bösen Beyspiele fortreissen. Aber wie? soll man denn immer schweigen? soll man die Welt immer in ihrem blinden Irrwahn lassen? nein! ich werde, und

(g) Proverb. 16.

und ich muß reden, damit ich den Abweg, auf welchem diese Elende wandeln, aufdecke, da ich den Vortrag setze: Gott ist ein gerechter allgemeiner Richter, er wird uns also nicht richten nach dem Weltbrauch, sondern erstlich nach seinem Gesetze, und zweytens nach unserm Beruf. Lasset uns sehen, wie der Traum unserer Weltkinder bey Erweisung dieses doppelten Predigsatzes bestehe. Seyd bereit.

Erster Theil.

Ein Gesetze, welches Gott giebt, muß allgemein seyn; denn bey ihm ist kein Unterschied der Personen. Wir alle, die wir Menschen sind, sind vor seinen Augen gleiches Standes, so viel unser innerliches Wesen betrifft, nur das Aeußerliche unterscheidet uns vor der Welt. Wir haben alle einen gleichen Schöpfer, von dem wir unser Daseyn erhalten, und gleichwie wir einen gleichen Ursprung, so haben wir auch ein gleiches Ziel, nach dem wir trachten müssen. Der Herr hat uns alle nach seinem Ebenbilde erschaffen und ein gleiches Vaterland versprochen. Der Herr ist

also vor Gott nicht besser als der Unterthan, der Edelmann nicht besser, als der Bettelmann, der Staatsmann nicht besser als der Soldat, der Geistliche nicht besser als der Weltliche, sondern wir werden von Gott angesehen als leibliche Brüder, die einen gleichen Vater und eine gleiche Mutter haben. Gleichwie wir nun der Natur nach alle gleich sind, so hat uns Gott auch gleiche Gesetze gegeben, welche wir alle ohne Unterschied des Standes oder des Ranges zu beobachten gehalten sind, und Kraft deren wir die Pflichten gegen Gott, und dem Nächsten heilig erfüllen müssen. Hievon ist niemand befugt, für sich eine Ausnahm zu machen, sondern der Gesetzgeber allein hat das Recht, sein Gesetze zu mildern, oder zu ändern.

Nun denn, wo, wann hat Gott uns eine Milderung, oder Aufhebung seiner Gebothen geoffenbaret? sind diese vielleicht durch die Länge der Zeit in Abschlag gekommen, wie es bisweilen mit weltlichen Gesetzen zu geschehen pflegt? oder hat der Weltbrauch die Gewalt, etwas, so wider das Gesetze läuft, durch eine widrige Gewohnheit einzuführen? nein! wider

den

den höchsten Gesetzgeber vermag weder ein widriger Brauch, noch ein Mißbrauch eine Linderung der Gebothen üblich zu machen, sondern das Gesetze des Herrn verbindet uns zu allen Zeiten mit gleicher Strengheit, weil er ein unveränderlicher Gott ist. Der Weltbrauch kann also keine Sylbe auf den Gebothstafeln ausstreichen, oder verändern. Folgsam sind wir schuldig Gott zu geben, was Gottes ist, wie die alten Israeliten in dem mosaischen Gesetze, und wie die ersten Christen im neuen Gnadengesetze. Wir müssen Gott dienen, Gott lieben und fürchten wie sie. Wir müssen die Tage des Herrn heiligen, wie sie. Wir müssen den Glauben mit Mund und Herze bekennen, wie sie. Wir, nachdem wir uns einmal zum Christenthum verpflichtet, sind eben so wenig befugt, unsere Dienste Gott zu entziehen, und der Welt und ihren Ueppigkeiten zu widmen, als sie. Wir sind verbunden, dem Nächsten zu lassen, was sein ist, eben wie sie. Uns ist gebothen, die Treue zu halten, dem wir dieselbe schuldig sind, wie es ihnen gebothen war. Uns ist eben so wenig erlaubt, des nächsten Ehefrau, oder Gut zu begehren, als es ihnen erlaubt war. Uns ist

der Ehebruch, und alle Unzucht verbothen, so gut, als es vor Zeiten verbothen war. Wir haben noch den alten Glauben und die alten Gebothe? Hier hat der widrige Weltbrauch keine Statt. Genug! wir sind Christen. Christus ist nicht gekommen, das Gesetze aufzuheben, sondern zu erfüllen, und er will auch dasselbe von seinen Christen erfüllet wissen, sonst bleibt ihnen der Himmel verschlossen. Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebothe (h).

Itzt wird die Frage bald aufgelößt seyn, ob uns Gott nach dem Weltbrauch, oder nach seinem heiligsten Gesetze richten wird; denn da Gott die Mißbräuche der Welt allezeit verdammet, wird er wohl nicht erst bey dem Gerichte sich an dieselbe halten, sondern gleichwie ein weltlicher Richter in Beurtheilung eines Schuldigen nicht die Unordnung, die durch die Menge der Uebertretungen mit der Zeit eingeschlichen, sondern die Gesetze, und alten Rechte zur Richtschnur seines Urtheils gebraucht, und das Verbrechen für desto strafwürdiger

(h) Matth. 19.

würdiger hält, je allgemeiner es ist; also wird auch Gott der höchste Richter einstens über uns kein anderes Protokoll führen, als in seinem Evangelium aufgezeichnet ist, wie Paulus an seine Römer schreibt: **Bey Gott ist kein Ansehen der Personen; massen alle, die ohne Gesetze gesündiget, werden auch ohne Gesetze zu Grunde gehen. Die aber unter dem Gesetze gesündiget, werden durch das Gesetze geurtheilt werden** (i). Wir sehen hier in den Worten eines Paulus zwo Gattungen der Menschen, über die das Gericht wird gehalten werden. Die ersten sind jene, die ohne Gesetze gelebt haben, nämlich die Ungläubigen, die Gott nicht als ihren Gesetzgeber haben erkennen wollen, sondern nach den Trieben ihrer sinnlichen Natur, oder nach den Gesetzen der wollüstigen Welt gelebt haben, und diese sind schon geurtheilt. Die andere sind, die unter dem Gesetze gesündiget haben, und diese sind wir Christen; denn uns hat der Herr zu seinem Volke erwählet, uns hat er seinen Gnadenbund kund gemacht. Wir wer-

den

(i) Rom. 2. v. 11. & 12.

den also durch das Gesetze gerichtet werden, und da gilt keine Ausnahm; denn Gott kennet unter uns keinen Unterschied, den itzt die Welt zu machen pflegt, er weis nichts von Adelsbriefen und Freyheiten, nichts von Wappenschilden, oder alten Vorrechten. Bey ihm ist der Federhut, wie der Strohhut, der Scharlach und Sammet, wie der Trilch und der Zwilch. Hier wird nicht betrachtet der Edelmann, der Freyherr, der Ritter, sondern hier steht der Christ, der nach seinem Gesetze wird geurtheilt werden.

So komm denn mein Modechrist! komm mit deinem Weltbrauch vor das Angesicht deines Richters. Rechtfertige dich itzt mit jener allgemeinen Ausflucht: ich habe gelebt, wie ich die meiste habe leben gesehen. Wer waren diese meiste? waren es die Frömmere, oder waren es die Lauere, und Ausgelassenere? kann die Nachfolge der Mehrern, und Gottlosern dich vor Gott entschuldigen und selig machen? Der Herr hat uns nicht das Beyspiel anderer, sondern sein heiliges Gesetze zur Lebensform angewiesen, und nach diesem müssen wir leben, wenn wir vor seinem strengen

Rich-

Richterstuhle uns sicher stellen wollen. Es muß also uns nicht genug seyn, in der Reihe der Getauften eingeschaltet zu seyn, um den Namen eines Christen mit Recht zu tragen: nicht genug, daß wir an Jesum Christum als unsern Erlöser und Mittler glauben; denn einen solchen faulen Glauben findet man überflüßig unter dem Christenvolke, wo man sich zu eben denselben Wahrheiten, wie in der ersten Kirche öffentlich bekennet; allein es ist dieses nur der Leib, nicht aber die Seele des Glaubens, weil er nicht ein wirkender Glaube ist, sondern die Seele unsers Christenthums ist die Erfüllung des Gesetzes, und die Haltung der Gebothen. Uns zu überzeugen, daß dieselbe zu beobachten möglich sey, läßt Gott noch viele Fromme in der Welt, und in allen Ständen leben, damit die Gottlose sich erbauen und spiegeln. Es giebt noch gottesfürchtige Danielen, die dem Herrn ihrem Gott mitten unter dem Haufen der Gottlosen treu verbleiben. Wollen wir also das Beyspiel anderer nachahmen, so müssen wir in die Fußstapfen der Frommen, nicht der Ruchlosen eintreten.

Aber leider! da die Gerechten die kleinere Zahl ausmachen, läuft man mit dem größern

Haufen. Die freye Lebensart der Mehrern wird zu einem allgemeinen Weltbrauch. Man tritt mit muntern Schritten in den Pfad der Mehrern ein, weil man sich beredet, dieß sey der richtigste Fußsteig. Die Fußstapfen der einen ziehen die Schritte der andern nach sich, und gleichwie man lieber einen Weg gehet, wenn derselbe wohl bewandert befunden wird, also lassen wir uns leichter durch das Beyspiel des größern Theils, als des kleinern zur Nachfolge ziehen; denn die breite Straße gefällt uns allezeit besser, als die schmale. Dieß ist jene gemeine vergifte Urquelle, die man die Welt, oder die Mode benamset, und aus welcher unsere dermalige Zuchtlosigkeit hervorquillt. Wir folgen andern nach, und andere richten sich nach uns. Man hört also die Stimme der Gebothen Gottes nicht mehr, sondern man giebt nur acht, wie andere unsers Gleichen leben. Hiemit bedient man sich des Weltbrauches als einer erhaltenen Freyheit, die man durch langen Besitz zu einem Recht gemacht hat, nicht anders, als ob Gott wirklich sein Gesetze abgeändert hätte, oder als wenn das überhandnehmende Uebel, und der Verlauf der Zeit das Recht hätte, unheilige

Dinge

Dinge zu heiligen, oder als wenn die göttliche Gerechtigkeit sich mit den Sündern verglichen hätte, und die Sünde nicht mehr bestrafte, oder die Sünde gar keine Sünde mehr wäre, nachdem die Zahl der Ruchlosen die Anzahl frommer, und gottseliger Leute überstiegen hat.

Aber o wie betrügen sich die Knechte der Welt, wenn sie glauben, Gott werde sich in seinem Urtheile nach ihrem verkehrten Urtheile richten, und mit ihren Gesinnungen einstimmen? oder wollen sie sich erkühnen, sich einzubilden, es gebe ein Verjährungsrecht wider das Gesetze Gottes, wie in bürgerlichen Handlungen zu geschehen pflegt, wo der Besitzer eines Guts, oder einer Freyheit, wenn er seinen Genuß, oder Besitzung mit gutem Glauben und Treue angefangen, nach Verlauf der in weltlichen Rechten bestimmten Zeit sich das Gut, oder die Freyheit eigen gemacht, und von dem Besitze derselben nicht mehr mag verdrungen werden? nein! Gott läßt sich von Menschen kein Gesetze vorschreiben. Er bleibt allezeit der rechtmäßige Besitzer seiner Gerechtsamen, weil er unveränderlich ist, und sein Gesetze bleibt eben so unveränderlich, als er ist.

Ich bin der Herr, und verändere mich nicht (k), spricht Gott: Meine Gedanken sind nicht wie eure Gedanken, und meine Wege sind nicht wie euere Wege (l). Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen (m); denn das Gesetze des Herrn bleibt ewiglich. Bey weltlichen Gerichten mag wohl der widrige Gebrauch die Stelle eines Rechts durch die Verjährung einnehmen, um großen Unordnungen in der menschlichen Gesellschaft vorzubeugen: nicht also bey dem göttlichen Richterstuhle. Die Welt mag sich alle zehen Jahre ändern, wie man zu sagen pflegt. Gott bleibt allezeit der alte Gott, und er wird sich durch Verlauf der Tausenden der Jahre von seinem Recht nicht abtreiben lassen.

Wie will denn der Weltbrauch vor einem so unveränderlichen Gott bestehen, wenn er zu richten kommen wird? wird der Richter sich nach der bethörten Einbildung des Schuldigen

(k) Malach. 3. v. 6.
(l) Isa. 55.
(m) Matth. 24.

digen richten müssen? wird es, um den göttlichen Strafgerichten zu entgehen, schon genug seyn, sagen: Herr, ich lebte zu einer Zeit in der Welt, wo es so zu leben Mode war, ich mußte mich in meiner Lebensart andern gleich machen, wenn ich mich nicht dem Gespötte der Mehrern wollte blos geben? Kann nicht der Richter einem solchen Weltliebling sagen: du hast mit der Welt gehalten wider mich, so laß dich nun durch die Welt selig machen. Ich aber werde dich nicht nach den Gesetzen der Welt, sondern nach meinem unveränderlichen Gesetze richten. Du hättest wissen sollen, was ich dir durch den Weisen in seinen Sprüchwörtern habe sagen lassen: **Eifere nicht nach einem ungerechten Menschen, und folge nicht seinen Wegen** (n). Und abermal: **Laß dir den Weg der Bösen nicht gefallen** (o). Du aber hast mit den Gottlosen eingehalten, so magst du auch mit ihnen zu Grunde gehen. Dein ganzes Leben war nichts anders, als ein immerwährender Widerspruch wider meine göttliche Lehre, und

(n) Proverb. 3. v. 31.
(o) Proverb. 4. v. 14.

heiligen Gebothe: ich habe dir durch mein Evangelium verkündigen lassen, daß die Porte eng, und der Weg schmal, der zum Leben führet, und hingegen die Porte weit, und der Weg breit ist, auf dem man zur Verdammniß gehet (p); du aber hast nach dem Weltbrauch die breite Straße vor der schmalen erwählet. Du hattest gehört, daß das Himmelreich Gewalt leide, und die sich Gewalt anthun, dasselbe erobern werden; du aber hast dich mehr Mühe und Arbeit kosten lassen, der Welt zu gefallen, als in den Himmel zu kommen. Ich habe dir in meinem Evangelium gesagt, wer mir in Himmel nachfolgen will, verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich: du aber hast nach dem Weltbrauch in allem nur die Befriedigung deiner Sinnlichkeit gesucht; statt dich selbst zu verläugnen, und dein Fleisch abzutödten, machtest du dasselbe zu einem Hausgötzen, dem du Zeit, Geld, Kräften, und deine Seele geopfert. Ich habe dir befohlen, nicht nur deinen Feinden zu verzeihen, sondern auch dieselbe zu lieben, und für sie zu bethen; du

aber

(p) Matth. 7.

aber warest mit dem nicht zufrieden, daß du Jahr und Tag wider deinen Beleidiger Haß in deinem Herze kochtest, und alle Wege aussuchtest, dich zu rächen, sondern du hieltest nach den Grundregeln der Welt für eine Billigkeit, ja für eine Nothwendigkeit, die empfangene Unbild mit doppelter Münz zu bezahlen. Ich habe dir verbothen, zeitliche Güter unordentlich zu lieben, weil der Reiche mit seiner Habsucht sehr hart in den Himmel wird eingehen, sondern du sollest dir Schätze im Himmel sammeln; du aber liebtest das Geld mehr als Gott, und den Himmel. Es war dir nicht genug, dein Herz in deine Geldbörse zu verschließen, sondern du suchtest durch unerlaubte Mittel dein Vermögen zu vermehren, um deinen Pracht nach der Weltmode desto besser unterhalten zu können. Hast du denn der Welt gedient, so laß dich von der Welt belohnen. Christen! wie wird ein solches Gericht ausfallen, da der göttliche Gesetzgeber für die Verletzung seines heiligsten Gesetzes sich Genugthuung verschaffen wird? Können wir glauben, daß er sein Urtheil nach den Grundsätzen der Welt einrichten werde, indem die

Lehrkanzel der Welt in allem der Lehrschule Jesu Christi stracks zuwider ist?

O Weltbrauch! welche herbe Stöße versetzest du dem reinen Christenthum, und dem heiligen Gesetze Gottes! was ist deine ganze Unternehmung, als eine kühne Empörung wider den höchsten Gesetzgeber? welch erstaunliches Wesen, indem man siehet, wie der meiste Theil der Christen wider das Christenthum zusammen schwört, und alle seine Kräften aufbiethet, um desselben Grundregeln auszumustern, zu eben derselben Zeit, da man sich rühmet, wahrgläubig, evangelisch katholisch zu seyn! Alles ist miteinander verstanden, und zusammen gerottet, um Gott zu beleidigen, unter dem kahlen Vorwand, man müsse leben nach dem Weltbrauch, da indessen die Welt alles schnurgerad wider das Gesetze Christi, und sein heiliges Evangelium thut; denn seit wann sind die Gebothe Gottes in so schlechter Achtung, als nachdem die Gewohnheit den Platz des Gesetzes bezogen, und die alles ändernde Zeit den Mißbrauch in ein solches Ansehen gebracht hat, daß man denselben, ohne die Welt zu beleidigen, nicht mehr bestrafen

strafen darf? Man geht mit Gott um, wie die Juden mit Christo, da sie ihn als ihren König geehret, aber nur mit einer höhnischen Ehrerbiethung, mit der sie ihn in der That selbst auf das höchste entehret und beschimpfet haben. So sind die Andachten mancher Christen beschaffen (denn andächtig will man doch bisweilen seyn, obschon das Herz ganz weltlich und irdisch bleibt) aber die Andacht muß nur als eine Maske dienen, den Schein eines Christen noch zu erhalten. In der That selbst überläßt man dem Christenthum weiter nichts, als eitele Scheinlichkeiten einer königlichen Hoheit, nämlich ein Mooßrohr statt eines Zepters, einen Purpurmantel, und eine dörnerne Krone, ich verstehe die Gebräuche einiger Andachten, an welche sie recht ängstig angebunden sind, als da sind die Abbethung einiger Bruderschaftgebethe, Empfangung der heiligen Segen, Besprengung des Weihwassers, und diese wollen doch noch die beßten Christen seyn. Was sind aber dieß als Nebensachen, die allein nicht fähig sind uns selig zu machen? was als Spreuer ohne Kern, Hülsen ohne Früchten? denn bey allem diesem kann man noch unchristlich und gottlos leben.

ben. Wo bleibt indessen das wahre Christenthum? wo die reine Liebe Gottes, wo die aufrichtige Liebe des Nächsten? wo die genaue Beobachtung der Gebothen Gottes? Unsere Welt siehet der Menge Christen, die in dem Dienst Gottes, und des Satans ordentlich wechseln. Itzt besuchen sie die Kirche, und gleich darauf ihre Buhlschaft: itzt verdemüthigen sie sich vor der Arche des Heiligthums, und gleich wiederum bücken sie sich vor einem Götzenbilde: itzt werfen sie sich nieder vor dem Gekreuzigten, und schlagen an die Brust, und noch dieselbe Stunde finden sie sich an solchen Orten ein, wo die Ausgelassenheit herrschet. Abentheurliche Andacht, die man mit den Mißbräuchen der üppigen Welt vereinigen will! nämlich man will halt Gott so dienen, daß man bey dem Teufel nicht einbüßt. Dieß ist der Weltbrauch, und so will man Babylon in Jerusalem übersetzen. Aber umsonst: Gott richtet uns nicht nach dem Weltbrauch, sondern nach seinem Gesetze.

Zwey=

Zweyter Theil.

Doch bin ich in der Welt nicht so fremd, daß mir verborgen seyn kann, daß nicht alle mit gleicher Leichtigkeit die Gebothe Gottes beobachten können. Die Welt ist in gewisse Stände eingetheilt, deren einer mehrern, der andere wenigern Gefahren ausgesetzt ist. Allein ich weis auch, daß aus einem jeden Stande ein Weg in Himmel geht, und ein jeder schuldig ist, nach einer standmäßigen christlichen Vollkommenheit zu trachten; denn Gott wird einen jeden nach seinem Berufe richten, wie Paulus sagt, damit er einem jeden nach seinen Werken vergelte. Gleichwie nun ein Stand von dem andern unterschieden ist, so hat auch ein jeder seine besondere Pflichten, und je höher die Pflichten, desto strenger wird auch das Gericht seyn. Dahero hat ein Geistlicher mehr zu verantworten, als ein Weltlicher, ein Vater mehr als das Kind, ein Hausoberer mehr, als ein Dienstbot, eine Obrigkeit mehr, als der Untergebene, ein Fürst oder König mehr, als der Unterthan; denn

wem mehr gegeben ist, von dem wird auch mehr gefodert werden.

Und was für uns das fürchterlichste ist, so müssen wir vor einem Richter erscheinen, der sich durch keinen Betrug, oder gesuchte Ausflucht täuschen läßt; denn er kennet auf das genaueste die Pflichten eines jeden Standes, und einen jeden wird er nach seinem Stande richten. Denn er ist Gott, der auch die verborgensten Wege des Herzens einsiehet, ein Gott dem alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Gedanken der Sterblichen sattsam und zwar ohne Verwirrung, ohne Unordnung bekannt sind, ein Gott, der alles mit dem Gewicht der Gerechtigkeit abwiegt, und nur die Wahrheit anhört, der keinen für den andern nimmt, und der den Monarchen wie den Hirten richtet, ein Gott, dessen unabänderliches Gesetze den Ausspruch für unsere glückselig- oder unglückselige Ewigkeit thun wird. O welch eine Vorstellung! es redet hier nicht eine etwa zu weit gegangene Einbildung, eine Verwirrung der Sinne, oder bloßes Vorurtheil, nein! sondern es ist eine Vorstellung dessen, was uns in der That begegnen wird, heut oder

mor-

morgen werden sich die Porten der Ewigkeit eröffnen, und wir vor demjenigen uns stellen müssen, der uns nicht nur erschaffen, sondern auch in diesen oder jenen Stand berufen hat, um von unserm Thun und Lassen die genaueste und strengste Rechenschaft abzulegen. In diesen Umständen wird die Seele ihr eigenes Gewissen, alles Gutes und Böses, so sie gethan, auf das klärste einsehen. Es wird hierauf ihr nach ihren Verdiensten oder Verbrechen der Ort der Seligkeit, oder der Verwerfung angewiesen werden. Keine Berufung zu einem andern Gericht, noch eine Einwendung wird da Platz finden, das Urtheil, so in einem Augenblick wird ausgesprochen, wird gerecht und billig, wie Gott selbsten seyn.

Wer ist nun, der diesen allwissenden Richter betrügen, oder sein gerechtes Urtheil mildern kann? Ist es der Weltbrauch, jenes Götzenbild, welches fast von allen Ständen so emsig verehret wird? so träumet zwar unsere Welt, die sich in ihrem Thun nur nach andern richtet. Die Menschen sind schon also geartet, daß einer dem andern gerne nachfolgt, und bevorab in dem Bösen; denn ihre Begierlichkeit

gierlichkeit treibt sie auf eine sehr wunderbarliche Weise dazu an. Kaum erblicken sie einen Fußpfad des Lasters, so machen sie einen Weg daraus, auf welchem sie ohne Einhalt dahin laufen. Man betrachtet nur, was andere eines gleichen Standes thun, und man hält es schon für erlaubt, eben darum, weil es auch andere thun. Man hört in unserer Welt nichts öfters, als diese Sprache: geht es diesem hin, so geht es mir auch hin. Ein Beamter, Vorgesetzter, Richter, oder wer immer eine Vorsteherstelle bekleidet, läßt sich durch Schmieralien gewinnen. Die Folge ist bey einem andern schon richtig: ist es ihm erlaubt, so ist es mir auch erlaubt. Man siehet, daß jene, die Höhere zu bedienen haben, nur jenen den Zutritt zu dem Herrn eröffnen, die sich was kosten lassen, sie thun keine Thürschnallen auf, es werde denn vorhin die Hand versilbert. Was schließt man? so mache ich es auch nach, ich bin mit ihm gleiches Standes. Andere gehen in dem Kleiderpracht über ihren Stand und Vermögen hinaus. Was sagt man? Ich kann ein gleiches thun, ich bin so gut, als sie, und vielleicht etwas mehr. Es giebt bey Handlungen und Gewerben unerlaubte Vortheile

theile sich Geld zu machen. Was ist der Schluß? kann er es thun, so kann ich es auch thun, ich habe eben so großes Recht. Jene, die in Diensten stehen, denen der Keller, die Küche, das Gewölb anvertraut ist, stehlen ihrem Herrn. Was denkt man? stiehlt der, so stehle ich auch, wer will es mir wehren? Es ist bey einigen Innungen, und Handwerken, die ich wohl nennen könnte, ein altes Herkommen, daß sie gewisse Diebereyen ausüben. Warum sollen andere Mitmeister nicht ein gleiches thun? man stiehlt halt auch. Warum? es ist Handwerksbrauch. Personen von ledigem Stande pflegen in unserer Welt schon Liebsgewerbe zu unterhalten, bevor sie hinter den Ohren recht trocken sind. Was soll ein junges Mägdchen thun? sie sucht sich halt auch eine Buhlschaft, und fängt an zu löffeln, ob sie sich schon noch nicht auf den Kochlöffel versteht; denn sie würde sich schämen, wenn sie allein sollte ohne Liebhaber leben. Dieß bringt der Weltbrauch mit sich. Der Soldat siehet und hört die freche Ausgelassenheit sowohl in Reden, als Thaten nicht nur an seinen Kameraden, sondern auch an höhern Befehlshabern. Und warum soll er sich nicht auch nach dem Sol-

datenbrauch richten, da man ohnehin behaupten will, unter dem Waffengetöse müssen die Gesetze schweigen? massen der Soldatenstand sich einen weit gnädigern Gott einbildet, als andere Stände haben. Allein ich lese in der ganzen Schrift nichts von einem besondern Soldatengott; wohl aber finde ich: ein Herr der Heerschaaren, und ein Herrscher der Herrschenden, der den Großen wie den Kleinen richten wird. Indessen schmeichelt man sich doch, Gott werde bey seinem Gerichte günstiger für einen als für den andern Stand seyn, weil einer mehr als der andere sich in die Welt schicken muß. Und unter dieser schmeichelhaften Hoffnung verbreitet der Weltbrauch seine Herrschaft über alle Stände der Menschen, und so schleichen in allen dem Gesetze Gottes nachtheilige Mißbräuche ein, die endlich zu einer Gewohnheit, und einem Gesetze werden.

Und ist das Uebel, wenn es einmal in einem Stande Wurzel geschlagen, so hartnäckig, daß es weder durch gelinde, noch scharfe Mittel sich tilgen läßt. Kann sich wohl ein Prediger trösten, daß er mit all seinem Eifer einen einzigen jener Mißbräuche, die in unserer

serer Welt im Schwang gehen, aufgehoben habe? darf es ein Beichtvater wagen, dem Strohm solcher Gewohnheiten sich entgegen zu setzen, oder dieselbe zu untersagen? was wird er ausrichten? nichts; denn die Welt bleibt bey ihrem alten verjährten Rechte. Was sage ich aber von Beichtvätern? Ich zweifle, ob man sich im Beichtstuhle von solchen Modesünden anklagt, weil man sich hierüber kein Gewissen macht, und die Sünde mit dem Beyspiele der Mehrern rechtfertigen will. Dieß ist die Ursache des Zerfalls guter Sitten. Man achtet es zwar nicht, weil böse Beyspiele nichts neues mehr in unsern Zeiten sind. Aber söndern wir uns in unsern Gedanken ein paar Augenblicke von dem großen Haufen der Weltkinder, sehen wir von ferne die Lebensart eines großen Theils der Christen, und durchgehen wir die meisten Stände: was finden wir, als noch einige wenige Züge des verstalteten Christenthums? müssen wir nicht mit dem klagenden Propheten seufzen: O wie verdunkelt ist das feinste Gold (q)! Es ist sonder Zweifel entsetzlich anzusehen, daß man es heut

(q) Thren. 4.

zu Tage wagen darf, die allgemeine Lebensart vorzuwenden, um die Unruhe des Gewissens zu stillen, und in einer falschen Sicherheit fortleben zu können. Die Laster haben durch die Gewohnheit eine ganz andere Gestalt angezogen. Unsere Leidenschaften trachten nur dahin, daß sie ein Ansehen sich erwerben, auf daß sie dem Strohm, der sie dahinreißt, und ihnen ein Vergnügen schafft, desto sorgenfreyer sich preis geben mögen. Es scheint, daß die Menge der Sünder wider die Rache des Himmels einen Damm aufwerfe, und daß man sicher stehe vor dem Zorn Gottes, wenn man nicht allein, sondern mit mehrern sündiget, nicht anders, als ob die Sünde keine Sünde mehr wäre, weil sie von mehrern gleichen Standes begangen wird.

Aber o des unsinnigen Beginnens! wider den Herrn ist weder Weisheit, noch Verstand, noch Rath (r). Gott siehet von oben herab die Anschläge der Menschen, und er wird sie zu seiner Zeit zerstreuen, wenn er alle Stände der Adamskinder, und einen jeden nach

(r) Proverb. 21.

nach seinen besondern Pflichten richten wird. Wie werden jene bestehen, die von Gott mehr Gutthaten empfangen, aber eben darum gegen Gott mehr Verbindlichkeit hatten? wird sie Gott wegen ihrem erhabnern Stande von andern Menschen unterscheiden, wie sie itzt durch denselben sich von dem gemeinen Haufen unterscheiden? wird nicht ihre Verantwortung desto schwerer seyn, je mehr sie in diesem Leben von Gott gesegnet, und beglücket waren? oder werden sie mit Wahrheit sagen können, daß sie nach ihrem Stande gelebt, wenn sie das Ansehen ihres Standes nur zu desto freyerer Beleidigung Gottes verwendet und mißbraucht haben? Vergebens ist dort alle eitele Vorwendung des allgemeinen Weltbrauches; denn der Herr betheuret durch seinen Propheten Samuel: Ich urtheile nicht nach dem Ansehen der Menschen; denn ich bin der Herr, der die Herzen einsiehet, und die Nieren prüfet (s). Er wird uns also nach unserm Beruf, nicht nach dem Weltbrauche richten. Umsonst giebt man sich Mühe, die Welt zu rechtfertigen, ihre Grundsätze zu ent-

(s) 1. Reg. 16.

schuldigen, und ihre Gebräuche und Sitten gut zu heißen. Es wird doch allezeit wahr bleiben, daß die Welt jenes verschreyte Babylon, welches durch das Lamm soll überwunden werden, jenes Reich des Satans, wo man die ruchlose Regierung der Finsterniß antrifft. Lesen wir das Evangelium, und wir werden finden, wie oft unser göttliche Gesetzgeber die Welt samt ihren Mißbräuchen und Gewohnheiten verdammet, weil sie den evangelischen Grundsätzen gerad zuwider und entgegen gesetzet sind. Und doch die Welt ist voll solcher Leute, die in allen ihren Handlungen sich auf den Weltbrauch berufen. Sie bekennen sich zwar zu einem gleichen Glauben, sie nehmen Theil an einerley Geheimniße, sie sind Glieder eben derselben Kirche, sie befinden sich in gleichem Stande, in gleichem Berufe; aber einige sind Kinder Zions, andere sind Einwohner Babylons. Es wird aber der Tag kommen, wo der Herr die Schafe von den Böcken wird absondern, und da die einen selig werden, gehen die andere verloren, obschon beyde gleiche Namen getragen, und in gleichem Stande gelebt haben.

Daß der reiche Prasser in der Hölle begraben worden, wird wohl niemand in Zweifel ziehen, der noch das Evangelium als ein authentisches und glaubwürdiges Geschichtbuch erkennet. Der ehrliche Mann! wie ist er doch in die Hölle gerathen? was hat er denn Böses gethan, so man nicht noch heut zu Tage thut? Ich finde an ihm kein anderes Laster, als daß er nach dem Weltbrauch gelebt. Er kleidete sich kostbar in Purpur und Seiden, und das thun ja auch andere, die es vermögen, und auch, die es nicht vermögen? Er war prächtig in seiner Bedienung und Dienerschaft, und dieß thun ja auch jene, denen es ihr Stand und ihre Einkünften erlauben? Er speisete täglich an einer fetten Tafel, und ließ sich die niedlichsten Speisen und Getränke aufsetzen: aber das thun ja auch alle, die am Stande und Reichthum über andere aussehen? Er machte doch bey seinem Prassen keine Schulden zum Nachtheile seines Mitmenschen. Er gab dem Armen nichts von den Ueberbleibseln seiner Gastmahlen, sondern die Hunde waren seine liebsten Schmarotzer. Aber das thun ja auch andere, die ihren größten Aufwand auf Hunde, Pferde, und weis nicht was für Er-

götzungen machen, und indessen die Sorge, die Arme zu erhalten, dem mittelmäßigen Stande überlassen? Der unschuldige Mann! und er ist in der Hölle? wer hat ihn dahin gebracht? der Weltbrauch.

Beschluß.

Wie steht es itzt mit jener fast allgemeinen Ausflucht: ich lebe schon fromm genug, wenn ich nur lebe, wie andere leben? werden unsere Träumer noch nicht aufwachen, und ihren Irrthum einsehen, aus dem sie sich bereden, der Weltbrauch werde sie vor Gott rechtfertigen? wie weit irren diese Unglückselige, und welch geringe Erkenntniß Gottes wohnet noch in diesen blinden Herzen! der Herr ist ein allgemeiner Richter, bey dem keine Ausnahm der Personen ist, und der sich durch den Weltbrauch keine Gesetze vorschreiben läßt, sondern er wird uns richten nach seinem unveränderlichen Gesetze, welches er uns gegeben, und nach unserm Berufe, in den er uns gesetzet hat. O wenn ihr in euerm Lebenswandel euch nur nach dem Beyspiele der lauern, und sollte schier

sagen

sagen unchristlichen Christen solltet bishero gerichtet haben, betrachtet den Abgrund, auf dessen Rand ihr schon einen Fuß gesetzt habt, und folgsam dem Sturz nahe seyd. Es wird die Stunde kommen, und vielleicht bald kommen, welche die letzte eures Lebens seyn wird. Und wird euch nicht dort das Nachtlicht fürchterlicher in die Augen blitzen, als die donnernden Worte des eifrigsten Predigers? werdet ihr nicht selbst dort erkennen, wie übel ihr euch betrogen, indem ihr von jenen euch werdet verlassen sehen, die euch in der Bosheit itzt vorgegangen? werden wohl diese mit euch, oder für euch vor den Richterstuhl Gottes treten? werdet nicht ihr allein diese fürchterliche Straße wandern müssen? und was wird euch alsdenn der Weltbrauch nützen? werdet ihr nicht selbst dort wünschen, als gute Christen sterben zu können? denn haben wir wohl einen einzigen gesehen, den es auf seinem Sterbbette gereuet hat, daß er nach seinem heiligen Gesetze und nach den Pflichten seines Berufes gelebt hat?

O Christen! lasset uns diese Wahrheit nur recht oft betrachten, so werden wir klar erken-

nen, daß die Grundsätze der Welt Feinde des Christenthums sind, weil sie unmöglich mit den evangelischen Lehrsätzen bestehen können. Wir leben zwar itzt in einer Welt, wo wir mit Aergernissen umgeben sind. Wir sehen täglich andere über die breite Straße wandern. Aber wer wird so thöricht seyn, daß er ihre Lebensart sich zu einer Vorschrift mache, nachdem er weis, daß nicht die breite Straße, sondern der enge Weg zum Himmel führe? Wollen wir eine Reise antreten, so befragen wir uns weder bey den Blinden, noch Unwissenden, um uns des richtigen Weges zu erkundigen, sondern wir müssen uns anfragen bey jenen, die des Weges und der Straße kundig sind. Eben also, wollen wir den Weg in Himmel nicht verfehlen, so müssen wir nicht bey jenen Rath einholen, die so blind als wir; denn wenn ein Blinder den andern führet, fallen beyde in die Grube. Wir müssen öfters bedenken, daß Gott nur in dieser Absicht fromme Seelen auf der Welt läßt, damit ihr schönes Beyspiel uns zur Nachfolge ziehe. Wir haben aus allen Ständen Heilige in dem Himmel, und Gott lob! ist auch kein Stand auf Erde, der nicht noch gottesfürch-

tige

tige Leute zählet, obschon diese den kleinern Theil ausmachen. Wir können uns also vor Gott nicht entschuldigen, als hätten wir keinen Frommen und Gerechten in unserm Stande gesehen, sondern wir sind desto sträflicher, weil wir der Tugend die Augen geschlossen, und nur dem Laster geöffnet haben. Lasset uns also aus Babylon gehen, damit wir nicht mit demselben zu Grunde gehen. Alle diejenigen, die uns itzt als Vormuster eines weltlichen und zuchtlosen Lebens vor Augen schweben, und welche durch ihre Anzahl uns eine Sicherheit und einen Schutz wider die Urtheile Gottes versprechen, werden uns nicht bis zum Gerichte begleiten. Wir werden in jenem Augenblicke ganz allein vor jenen Richterstuhl treten, wo der Weltbrauch keine Statt hat. Amen.

Neunte

Neunte

Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist itzt näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Der Weltbrauch hat vor Gottes Gericht keine Statt, waren die Schlußworte meiner letzten Abendrede. Doch leider! ist unsere Welt schon also geartet, daß sie es sich zur Ehre schätzet, wenn sie sich in ihren Sitten und in ihrer Lebensart dem größern Haufen kann ähnlich machen, und würden es sich viele zur Schande rechnen, wenn sie frömmer leben sollten, als andere. Wir sind wie die Affen, indem wir alles nachmachen, was wir von andern sehen, obschon hiedurch das Gesetze Gottes verletzet wird, wenn wir nur den Beyfall der Menschen gewinnen können; denn

Men-

Menschengunst gilt itzt mehr, als die Freundschaft Gottes, und schaut man nicht mehr auf die Gebothstafeln, wenn man den lächelnden Mund eines Menschen erblickt, der die böse That gut heisset. Es ist dieses ein unglückseliges Erbtheil von der Sünde unsers ersten Vaters, daß uns das mindeste böse Beyspiel einen Vorschub und Stoß zum Bösen giebt. Die Welt hatte noch nicht mehrer denn zween Menschen, doch wurde schon einer dem andern ein Stein des Anstosses. Adam hatte das schärfste Verboth, sich an der angezeigten Frucht nicht zu vergreifen; allein kaum hörte er die bezaubernden Reizungen seiner Ehefrau, setzte er den Befehl seines Gottes auffer Augen, und wollte lieber dem Schöpfer, als einem Weibe mißfallen.

Und so wie der Vater, sind auch die Kinder. Der sündhafte Adam lebt noch immer in uns. Der Herr hat uns zwar seine Gebothe gegeben, die nichts anders sind, als ein kurzer Begriff und Erklärung seines heiligsten Willens; allein wir fühlen in uns eine heimliche Empörung wider dieselbe; denn wie Paulus von sich selbst bekennet: Ich empfinde in

meinen

meinen Gliedern ein anders Gesetze, welches sich wider das Gesetze meines Geistes empöret (a). Auf gleiche Weise können wir sagen, daß ein jeder aus uns, da er mit der Begierlichkeit auf die Welt kömmt, in sich eine Widersetzlichkeit wider die Pflichten seines christlichen Gesetzes fühlet. Kömmt noch dazu das böse Beyspiel der andern, so haben wir schon weniger Abscheu ab dem Sündigen, und wir tragen kein Bedenken, uns ihnen gleich zu machen. Ja wir frohlocken in der Stille, daß noch mehrere sind, die mit uns in der Bosheit einstimmen, weil wir glauben, durch diese Mehrheit eine grösere Freyheit, und Recht zum Muthwillen und zur Frechheit gewonnen zu haben, und weil wir uns bereden, wir haben weniger Ursache, uns zu schämen, weil mehrere, wie wir, schamlos handeln. Sehen wir endlich, daß andere, die mit uns von gleichem Schrotte, unsere Ausschweifungen nicht nur nicht bestrafen, sondern durch ihren Beyfall noch beloben, so kommen wir so weit, daß wir in der Ruchlosigkeit unsere Ehre suchen. Man entfernet sich von der Schamhaf-

tigkeit

(a) Rom. 7. v. 23.

tigkeit so weit, daß man sich auch wegen seiner Bosheit rühmet, wie die Schrift sagt: Sie freuen sich, wenn sie Uebel thun, und frohlocken in bösen Dingen (b), weil man sich groß zu seyn dünkt, da man nicht frömmer ist, als andere. Man läßt sich also durch die Lobsprüche der Gottlosen einschläfern, daß man weder Tugend, noch Gott, noch sich selbst mehr kennet.

O welch ein gefährlicher Schlaf, da man weder das Schreyen des Gewissens, noch die Stimme der Gesetzen mehr hört! die Unglückselige erfüllen an sich, was unser Erlöser in jener Gleichniß der evangelischen Knechte uns vorbedeutet, die zwar guten Saamen in den Acker ausgesäet; aber da sie schliefen, kam der Feind, und streuete Unkraut darunter (c), welches so häufig anwuchs, daß es den guten Waizen erstickte. Diese Gleichniß wird fast täglich in unsern Zeiten zu einer Geschichte. Fromme Aeltern unterlassen nicht, in die zarten Herzen ihrer Kinder den Tugendsaamen

(b) Proverb. 2. v. 14.
(c) Matth. 13.

saamen einzupflanzen; kaum aber fängt dieser aufzukeimen an, kommen die Feinde, ich sage, die Verführer, welche mit ihren falschen Grundsätzen das giftige Unkraut auf das angeblumte Grundstück auswerfen. Man führt die noch unerfahrne Jugend in verderbliche Gesellschaften, man reichet ihnen Bücher, die nach dem neuen Geschmack eingerichtet, aber von Gift strotzen. Der gute Waizen wird also erstickt, man verläßt die Tugend, die Gottesfurcht bekömmt Urlaub, und man umfängt das Laster mit beeden Armen. Ja man schämt sich, einmal fromm gewesen zu seyn, weil fromm seyn ein unanständiges und für einen Weltmenschen niederträchtiges Wesen ist. Itzt gute Nacht, Gewissen! schlafe nur ruhig, du wirst so bald nicht mehr erwachen, weil der Weltgeist dich stumm gemacht hat; denn so weit ist in unsern Zeiten die Zuchtlosigkeit und Schamlosigkeit gestiegen, daß man der Tugend spottet, und das Laster preiset; denn höret nur, was unsere neu Modewelt im Traume redet: Fromm seyn steht für einen Weltmenschen nicht gut. Ich aber sage: nicht Fromm seyn ist eine Schande vor Gott und der Welt, erstlich vor Gott, dem wir zu die-

nen

nen schuldig sind, zweytens vor der Welt, der wir das gute Beyspiel schuldig sind. Dieß ist der zweyfache Gegenstand meiner Rede. Seyd bereit.

Erster Theil.

Ein treuer Knecht hat sich seines Dienstes nicht zu schämen; denn er macht sich, und seinem Herrn die größte Ehre, und je grösser der Herr ist, dem er dient, desto mehr Ruhm erwirbt er sich durch seine treuen Dienste. So verkehrt auch unsere Welt in ihren albernen Grundsätzen ist, so will sie doch fromme und getreue Knechte haben, welche in allem ihre Pflichten genau beobachten, und sie weis auch ihre Treue nicht nur zu schätzen, sondern auch nach ihrer Art zu belohnen. Ein Bedienter, dem sein Herr ein Gut, oder einen Dienst anvertraut, wenn er in seiner Dienstleistung, oder Verwaltung so redlich als ein Joseph in Aegypten, und in seinen Verrichtungen so emsig, als ein Jakob auf dem Landgut eines Labans, macht sich würdig der Gnade seines Fürsteus. Ein Soldat, der die

Befehle seines Obersten auf das genaueste vollzieht, in Kriegs- und Friedenszeiten, seine Treue und Fleiß beweiset, der bey Tag und Nacht in seinen Diensten wachbar und nüchtern, gewinnet die Gunst und Hochschätzung seines Feldherrn. Wem ist jemal eingefallen, solchen getreuen Dienern eine Schande anzudichten? Ein Diener, ein Kriegsknecht hat er sich wohl zu schämen, wenn er seine schuldige Treue beobachtet? wird ihm nicht vielmehr sein Vorgesetzter alles Lob sprechen? Gewißlich, ein redliches Herz, und eine fleißige Hand sind allezeit zu preisen.

Nun erlaubet mir mit David zu fragen, wer ist, wie der Herr unser Gott, der in der Höhe wohnet (d)? wo ist ein König unserer Welt, der so großes Recht hat, von seinen Unterthanen die emsigen Dienste, und äußerliche Ehrerbiethigkeit zu fodern, wie der Herr unser Gott von uns Menschen? Ist er nicht jenes höchste Wesen, welchem alle Mächtige der Erde zinsbar sind, und dem sie ihre Kronen und Zepter zu verdanken haben? und warum

(d) Psalm. 112.

warum soll es eine Schande seyn, Gott, diesem allerhöchsten Herrn zu dienen, nach seinem Gesetze zu leben, und ihm den geziemenden Dienst zu zinsen? In Wahrheit, wenn wir einen wahren Begriff von Gott hätten, würden wir in unserm Leben um keine größere Ehre wissen, als ihm dienen, weil ihm dienen so viel als herrschen ist. Ja, wenn eine ganze Welt unser spotten sollte, so sollten wir doch in seinem Dienste unsere einzige Ehre setzen; denn was kann für uns rühmlicher seyn, als ein getreuer Diener des Allerhöchsten heißen? er ist ein König der Könige, und ein Herr der Herrschenden, vor dessen Namen alle Geschöpfe die Knie beugen sollten, die im Himmel, auf Erde, und unter der Erde sind. Er ist der Herr über Meere, über Erde und Himmel, und über alles, was in derselben ungeheurem Umfange enthalten ist, wie David singt: Du herrschest über die Gewalt des Meers. Die Himmel sind dein, und dein ist die Erde. Den Erdkreis und seine Fülle hast du gegründet (e). Vernehmen wir den Gedanken des heiligen

(e) Psal. 88.

Hieronymus: Wenn ein Herr gering und unedel ist, verachten ihn die Seinige, und wird schlecht bedient; gegen adeliche aber, und ansehnlichere Herren verhalten sich die Diener ganz anderst. Je größer, und fürnehmer die Herrschaft ist, desto emsiger, und ehrerbiethiger ist die Dienerschaft. Einem großen Könige pflegt man nicht nur gerne zu dienen, sondern man nimmt auch seinen Befehl als eine Gutthat an, und man schätzet es sich zur Gnade, ihm seine Dienste und Treue erweisen zu können (f). Und nur Gott getreu dienen, soll eine Schande seyn? wem aus den Vernünftigen konnte es so albern träumen?

Alle Jahrhunderte von Anbeginn der Welt, alle Geschlechter der Erde, ja alle vier Welttheile sagen uns, daß man Gott muß geben, was Gottes ist; denn zu allen Zeiten erkannte man, daß, wenn ein Gott ist, man ihm einen äußerlichen Gottesdienst, als ein Zeichen der Unterwürfigkeit, eine öffentliche Huldigung und Anbethung schuldig bleibe. Dumm waren

(f) S. Hieron. ad Demetr. Epist. 1.

ren die Heiden, da sie mehrer Götter angebethet; doch erkannten sie aus dem Vernunftlichte, daß man einer Gottheit ein Opfer weihen müsse. Hievon nahmen sich auch die heidnischen Kaiser nicht aus, sie hielten es sich zur Ehre, die erste und nächste bey dem Opfertische zu seyn, und schimmerten ihre Kronen bey dem Opferrauche, nicht anderst, als wie die Sterne in dem düsternen Nachtschatten. In dem alten Gesetze, da die Erkenntniß eines einzigen wahren Gottes in dem engen Bezirke des Jüdenlandes eingeschränkt war, hielt man die bestimmten Festtage, wo man dem Herrn opferte, und da erschien nicht nur der Pöbel, sondern auch die Vorsteher des Volkes, man sah die Könige von Juda und Israel mit einem großen Gefolge dem Tempel zutreten, sie warfen sich auf ihre Knie, sie erniedrigten ihren Purpur bis in den Staub der Erde, sie betheten in tiefster Ehrfurcht den Gott Himmels und der Erde an. In dem neuen Gnadenbunde, nachdem die Herrscher der Welt von dem Glaubenslichte bestralet worden, eiferte Hohes und Niederes um die Wette, Gott den schuldigsten Dienst zu erweisen. Jene, von deren Wort und Befehle ganze Völker zitterten,

trugen kein Bedenken, unter dem gemeinen Volke den gottesdienstlichen Handlungen beyzuwohnen, die heiligsten Geheimnisse zu empfangen, und alle Gattungen der Frömmigkeit auszuüben. Und noch wirklich heut zu Tage sehen wir zu unserer größten Erbauung die erhabensten und durchläuchtigsten Personen unsers katholischen Christenthums in der eingezogensten Stellung, und mit glänzendster Andacht bey dem Dienste des Herrn, und seinem heiligsten Opfer erscheinen.

Und erst itzt wollen jene, die noch sehr weit zu einem Fürstenhut, oder einer Königskrone haben, sich die Freyheit erlauben, deren sich die geheiligten Hoheiten dieser Welt nicht anmassen, erst itzt wollen sie sich zu einer Unehre halten, vor dem Angesichte Gottes, fromm, andächtig, und gottesfürchtig zu seyn? Haben sie denn einen andern Gott, als unsere Könige und Kaiser haben? haben sie nicht mehr die alte Religion? Doch so ist es. Unsere überkluge Weltwitzlinge, da sie alles in Zweifel ziehen, was uns die Religion befiehlt, so können sie auch die äußerliche Andacht, und den Gottesdienst nicht dulden.

Sie

Sie streiten Gott das ausgemachte Recht an, so er über uns Menschen hat, indem, ihrem Vorgeben nach, wir nicht gehalten sind, dem Allerhöchsten weder eine äußerliche Anbethung, noch ein Opfer zu wiedmen, ob wir schon in seinen allmächtigen Händen, wie ein Geschirr in der Hand des Töpfers sind, ob wir schon nur aus seiner Gutthat Athem schöpfen, ob er schon uns erschaffen, und uns täglich erhält; denn, wie sie sagen, sind alle Menschen, wie sie sind, nicht im Stande, Gott zu ehren. Alle Gottesdienste haben an und für sich nichts, welches die Aufmerksamkeit eines ewigen, und unendlichen Wesens auf sie ziehen könnte, weil Gott viel zu hoch, als daß er von einem schwachen Geschöpfe könnte geehret werden. Deßwegen das Bethen scheint ihnen zu einfältig, eine andächtige Leibsstellung, das Kniebeugen, die Hände bey dem heiligen Opfer aufheben sind eitel Gleißnereyen, an denen Gott kein Wohlgefallen hat. So denken Leute, die zwar nur halbstudiert, doch so grundgelehrt sind, daß sie mit ihrem Witze der alten und neuen Welt trotzen, ob sie schon den ersten Grundsatz der Religion nicht wissen: Du sollst Gott deinen Herrn anbethen, und ihm

allein dienen (g). Wollet ihr annoch zweifeln, ob sie so denken? so betrachtet sie selbst bey einem Gottesdienste, wo sie erscheinen müssen, damit sie noch für Christen gehalten werden.

Aber gemach! seit wann sind diese Leute gar so witzig geworden? wer hat ihnen geoffenbaret, daß Gott unsere Andachtsübungen nicht achte, sondern verschmähe? wie beweisen sie ihren abentheurlichen Satz? Ich lasse sie nachsinnen; ich aber zeige ihnen, daß der äußerliche Gottesdienst so alt, als die Welt selbst sey. Zu allen Zeiten hat man Gott angebethet. Die Welt war der erste Tempel, den Gott selbst zu seiner Ehre gebauet, und in welchem er wollte, daß sein heiligster Name gepriesen wurde; und obschon mit der Zeit aus Abgang der Erkenntniß eines einzigen wahren Gottes der ächte Gottesdienst sich in die abscheulichsten Aberglauben bey vielen Völkern verwandelt, so, daß sie Stein und Holz göttliche Ehre weiheten, so war doch kein Volk auf Erde, welches nicht erkannte, daß der Gottesdienst ein wesentlicher Theil der Religion

(g) Matth. 4.

gion sey. Die widrige Meynung ist von allen Einwohnern der Erde, wo sie immer in einem Winkel der Welt waren, zu allen Zeiten verflucht worden. Sie begriffen aus der Vernunft, daß man einem Gott, dessen die ganze Allheit ist, ein Zeichen der Unterwürfigkeit schuldig sey. Es ist der Allerhöchste mit dem Opfer des Herzens nicht zufrieden, sondern er will von uns auch eine äußerliche, und kenntliche Ehrerbiethung. Unser Leib ist der Dollmetsch der Seele, durch welchen sie ihre Gesinnungen ausdrückt. Obschon also Gott unser Herz kennt, doch da er den Leib, wie die Seele erschaffen, so ist auch billig, daß derselbe sich krümme und beuge, und hiedurch nach seiner Art die Ehrerbiethigkeit, die Achtung und Erkenntlichkeit der Seele gegen Gott zu verstehen gebe. Haben wir nicht hierinnfalls die vernunft- und leblosen Geschöpfe zu Lehrmeistern, die das Ihrige zum Dienste des Schöpfers beytragen? Der Oelbaum schwitzet seinen edlen Saft, damit er vor dem Altare des Herrn verzehret werde. Die Biene sammelt das Wachs, die Ameise die Weihrauchkerne zum Opferduft. Der Seidenwurm liefert seine Gespunst, die Priester und Altäre zu

schmücken. Und wir Vernünftige allein, wir sollen kein äußerliches Zeichen einer Andacht bey den gottesdienstlichen Verrichtungen an uns blicken lassen? wir sollen bey dem heiligsten Opfer wie marmorsteinerne Säulen stehen, ohne ein Knie zu beugen? wir sollen uns schämen, die Hände empor zu heben, da wir jenen Gott anbethen, vor welchem die Himmelsfürsten sich auf ihre Angesichter stürzen?

Nämlich es fehlt halt wiederum an einem lebhaften, und wirkenden Glauben. Die Religion lehret uns, daß zwar aller Orten Gott uns zugegen ist, aber niemal seine Augen auf uns mehr gerichtet sind, als zur Zeit, da wir ihn anzubethen kommen. Schwebte diese Gegenwart Gottes lebhaft vor unsern Gemüthsaugen, würden wir nicht alle unsere Sinne versammeln, und unsern Leib in die ehrerbiethigste Stellung richten, da wir den heiligsten Religionsgeheimnissen entweder beywohnen, oder dieselbe selbst empfangen, ohne Acht zu haben, was andere von uns denken, oder reden werden? Ein Kriegsoffizier, wenn in einem Lustlager eine kriegerische Uebung mit Vorstellung einer Belagerung, oder eines

feind-

feindlichen Angriffes in Gegenwart des Königs aufgeführt wird, wie geflissen ist er nicht, die Befehle des kommandierenden Generals auf das genaueste zu vollziehen, und seine Pflicht auf den Punkten zu beobachten, ob es schon nicht auf Blutvergießen, oder Würgen angesehen, sondern nur ein verstelltes Treffen ist? wird er nicht auf das sorgfältigste sich hüten, daß er in seinem Dienste nicht den mindesten Fehler begeht? warum? der König ist selbst zugegen, er ist der Augenzeug der vorzunehmenden Kriegsübung, er will sich also vor seinem Monarchen Ehre machen. So viel vermag die Gegenwart eines Fürstens. Und was geschieht in der Gegenwart Gottes, da man mit den Waffen des Gebeths, und der Andacht aufzieht, das Herz Gottes, und den Himmel zu bestürmen? hat man so viel Ehrfurcht für das Aug des Allerhöchsten, als für ein paar Augen eines sterblichen Fürstens? würde man sich wohl getrauen, vor einem Großen der Welt mit solchen unanständigen Geberden zu erscheinen, als der große Gott bey seinem Dienste sehen muß? ist es nicht dahin gekommen, daß man sich wirklich schämt, andächtig zu seyn?

Allein da lachen unsere neu Modechristen schon wiederum im Traum aus vollem Halse. Nur still! wir wollen sie fortträumen lassen, vielleicht hören wir was neues. Das äußerliche Andachtsgepräng, sagen sie, ist ein gleißnerisches Wesen, das schickt sich nicht auf einen ehrliebenden Menschen, der in und nach der itzigen Welt leben muß. Man muß auf seine Ehre Acht geben. Man muß sich durch solche Andächteleyen vor ehrlichen Leuten, die doch auch Hirn haben, nicht lächerlich machen. Die sich mit diesem andächtigen Tand abgeben, sind schwache Geister, sind abergläubische Leute, eitel Gleißner —— Wie? Gleißner? schickt sich dieser Name nicht füglicher auf jene, die sich zwar mit dem Munde als Christen bekennen, aber äußerlich so gar bey dem Gottesdienste nichts christliches an sich blicken lassen? denen alles zu viel ist, was sie zur Ehre Gottes thun sollen? nach ihrem lauen Christenthume, wenn sie doch noch eines haben, soll die Verkündigung des Worts Gottes auf eine halbe, oder Viertelstunde eingeschränkt seyn, und das unblutige Opfer der heiligen Messe soll so schnell herabgehaspelt werden, als ihr Postzug zu laufen pflegt, damit ja dem Dienste

Got-

Gottes nicht zu viel geschehe, und dem Dienste der Welt nicht etwelche Augenblicke entzogen werden. Und bey diesem herabgehudelten Gottesdienste welche äußerliche Andacht, welche andächtige Leibsstellung, welche Versammlung des Geistes, und der Sinnen? Doch so muß es seyn, so muß man sich in dem Hause Gottes verhalten, wenn man nicht den unauslöschlichen Schandfleck eines Andächtlers tragen will. Ist es aber nicht eine Gattung der Gleißnerey, wenn man dessen sich schämt, was man doch selbsten glaubt, nur damit man nicht für fromm angesehen werde? denn wie kömmt es doch, daß auch jene, die sonst der Andacht nicht gar hold sind, wenn sie in eine Noth, oder Unglück gerathen, wenn sie ein schweres Anliegen drücket, von dem ihnen niemand helfen kann, als Gott, wenn ihnen die Gefahr drohet, durch einen Streithandel vor Gericht einen großen Theil ihres Vermögens zu verlieren, oder ihres Dienstes und Brodes verlustiget zu werden, oder wenn sie eine tödtliche Krankheit anstößt, die alle Arzneymittel durch ihre Hartnäckigkeit vereitelt, und dem Kranken wenig Hoffnung der Wiedergenesung überläßt, wie kömmt es, sage ich, daß in solchen

ver-

verzweifelten Umständen sie die erste sind, die fremdes Gebeth anflehen? wie geschwind müssen die armen Waisenkinder der Kirche zueilen, um ihre unschuldigen Hände zu dem Himmel um Gnade zu erheben? warum werden ganze klösterliche Gemeinden aufgebothen, um mit Gebethe, und Opfer die gewünschte Wohlthat für den Gefahr- und Nothleidenden zu erhalten? warum fliehen sie denn durch fremde Andacht zu Gott, wenn die Andachtswerke eitel Gleißnerey sind? Man spottet immer der Frömmigkeit gottesfürchtiger Seelen, und doch, kömmt man in mißliche Umstände, so schreyet man nach dem Gebethe der Frommen, will man selbst nicht bethen, so will man doch, daß andere bethen sollen. Ist das nicht eine offenbare Gleißnerey? nämlich anders denkt man bey einer lustigen Gesellschaft, und anders zur Zeit der Noth. So lang man die Hülfe des Himmels nicht nöthig zu haben glaubt, macht man sich lustig über die pfaffischen Andächteleyen. Welch ein Widerspruch entdeckt sich bey solchen Leuten, wenn man ihre Worte und ihr Betragen gegen einander hält? itzt erklären sie sich als Feinde der Andacht, und doch sind sie die erste, welche die Nase rum-

pfen

pfen, und das Maul aufsperren, wenn sie an jenen, die zum Altare des Herrn gewiedmet sind, die mindeste Unanständigkeit sehen, sie fodern von ihnen die genaueste Beobachtung ihrer geheiligten Pflichten. Sie schreyen am lautesten, wenn sie an Geistlichen, oder Ordenspersonen, eine Nachläßigkeit in ihren geistlichen Amtsverrichtungen wahrzunehmen glauben. Sie wollen, alle sollen heilig seyn, die durch ihren Stand, oder Gelübd sich von der Welt getrennet haben. Und da diese nach ihrem hohen Berufe alles thun, was zu Beförderung der Ehre Gottes, und Heiligung der eigenen und fremden Seelen erforderlich seyn mag, müssen sie doch die ersten Gleißner seyn, doch spottet man der Frömmigkeit, da man doch vielmehr Gott danken sollte, daß noch fromme und gottesfürchtige Christen auf Erde sind, die durch ihr Gebeth und Andacht die Strafkeule Gottes von der Welt abwenden. Wenn Gott nicht noch gerechte Seelen auf Erden hätte, die durch ihre Andachtswerke Tag und Nacht für Abwendung der verdienten Züchtigungen betheten, wie übel sollte es um manches Land, um manche Stadt stehen! Hätte Sodoma unter seinen Bürgern zehn Gerechte

auf=

aufweisen können, würde es niemal ein Raub der rächenden Flammen geworden seyn. Gewiß, wenn auch der Gottesdienst nichts anders wäre, als eine öffentliche Erstattung der Beleidigungen Gottes, die täglich geschehen, so hätten wir schon Ursache genug, die Fromme vielmehr zu schätzen, und zu ehren, als ihrer zu spotten; denn wer bittet Gott um Verzeihung so vieler Sünden, die täglich den Himmel bestürmen, wer dankt Gott für so viele Wohlthaten, die täglich die freygebige Gotteshand über uns herabschüttet? jene gewiß nicht, die der Weltüppigkeit sich und ihr ganzes Wesen opfern; welche die edelsten Morgenstunden mit Schlafen zubringen, oder unter dem Frisiereisen sitzen, da andere ihrem Gott in seinem Hause aufwarten. Warum soll denn fromm seyn eine Schande seyn? warum verhöhnet man die Werke der Andacht, und der Gottseligkeit?

O höchster Gott! muß ich denn schon wiederum mit dem Propheten ausrufen: Es ist keine Erkenntniß Gottes mehr auf Erden (h).

Oder

(h) Ose. 4.

Oder erkennet man Gott noch, warum ehret man ihn nicht als einen Gott? warum schämt man sich seines Dienstes? unsere sinnliche Welt hat den Gottesdienst eingeschränkt bis auf eine halbstündige Messe, und wie stellt man sich bey diesem anbethenswürdigsten Opfer ein? scheint es nicht, man habe sich für den Winter und Sommer von der äußerlichen Andacht frey gemacht? im Winter muß der Schliefer, der herzige Schliefer helfen; denn es wäre Schade, wenn man die zarten Finger in der Kirche der Kälte aussetzen sollte; bey einer Schlittenfahrt schadet es freylich nicht, wenn man schon vor Frost fast erstarret. In dem Sommer weis man die Hände schon auf andere Art zu unterbringen; die scherzhafte Uhrkette hat bey einem Geschlechte, und bey dem andern der artige Fächer niemal mehr zu thun, als zur Zeit des Gottesdienstes, nur damit man kein äußerliches Zeichen der Andacht von sich darf blicken lassen. Ist aber dieß nicht gleißnerisch gehandelt, wenn man unter Christen nur deßwegen erscheinen will, damit man nicht für einen Atheisten gehalten werde? wie soll Gott ein solches unartiges,

und ungebärdetes Andachtsopfer gefallen, und wie soll sich der Nächste daran erbauen?

Zweyter Theil.

Auf diese letzte Frage glauben unsere Träumer keine Antwort schuldig zu seyn, sondern sie schütteln im Traume den Kopf, und wollen nichts wissen von einer Pflicht, den Nebenmenschen durch die Frömmigkeit zu erbauen; vielmehr träumen sie noch immer fort; fromm seyn sey vor der itzigen Welt eine schlechte Ehre; denn wir leben wirklich jene Zeiten, wo man die Menschen mehr fürchtet als Gott, und man unterläßt leicht das Gute, und übet das Böse, nur den Menschen nicht zu mißfallen, man bedenket aber nicht, daß man eben hiedurch von den Pflichten des Christenthums abweicht. Ein Christ muß großmüthig, und auf alle Spöttereyen der Gottlosen taub seyn, wenn er sein Gesetze erfüllen will. In der Lehrschule Christi hören wir ganz andere Grundsätze, als uns die Welt vorprediget. Unter andern ist auch dieser der richtigste, daß wir unsern Mitbrüdern das gute Beyspiel schul-

schuldig bleiben. Diese Pflicht schärfet uns unser göttliche Gesetzgeber an mehrern Orten seines Evangeliums ein. Itzt giebt er uns die brennende Kerzen in die Hand, damit wir andern mit unserm Tugendwandel vorleuchten. Bald sagt er uns: Euer Licht soll leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen, und den Vater loben, der im Himmel ist (i). Bald drohet er uns mit der ewigen Verwerfung, wenn wir andern durch Worte oder Thaten eine Ursache zum Falle werden, indem er spricht: Weh der Welt um des Aergernisses willen. Wer aber einen aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, wenn ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meers versenket würde (k).

Schon genug göttlicher Lehrmeister! wir verstehen schon aus diesem, daß einem Christen nichts erschrecklichers seyn soll, als das Aergerniß; und hingegen ihm nichts näher am

(i) Matth. 5.
(k) Matth. 18.

Herze liegen soll, als das gute Beyspiel. Oder was soll ihn von Erfüllung dieser Pflicht abhalten? Vielleicht der Weltbrauch, vielleicht das menschliche Ansehen, oder das Hohngeschrey der Spötter? nein! sagt Christus, auch so gar die grausamste Gewalt nicht. Ihr sollet euch, sagt er seinen Bekennern, ihr sollet euch nicht schrecken lassen von denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht erwürgen können (l). Hier muß die christliche Tugend ihre Stärke zeigen, wenn Verfolgung, Verhöhnung, und Verspottung auf sie stürmet; denn Paulus hat allen Gerechten kein anderes Schicksal vorgesagt, als daß sie werden Verfolgung leiden müssen, wenn sie in Christo Jesu fromm werden leben wollen (m). Die ersten Christen mußten die erste, und stärkste Probe aushalten. Sie hatten das ganze Heidenthum, und Jüdenthum zum Feinde. Man spottete ihrer als wahnwitziger, und bethörter Leute. Ihr Eifer bey dem Gottesdienste wurde als abergläubisch ausgezischet. Allein ihre großmüthi-

ge

(l) Luc. 12.
(m) 2. Timoth. 3.

ge Tugend siegte über alle diese Spöttereyen, und war ihr Beyspiel so fruchtbar, daß es auch die Feinde zur Nachfolge zog.

Nämlich ein guter Christ, wie ich schon öfters gemeldet, muß niemal vergessen, daß er ein Wanderer ist, der nur nach seinem Ziele sich sehnet, und nur an den Zweck seiner Reise gedenkt. Er giebt nicht Acht, was andere in jenen Orten thun, die er durchreiset, sondern ist nur bedacht, daß er den rechten Weg nicht verfehlet. Also wir Christen müssen durch die Welt wandern, ohne daß wir auf die Gebräuche, und Lebensart anderer schauen. Wir müssen unempfindlich seyn so wohl über das Lob des Schmeichlers, als über das Gespötte des Lästerers, und wir müssen nur merken auf die Stimme unsers Gottes, der zu uns redet. Wir können zwar den Spöttern nicht entgehen. Auch so gar Magdalena hat unter den Jüngern Christi einen Judas gefunden, der über die Ausgießung der kostbaren Salbe gemurret. Es ist in unserer Christenwelt kein Land, und in dem Land keine Stadt, und in der Stadt fast kein Haus, wo alle Freunde der Tugend und Frömmigkeit sind. Wir müs-

sen leben in eben demselben Gewerbe, in der Handlung, in der Werkstätte, in dem Dienste, wo wir mit Bösen umgeben sind, die uns als Bethbrüder, als Andächtler, als besondere Menschen ausschelten; denn man kann in unserer Welt die Gebothe Gottes nicht halten, noch einem tugendhaften Leben sich ergeben, daß man nicht den Vorwurf hören muß, man schicke sich nicht in die Welt, man lebe nicht, wie andere Menschen. Man wird uns sagen, man könne ein guter Christ seyn, ohne daß man sich viel mit der Andacht schleppe, öfters bey den Gottesdiensten, oder Predigten erscheine. Allein wir müssen allezeit gedenken, daß wir ein Schauspiel sind geworden der Welt, den Engeln, und den Menschen (n). Wir müssen eben darum, weil wir unter Gottlosen wohnen, uns des guten Beyspiels befleißen, weder das Hohngeschrey, noch die Verachtung soll unsere Tugend stöhren, noch uns von dem Dienste unsers Gottes oder dem öftern Gebrauche der heiligen Sakramente abhalten.

(n) 1. Corinth. 4.

Ich verstehe zwar wohl, woher diese Schüchternheit rühret, die viele aus den Christen abhält, daß sie sich nicht getrauen öffentlich eine Frömmigkeit zu bezeigen. Leute, die nach den Grundsätzen unserer dermaligen Welt sich richten wollen, suchen nichts so sehr als ihre Ehre, und nichts fliehen sie mehr, als was ihnen eine Beschämung zuziehen kann. Aber sie machen sich einen ganz unächten, und falschen Begriff von der wahren Ehre. Sie glauben recht rühmlich zu handeln, wenn sie nur jenen sich ähnlich machen, die mit ihnen gleiches Standes und Sinnes sind; auf das Urtheil anderer, die doch den größern Haufen ausmachen, haben sie keine Acht. Und dahero wollen sie nichts wissen von der Pflicht, ihre Mitmenschen durch ihr Beyspiel zu erbauen, sondern sie halten jene für schwache, und niederträchtige Seelen, die sich an ihrem Betragen stossen. Aergerniß ist also bey ihnen nichts, als eine Einbildung blöder Geister. Man muß aber ihnen aus dem Traume helfen, und ihnen frey sagen, daß es eine unablegliche, und allen Christen, wessen Standes sie auch immer sind, gemeine Schuldigkeit sey, niemand Aergerniß, sondern allen ohne Ausnahme er-

bauliches Beyspiel zu geben. Wissen sie nicht was Aergerniß ist? so hören sie den heiligen Basilius? Aergerniß ist, sagt er, was immer zum Abfall von der Wahrheit, welche nach der Frömmigkeit gerichtet ist, den Menschen abführt, oder zu einem Fehler reizet, oder zur Bosheit anweiset (o). Dieser Lehre zufolge ist nicht vonnöthen, um des Lasters des Aergernisses sich schuldig zu machen, daß man durch seine Handlung geradehin seine Absicht auf den geistlichen Fall seines Nächsten richtet; denn einer solchen Gottlosigkeit ist nur der Satan, oder ein verteufelter Böswicht fähig. Es ist auch nicht nöthig, daß man etwas thue, oder unterlasse, mit dem Vorhaben, den andern von dem Guten ab, oder zum Bösen anzuführen, sondern es ist genug, daß unsere Handlung oder Unterlassung so beschaffen, daß dieselbe einer Seele Gelegenheit zum Anstoß gebe, genug, daß sie aus sich selbst, und aus ihrer Natur fähig ist, eine böse Wirkung in unserm Mitbruder zu machen, weil wir hiedurch uns in Gefahr setzen, eine Seele, für welche Christus gestorben, von

der

(o) S. Basil. Tract. de Baptis.

der Liebe Gottes, und von der Treue, so sie ihm schuldig ist, abzuziehen. Es ist also eine allgemeine, und unablegliche Pflicht, alles Aergerniß zu vermeiden, und unsere Mitchristen durch einen tugendhaften Wandel zu erbauen. Und wo ist ein Stand, der von dieser Pflicht eine Ausnahme machen darf?

Itzt, gut gesittete Welt! fodere ich von dir ein unpartheyisches Urtheil. Wer hat Ursache sich zu schämen, jene, die nach dieser Vorschrift leben, oder jene, die der Frömmigkeit Hohn sprechen? wer ist aus den Vernünftigen, der sich nicht an einem frommen Tugendwandel mehr erbaut, als sich ärgert? welch schöne Beyspiele haben uns nicht unsere Vorältern hinterlassen, die ihnen nicht zur Schande, sondern zur unsterblichen Ehre gereichen? müssen wir nicht unsern alten Deutschen noch in ihrer kalten Aschengruft den Ruhm lassen, daß sie durch ihre Frömmigkeit und Gottesfurcht sich um die Christenwelt bestens verdient gemacht? denn wem als ihrem gottseligen Eifer haben wir jene Gotteshäuser zu verdanken, in welchen noch heut zu Tage dem Herrn der schuldigste Dienst, und das heiligste Opfer

entrichtet wird? Durchlesen wir die letzten Willensmeynungen, und die frommen Vermächtnisse dieser ehrlichen und gutkatholischen Deutschen, finden wir nicht zu unserer Erbauung die trefflichsten Merkmale ihrer freygebigen Andacht, mit welcher sie das Christenthum bestralet, und die spate Nachwelt beleuchtet haben? wir sehen noch ihre Bildnisse in den alten Kirchen, oder auf ihren Grabstätten, wie sie auf ihren Knien vor dem Gekreuzigten mit andächtigsten Gebärden liegen. Sollte man unsere neue Modechristen nach der Natur malen, so müßte man ihnen statt des Rosenkranzes einen Spatzierstock, und statt des Bethbuches eine Tabatier, oder eine Sackuhr in die Hand geben; denn diese machen bey ihnen in der Kirche und bey dem feyerlichen Gottesdienste die ganze Andacht aus. Man denkt nicht mehr, daß man seinem Nächsten ein gutes Beyspiel zu geben schuldig sey, da doch diese Pflicht niemand sollte heiliger seyn, als jenen, die an Würde über andere ausehen. Sollte auch der Eifer für das eigene Heil nichts vermögen, so sollte man doch der Frömmigkeit sich befleissen, damit man andere auferbaue. Allein wir haben uns wirklich von der Auf-

richtigkeit

richtigkeit und Einfalt unserer Väter so weit gemacht, daß wir uns schämen nach ihrer Art zu Gott zu bethen. Wir führen in unserer Andacht eine Sprache, die mit jener des Herzens nicht übereinstimmt. Das heilige Vater unser, jenes göttliche Gebeth scheint uns zu einfältig und zu spröde zu seyn. Man schämt sich in die Predigten zu gehen; denn diese gehören nur für das gemeine Volk. Es kömmt so weit, daß man sich schämt, zur Zeit der Krankheit sich öffentlich versehen zu lassen; denn dieß wäre die größte Schande, wenn man nach Art gemeiner Leute die heiligen Sterbsakramente empfienge. Man geht zur Messe, wie in ein Komödienhaus, das ist, ohne einzige Vorbereitung, indem man mehr bedacht ist auf den Aufputz des Leibes, als auf die Andacht des Geistes. O wie sehr schlagen wir aus der Art! wer sollte glauben, daß wir von jenen alten Deutschen abstammen, die nur den Himmel und die Ehre Gottes hoch und werth schätzten? O welche Zeiten! ein Christ zu seyn, kostet heut zu Tage beynahe nichts, und gleichwohl schämen wir uns, öffentlich das Christenthum zu bekennen.

Allein ich werde mit meiner Klagstimme über die Lauigkeit unserer dermaligen Zeiten schon wieder nicht recht kommen; denn man wird mir leicht sagen können, die wahre Frömmigkeit bestehe nicht in dem äußerlichen Gottesdienste, sondern in einem redlichen Herzen, welches Gott erkennet und anbethet. Fromm seyn heisse nichts anders, als ehrlich vor der Welt wandeln, und in seinem Umgange Rechtschaffenheit bezeigen. Bethen und andere Werke der Gottseligkeit seyen ohnehin nichts anders, als eine mechanische Andacht, die zu nichts taugt, als die Einfalt zu täuschen. Diesen Irrwahn habe ich zwar schon in einer besondern Predigt widerlegt; doch wir wollen den Satz annehmen; fromm seyn heisse nichts anders, als ehrlich wandeln. Wer es also ehrlich mit Gott meynt, muß sich nicht schämen, die Religion, der er beypflichtet, öffentlich zu bekennen, und durch was, als durch die äußerlichen Werke des Glaubens? wer ehrlich denkt, muß seinen Nächsten ansehen, als einen Menschen, der aus Leib und Seele besteht, und will er ein wahrer Menschenfreund seyn, so muß er nicht nur das leibliche, sondern auch das geistliche Wohl seines Mitmen-

schen

schen sich angelegen seyn lassen, und er muß jenes aus dem Wege räumen, was ihm einen geistlichen Schaden bringen kann. Wirft er ihm den Stein des Anstosses unter die Füsse, an dem seine Seele strauchelt, so verräth er sich selbst, daß er nur den halben, nicht den ganzen Menschen liebt, weil er für den edlern Theil seines Wesens sich wenig bekümmert. Wie kann sich aber der Nächste erbauen, wenn er an so rechtschaffenen Leuten kein Zeichen eines Christenthums siehet, auch dort, wo der einzige Ort ist, wo sie sich als Christen zeigen, und dem höchsten Wesen durch die Andacht huldigen sollten? wo bleibt die Rechtschaffenheit gegen Gott und die Welt?

Was ist aber endlich die Ursache des erbärmlichen Verfalles der christlichen Andacht, und der Gottesfurcht? die Antwort werden wir leicht in unserm eigenen Busen finden, wenn wir nur die Stimme unsers Gewissens hören wollen. Wir lassen uns durch den Weltbrauch, und durch menschliches Ansehen verführen, welches so lächerlich, als lasterhaft ist. Wir fürchten uns, unsern Gott zu ehren, und diesem höchsten Wesen mit gebührender

Ehr-

Ehrfurcht zu huldigen, nur damit wir nicht frömmer scheinen, als andere. Wir bewaffnen unsere Seele und Sinne auf eine gewiße Art wider die Wahrheit, und alle Religionsübungen sehen wir als Zeichen einer Schwachheit und Niederträchtigkeit an. Wir hören mit kalter Gelassenheit, wie man auf Kösten der Religion lästert, und die heiligsten Andachtsübungen in die Reihe der Aberglauben setzet, solche Lästerungen verehren wir wie Orakelsprüche, und ein solcher Spötter, den man vor vierzig Jahren in keine Gesellschaft aufgenommen hätte, ist itzt der artigste Mensch. Daher kömmt es, daß man sich wirklich eine Ehre daraus macht, gottlos zu seyn, eben wie man sich vor Zeiten rühmte ein Christ zu seyn. Umsonst seufzen die Seelenhirten über dieses Verderbniß. Man lacht ihrer, man verachtet sie, und ihre Worte, welche die Wahrheit selbst sind, werden für Betrügereyen und blinde Vorurtheile angesehen. Ja man schämt sich mehr ein guter Christ zu seyn, als ein Freydenker zu heißen. Der Christ ist mitten in der Christenheit der Gegenstand des Spottes, und der Verachtung. Daher getrauen sich auch die noch besser gesinnte nicht, der Frömmigkeit

migkeit und Gottesfurcht sich öffentlich zu ergeben, sondern sind gezwungen, wie Nikodem, geheime Jünger Jesu Christi zu seyn, aus Beysorge, sie möchten andern zum Gelächter werden. Andere hingegen lassen sich durch die Weltbräuche von dem Tugendwege zurückhalten, wie sie den heiligen Augustin vor seiner Bekehrung zurück gehalten. Sie fürchten die Vorwürfe und Schmähungen der andern, mit denen sie umgehen müssen, und wollen lieber mit ihnen zu Grunde gehen, als ihnen widerstehen. Genug! die Zeit ist gekommen, wo man die Stimme erheben, und Israel seine Laster vorstellen muß, jene Zeit, welche daniel beschrieben, welche Ezechiel vorgesehen, und deren Greuel Jeremias mit diesen Worten voller Schmerzen und Bitterkeit ausgedrückt: Die Priester seufzen, Jerusalem ist in Trauer und Betrübniß versetzt, man spottet unserer Ceremonien und Feyerlichkeiten, und der Gerechte verbirgt sich wie ein Straus in das Innere der Wüste (p).

(p) Thren. 4.

Beschluß.

Zu euch kehre ich zurück, ihr Gerechte, die ihr Gott noch getreu bleibet, und euch muß ich sagen, ihr habt nicht Ursache euch zu schämen gute Christen zu seyn. Lasset euch von einem frommen und auferbaulichen christlichen Wandel durch das Geschrey der Tugendfeinde nicht abschrecken. Sie liegen zwar itzt euch stets in den Ohren, fromm seyn, andächtig seyn, sey ein niederträchtiges altväterisches Wesen, es schicke sich nicht auf einen Menschen, der in der itzigen Welt leben muß, da ihnen doch die Vernunft und das Gewissen sagt, daß fromm seyn keine Schande weder vor Gott, dem wir zu dienen schuldig, noch vor der ehrlichen Welt, der wir mit gutem Beyspiele vorzuleuchten aus göttlichen und natürlichen Gesetzen verbunden sind. Aber glaubt ihr, daß diese Spötter allezeit aus dem nämlichen Tone sprechen werden? wird sich nicht ihr höhnisches Lachen in ein wehmüthiges Aechzen verändern, wenn jene Stunde kommen wird, welche ihnen die Herberge aufkünden, und sie aus dieser Welt jagen wird? Gehen wir nur hin zu dem Sterbbette eines solchen

Welt-

Weltsklaven, wo er nicht nur mit tödtlichen Schmerzen, sondern auch mit seinem eigenen Gewissen ringet. Betrachtet ihn bey dem Nachtlichte, welches ihm zum letztenmal auf dieser Welt leuchtet. Sag, Elender! ist es noch eine Schande, fromm und christlich leben? wäre es itzt nicht besser für dich, Gott als der Welt gedient zu haben? was giebt dir itzt die Welt auf die Reise, welcher du deine besten Lebensjahre geopfert hast? wo sind itzt deine guten Werke, wo deine Verdienste, die du dir gesammelt, und die dich in die Ewigkeit begleiten? Wo sind die guten Beyspiele, die du deinem Nächsten schuldig warest? hast du nicht im Gegentheile durch dein gottloses Spotten viele Seelen geärgert, und von Gott abgezogen? vielleicht warten schon einige in jener Welt auf dich, welche du verführet, und die itzt wider dich Rache schreyen. Alles hast du gethan, nur der Welt zu gefallen, nichts für Gott. So gehe nun hin in die Ewigkeit. Dort wird jener dein Richter seyn, der betheuret hat: **Wer sich meiner schämt vor den Menschen, dessen werde ich auch mich schämen vor meinem Vater** (q). Amen.

Zehen-

(q) Luc. 9.

Zehente

Fastenrede.

Vorspruch.

Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist itzt näher, als da wir geglaubt haben. Röm. 13. v. 11.

Alles hat seine Zeit, auch so gar das Sterben. Unser ganzes Leben ist in seine Zeiten eingetheilt. Es war eine Zeit, wo wir gebohren worden, eine Zeit, wo wir erwachsen sind, eine Zeit, wo wir in gestandenem Alter bestehen, und es kömmt eine Zeit, wo wir wieder zu leben aufhören werden. Wir schliefen von Ewigkeit her in dem unermessenen Schooße des Nichts, und wir werden in dem Grabe wieder schlafen, bis uns der englische Posaunenstoß aus dem Schlafe aufwecken wird. Nur der Zwischenraum zwischen der Wiege, und der Todtenbahre ist uns gegönnet, wo wir

wachen,

wachen, und für den Himmel, und unsere Seele arbeiten können. Und auch diese Zeit, wie flüchtig eilet sie vorbey? wie in einem Fluß eine Fluthe die andere forttreibt, so stößt eine Stunde die andere, ein Augenblick den andern fort; und gleichwie das Wasser, welches gestern zwischen unsern Ringmauern vorbeygeflossen, aus unsern Augen verschwunden, also haben sich die verflossenen Zeiten aus unserm Gesichte verloren, und wir haben von ihnen nichts mehr, als das Angedenken, daß sie einmal gewesen. Von dem gestrigen Tage haben wir nichts mehr, und von dem heutigen übrigen uns nur noch etwelche Stunden, und so wird auch der morgige sammt den noch übrigen vergehen. Auf diese Art werden wir ganz still, und unvermerkt an die Gränze des Todes getragen. Glückselig also jener, der die flüchtigen Stunden seines Lebens wohl beobachtet, und zu seinem ewigen Heile verwendet; denn wir haben nichts kostbarers, als die gegenwärtige Zeit.

Nur zu bedauren ist, daß wir ihren Werth so wenig erkennen, und mit derselben so verschwenderisch umgehen. Wir schlafen, da wir wachen sollen, und wir wollen erst dort

zu wachen anfangen, da der Todtenschlaf schon beginnet in die Augen zu rücken; denn was ist der grösßte Theil unsers Lebens, als ein beständiger Schlummer, wo wir mit dem Welttand uns beschäftigen, und selten ernsthaft für unsere Seele denken. Wir legen uns unter dem Weltgetümmel, wie bey einer Nachtmusik schlafen, und schlafen fort, bis der Tod mit seiner Sense an die Thür stößt, nicht anderst, als wie jene thörichten evangelischen Jungfern, welche zu eben jener Zeit, da sie hätten wach seyn sollen, von dem Schlafe überfallen das matte Haupt auf die faulen Hände sinken ließen. Sie schliefen bey der leeren Oellampe, bis das Geschrey von dem ankommenden Bräutigame sie erweckte, und da fanden sie die Thür geschlossen. Dieß ist die natürliche Schilderung eines grossen Theils der Christen, welche für alles sorgen, nur für ihre Seele nicht. Sie bringen die beste und meiste Zeit zu mit Nichtsthun; denn was nicht für die Ewigkeit geschieht, ist für nichts zu halten. Des Joches des Gesetzes sind sie überdrüßig, sie unterhalten sich also mit nichtswerthen Beschäftigungen, und lassen sich träumen, an das Heil ihrer Seele zu denken sey noch allezeit Zeit. Indessen gehen

die

die kostbarsten Stunden dahin, der Tod rückt wie ein Nachtdieb mit leisen Schritten herzu. Sie erwachen endlich, aber finden nichts, als leere Ampeln, ich sage, ein Gewissen, welches von guten Werken entblößet ist. So erhebe ich denn zum letztenmal die Stimme, und rufe mit einem Paulus die Stunde aus: Brüder! Nun ist die Stunde da, daß wir vom Schlafe aufstehen; denn unser Heil ist izt näher, als da wir geglaubt haben.

Ach des ungestümmen Nachtwächters! wird er denn noch nicht schweigen? weis er denn sonst nichts, als uns mit so fürchterlichen Erinnerungen von dem Tode, von dem Gerichte, von der Ewigkeit zu schrecken? So murren unsere Träumer, weil sie ihren Schlaf lieben. Alles ist ihnen verhaßt, was ihre falsche Gewissensruhe stöhret. Sie bilden sich kräftig ein, man müsse sich der günstigen Lebenszeit zu seiner Ergötzung bedienen, so lang man gesund ist; für ein künftiges Leben zu sorgen, werde man noch leicht eine Zeit finden, sollte es auch noch die letzte Lebensstunde seyn. Sie wollen also ein bußfertiges Ende an ein üppiges Leben knüpfen, und eine große Anzahl der

Jahre, in welchen sie unchristlich gelebt, mit einem christlichen Augenblicke beschließen. Indessen sagen sie, weil wir nicht wissen, wie lang wir leben, müssen wir uns auf der Welt lustig machen. Verkehrter Vernunftschluß! ich hätte vielmehr gehofft, man würde also folgern: weil das Leben des Menschen kurz ist, muß man Gutes wirken, da es noch Zeit ist. Sehet wie albern unsere Modechristen in ihren Träumen vernünfteln. Man muß sie also aufwecken, damit sie in ihrer Schlafsucht nicht unglückselig sterben. Ich vermeynte zwar heut den Morgensegen anzustimmen, weil ich hoffte, der Tag des Heils werde endlich für unsere Träumende aufgehen. Allein da ich noch so viele in tiefem Schlafe versenkt finde, muß ich die Stunde bey hellem Tage ausrufen, da ich sage: der Mißbrauch der Zeit ist höchst unbillig, höchst schädlich: erstlich höchst unbillig, weil hiedurch Gott die größte Unbild geschiehet. Zweytens höchst schädlich, weil er dem Menschen den größten Schaden bringt. Ich zeige also schließlich Gott als den Urheber aller Zeiten. Die Abhandlung ist wichtig, und sie ist ernsthaft. Man muß nicht glauben, Predigten seyn wie

Komö-

Komödien, wo auf ein bewegliches Trauerspiel insgemein ein lustiges Nachspiel folgt. Nein! wie der Anfang, so muß das Ende seyn. Seyd bereit.

Erster Theil.

Der Mißbrauch der Wohlthat ist eine Beleidigung des Wohlthäters, ist ein Satz, den wohl niemand läugnen wird, der noch Vernunft, und menschliches Gefühl hat. Wir Menschen sind Geschöpfe, die sowohl ihr Daseyn, als ihre Erhaltung dem Schöpfer zu verdanken haben; unter so vielen Gutthaten aber, die wir täglich von seiner gütigsten Hand empfangen, ist kaum eine größere, als die edle Zeit, die der Herr uns gönnet, um unser Heil zu wirken, und uns Verdienste für die Ewigkeit zu sammeln. Er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, damit alle seine Güte erkennen, und er läßt auch jene von dem Tageslichte bescheinen, die der ewigen Finsterniß würdig wären. Ein jeder Tag, der uns aus dem gepurperten Morgen anbricht, ist für uns eine neue Gutthat, die uns zum Lobe un-

sers Gottes ermuntern soll, indem wir ohne unser Zuthun, oder Verdienen nach zurückgelegten Nachtschatten den holden Tag wieder erblicken. Viele haben dieselbe Nacht ihr Leben geschlossen, und die aufgehende Sonne nicht mehr gesehen; wir aber leben noch, und wir leben gesund. Wir achten zwar diese Wohlthat nicht, weil sie uns nicht mehr neu ist; wir werden sie aber schätzen lernen, wenn uns die Zeit verlassen, und eine Nacht kommen wird, auf welche kein Tag mehr folget. Jene könnten uns den Werth der Zeit am besten beschreiben, die itzt nicht mehr in der Zeit sich befinden, sondern von der Ewigkeit verschlungen sind. Allein wir wollen nicht erst von den Todten lernen, was wir bey gesunder Vernunft selbst begreifen können. Es war eine geraume Zeit, wo wir nicht waren. Der Herr hat uns an das Tageslicht hervorgezogen. Er hat uns durch so viele Tage, Wochen, Monathe, und Jahre erhalten. Und wer weis, wie lang er noch viele aus uns erhalten wird? vielleicht bis in das späteste Alter. Er färbet alle Tage die Morgenröthe, die uns den Tag verkündet, er giebt dieser un-

ungeheuren Feuerkugel, der Sonne, Licht und Stralen, die den Tag ausmachen.

O gütigster Schöpfer! warum stimmen deine vernünftigen Geschöpfe nicht alle Tage dir Lobgesänger an, um deine Güte zu preisen? wären wir nicht die Undankbarsten, wenn wir die edelste Gabe der Zeit, dieses kostbare Kleinod, zu etwas anders, als zur Ehre Gottes, und zu unsern Berufsgeschäften verwendeten? denn warum gönnet uns der Himmel oft eine so lange Lebensfrist, als daß wir Gott dienen, unser Heil wirken, und für die Ewigkeit arbeiten sollen? Mein Sohn! sagt der Sohn Syrachs, gieb Acht auf die Zeit, und hüte dich von dem Bösen (a). Auch so gar die Kinder dieser Welt wissen den Werth der Zeit zu schätzen, sie lassen keine Gelegenheit ausser Acht, die zu ihrem Gewinnst günstig seyn kann. Der Gärtner beobachtet genau die Zeit, wann die Bäume zu stutzen, das Frühbette anzubauen, die Pflanzen in die kalte Erde zu versetzen. Der Bauersmann schaut auf die Zeit, wann die Erde seiner Grundstü-

(a) Ecclesiastici 4.

cke mit dem Pflugeisen aufzureissen, wann der Saame auszuwerfen, wann das zeitige Getraid einzuschneiden. Der Handelsmann ist aufmerksam auf die Zeit, wo er seine Waaren kann absetzen, er sucht nach in seinem Kalender, an was für Tagen, und Orten Jahrmärkte, oder Messen gehalten werden, er besucht sie, um nur keine Gelegenheit, sich Geld zu machen, zu verabsäumen. So klug ist das Geschlecht der Menschenkinder in Beobachtung der Zeit, und Einrichtung der Geschäfte.

Christen! muß ich noch fragen, was ist unser Geschäft, oder zu was verleihet uns Gott die edle Zeit? wir können, und müssen es wissen, wenn wir nicht unsere Taufpflicht schon gänzlich vergessen haben. Wir haben dort bey dem geheiligten Taufsteine unserm Gott durch den Mund der Taufpathen im Angesichte der Kirche eine unverbrüchliche Treue versprochen. Wir haben uns anheischig gemacht, seine Gebothe zu halten, und den Glauben zu bewahren. Wir haben dem Satan und allen Werken der Finsterniß abgeschworen. Dieses Taufverlobniß, wenn wir wahre Christen sind, haben wir erneuert, so bald uns die auf-

gehende

gehende Vernunft einen Begriff von dem Christenthume, und unserm heiligen Berufe hat beygebracht, oder die Aeltern uns unsers gethanen Versprechens erinnert haben. Wir sind also gleichsam Leibeigene Gottes, wir sind seine Knechte, wir stehen in seinen Diensten. Wir sind die Bauleute, die den Garten des Herzens pflanzen, und himmelswürdige Früchte hervorbringen müssen. Wir sind Handelsleute, die mit dem uns verliehenen Pfund für den Himmel wuchern müssen; denn Gott hat einem jeden sein Talent anvertraut, mit dem wir Gewinnste machen sollen: Handelt, sagt er uns, bis ich wieder komme (b). In dieser Absicht hat er uns eine gewisse Zeit ausgesteckt, wie abermal der Sohn Syrachs spricht: Der Herr hat dem Menschen eine Anzahl der Tage, und die Zeit verordnet (c). Er läßt uns die Sonne aufgehen durch dreyßig, vierzig, fünfzig, und noch mehr Jahre. Eine schöne Zeit!

Nun wer begreift nicht, daß wir untreue Knechte seyn würden, wenn wir die uns verliehenen

(b) Luc. 7.
(c) Ecclesiast. 17.

liehenen Gaben vergraben, und die goldenen Lebensstunden in trägem Mißiggange verzehren, oder in mattem Schlummer zubringen wollten, da wir nicht wissen, wann unsere Zeit aus ist, und der Herr kömmt, uns zu richten? Unsere ersten Christen hielt diese Ungewißheit stets wachbar. Sie erinnerten sich immer des Bundes, den sie mit der Kirche, ja mit Gott selbst aufgerichtet. Sie hielten jene Zeit für verlohren, die sie nicht zur Ehre Gottes, für ihr Heil, und den Himmel verwendeten. Sie bedienten sich dahero dieser Welt nur obenhin, und zur Nothdurft, und sie sahen dieses sterbliche Leben an, als wenn sie in einem Gasthause sich aufhielten, in welchem man nur aus und eingehet. Alle Tage waren sie zum Sterben bereit, weil ein jeder Tag ihnen den Tod drohete; denn sie sahen, wie ihre Mitbrüder täglich und stündlich unter dem Mordeisen der Wütheriche erblaßten; deßwegen fanden sie keine Zeit, sich der Ueppigkeit zu überlassen, weil sie niemal sicher waren, wann die Reihe an sie kommen würde. Sie legten sich nicht zur Ruhe nieder, daß sie nicht ihre Bettstätte als ihr Todtengrab ansahen, und wenn sie aufwachten, betrachteten und erwägten sie,

daß

daß nach diesem hellen Morgenlichte der finstere Abend ihres Todes erfolgen könne. Die stete Furcht des Todes lehrte sie also, wie sie die Zeit gut verwenden sollten; denn die Lehre ihres göttlichen Gesetzgebers lag ihnen stets in den Ohren und in dem Herzen: **Wachet; denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde, wann der Herr kommen wird** (d). Allein obschon diese Zeiten vergangen sind, so wollen wir doch noch Christen heissen. Die Zeiten mögen sich ändern, wie sie wollen, so wird sich doch das Gesetze und unsere Pflicht nicht ändern. Wir bleiben noch immer schuldig, dem Herrn aller Zeiten unsere Lebenstage zu weihen, und unsere Berufsgeschäfte zu seiner Ehre, und zu ihm als unserm letzten Ziele zu richten; es bleibt noch allezeit wahr, daß vom guten oder bösen Gebrauche der Zeit unsere ewige Glückseligkeit, oder Unglückseligkeit abhange, und ist die Unbild gegen Gott desto größer, wenn wir die liebe Zeit zu seiner Beleidigung mißbrauchen, nachdem wir in ungestörter Ruhe und Frieden Gott dienen können. Der Herr hat nicht deßwegen seiner

Kirche

(d) Matth. 24.

Kirche friedlichere und ruhigere Zeiten verschafft, damit ihre Kinder durch Schwelgen, und alle Gattungen des Muthwillens die Zeit ihm abstehlen sollten, wie die Israeliten, welche, da sie sorgenfrey waren, und von Feinden nichts zu fürchten, von Hunger und Durst nichts zu leiden hatten, sich eine kälberne Gottheit machten, und anfiengen zu essen und zu trinken, zu spielen und zu springen (e). Nein! haben sich schon die Verfolgungen gelegt, so muß uns doch eben jene Ursache zu guter Verwendung der Zeit antreiben, welche die ersten Christen angetrieben; denn sind schon die alten Wütheriche gestorben, so wüthet doch noch der alte Tyrann des Menschengeschlechts, der Tod, der täglich unsere besten Freunde uns von der Seite reisset. Gehen wir nur hin zu den Gräbern der Erstorbenen, dort sehen wir ihre Bildnisse, und wir lesen in ihren Grabschriften die Namen derjenigen, die wir in ihrem Leben wohl gekannt haben. Dort finden wir unsern Bruder, da unsere Schwester, hier unsern nächsten Befreundten, da unsern Nachbar und Verwandten, dieser ist durch gählingen Zufall, jener durch schnellen

Tod

(e) Exod. 32.

Tod hingeraffet worden. Was würden diese geben, wenn sie noch eine Zeit erkaufen könnten, und was würden sie thun, wenn sie noch einmal zu leben anfangen könnten? Allein für sie ist keine Zeit mehr, sie sind in der Ewigkeit. Uns ist die Zeit noch günstig, wir leben noch, uns bescheinet die Sonne noch, und zwar nur aus Gnade unsers Gottes.

Hier kömmt mir eben eine andere Unbild zu Sinne, die wir Gott durch den übeln Gebrauch der Zeit zufügen, und die meines Erachtens die größte ist. Nichts ist, was Gott an uns sündhaften Menschen mehr mißfallen muß, als der Mißbrauch seiner unbegreiflichen Langmuth, mit der er uns in wirklichem Sündenstande auf Erde geduldet. Wir sündigen, und dieses wäre endlich unserer menschlichen Schwachheit noch zu verzeihen. Aber wir verzögern nach der Sünde die Rückkehre zu dem beleidigten Gott oft eine geraume Zeit, und dieses ist, was unsere Vermessenheit unendlich vergrößert. Wir sind nicht zufrieden, daß wir uns durch die Sünde als Feinde Gottes erklären, sondern wir verharren in dieser Feindschaft ganze Wochen, Monathe, und vielleicht ein ganzes Jahr, ohne durch die Reue unsere

Thor-

Thorheit zu verfluchen, und durch die Buße uns zu Gott zu wenden. Wodurch wir sattsam zu verstehen geben, daß es uns nicht nur nicht schmerzet, Gott verlassen zu haben, sondern wir heissen die erste ihm zugefügte Unbild durch unsere Verzögerung, und verschobene Bekehrung noch gut. Ja wir setzen der ersten die zweyte, die dritte, ja vielleicht die hundertste Sünde noch bey, nur weil die Zeit und die Gelegenheit uns günstig, und weil Gott noch langmüthig ist. Gott gönnet uns aus purer Gnade noch Zeit zur Buße, und wir verwenden diese unverdiente Gnade zu Fortsetzung unserer Bosheit, und zu befriedigung unserer Gelüsten. Wir haben gesündiget, und wir sind noch nicht verdammt, wir sind Feinde Gottes, und wir leben noch, wir haben Sünden auf Sünden gehäufet, und Gott hat uns Stunden auf Stunden, Tage über Tage, Wochen über Wochen zu unserer Bekehrung gegeben. Wir tragen unsere Schoosssünden ein ganzes Jahr, und vielleicht noch länger in unserm Busen herum, und wir gedenken noch nicht an eine wahre Aenderung unsers Lebens. Eben dieses ist, was den grossen Augustin in eine Erstaunung gesetzet, die

er

er mit diesem Ausdrucke geäußert: man sündiget, und man lebt noch, es mehren sich die Sünden, und Gott läßt unsere Lebenstage wachsen (f). Ist das nicht der größte Mißbrauch der edeln Lebenszeit? doch wie wenige sind, die sich von lang verschobener Buße, und von der mißbrauchten Gnadenzeit in der Beicht anklagen, da doch diese Verwegenheit eine besondere Bosheit ausmacht, oder doch die Bosheit des Sünders um ein merkliches vergrößert?

Ich rede dieses zu Christen, die noch an ein Gericht, an eine strafende göttliche Gerechtigkeit glauben. Was müßte ich erst sagen, wenn ich zu jenen zu reden hätte, die immer mit ihrer Ehrlichkeit aufgezogen kommen, und dadurch glauben das ganze Gesetz erfüllet zu haben? denn da sie keine andere Religion kennen wollen, als ihre eingebildete Rechtschaffenheit, was haben sie für ein Bedenken zu tragen, der Zeit sich nach ihrem Belieben zu bedienen, und wenn es das Vermögen erlaubt, die

(f) in Psal. 102.

die gesunden Lebenstage zur Weichlichkeit, und freyerer Lebensart zu verwenden, indem sie von dem guten oder bösen Gebrauche der Zeit niemand Rechenschaft zu geben haben, als ihrem Beutel? sie werden zwar immer geschäftig seyn, aber ihre Beschäftigung ist nichts anders, als ein unruhiger Müßiggang, weil sie ihre Handlungen nicht zu einem höhern Ziel, nicht zu Gott richten. Sie werden glauben, die Sonne gehe nur deßwegen auf, damit sie ihnen neue Ergötzungen verkünde, und der Mondstrale zu Nachts nur deßwegen so hell, damit er ihnen die verdrüßliche Finsterniß erträglicher und durch seine günstige Kühle den Genuß der Nachtlustbarkeiten desto angenehmer mache. Sie werden den Tag anfangen, ohne an Gott zu denken, und so werden sie ihn beschließen. Wer solche Leute Tagdiebe nennen wollte, würde freylich nicht gar höflich reden, doch wahr wäre es doch; denn wie viele Tage und Nächte stehlen sie Gott ab, die er ihnen zu nothwendigern Geschäften, und zu ihren Berufsarbeiten verleihet? Was hat aber Gott für eine Ehre von einem solchen Gebrauche der Zeit? wäre er nicht eben so gut geehret, wenn er statt solcher geschäftigen Müßiggänger andere Thie-

re

re auf die Erde gestellt hätte, die eben so wohl Essen und Trinken können? Oder zu was für einem Ziel vergünstiget uns Gott so manches Lebensjahr, als daß wir ihm nach den Kräften unsers Standes dienen, ihn ehren, nicht daß wir aus sinnlichem Zeitvertreibe uns ein Hauptgeschäft machen sollen? sollten wir einen Bedienten im Hause haben, der zur Zeit, da er uns bedienen, und aufwarten sollte, sich mit Musiciren, oder mit Anschauung eines theatralischen Spiels beschäftigte, würden wir ihm nicht sagen: ich habe dich nicht zum Singen und Geigen, nicht für die Schaubühne in meine Dienste genommen; willst du die Zeit, die ich zu meiner Bedienung fodere, mit derley Beschäftigungen verzehren, so gehe hin zu den Komödianten, und Musikanten. Kann Gott nicht eben das zu jenen sagen, die alles thun, nur das nicht, was sie vor allem thun sollten? sie finden zu allem Zeit, was den Dienst des Leibs, und der Welt belangt, nur zu dem nicht, was Gott zu seiner Ehre verlangt.

Was läßt sich schliessen? Handeln wir nicht unbillig gegen Gott, wenn wir diese gro-

ße Wohlthat, die edle Zeit, die uns Gott schenket unser Heil zu wirken, mit Nichtsthun, oder wohl gar mit sündhaften Wandel verschleudern? und doch ist dem also, unsere Weltlieblinge haben sich diesen Satz wirklich in Kopf gesetzt; man müsse sich der Zeit gebrauchen, so lang man lebt, und gesund ist, um sich lustig zu machen, und der Freuden dieses Lebens zu genießen: Die Blühte dieser Zeit soll uns nicht entgehen, sprechen sie mit jenen Unweisen im Buche der Weisheit, wo nicht mit Worten, doch mit ihren Thaten: Wir wollen uns mit Rosen krönen (g). Heut leben wir, morgen vielleicht nicht mehr, so muß man sich der kurzen Zeit zu seiner Freyheit bedienen. Was giebt man uns heut oder morgen mit in das Grab? was würde es uns nützen, wenn wir die besten Lebenstage in finsterer Traurigkeit zugebracht hätten? man muß sich also mit Ergötzlichkeiten die Zeit verkürzen. So vernünfteln unsere Träumer, die nur bedacht sind, wie sie Gott, und ihrer Seele die Zeit abstehlen; denn ihr müßt wissen meine Christen! wir haben wirklich zwo Welten, eine

(g) Sap. 2.

eine die frühe und spath für sich, und Erhaltung des gemeinen Wesens arbeitet, die andere, die Tag und Nacht nur nachsinnt, wie sie nur fein lustig jenes verzehrt, was andere durch ihren Fleiß und Schweiß erworben. Diese letztere neu Modewelt will nur Lustbarkeiten und Kurzweilen, damit die Zeit vergeht. Sie verkehrt die ganze Ordnung der Natur, der Tag muß in die Nacht, die Nacht in den Tag verwandelt werden. Wenn andere aufstehen, legen sie sich schlafen, ihre tägliche Sorge ist, wie bringen wir den Tag zu? man opfert also den größten Theil der Zeit für den Leib, und den Dienst der Welt, da man doch die Stunden, die man Gott schenkt, an der Sackuhr abzählt. Ueberall ist ihnen die Zeit kurz, kurz bey dem Schlafen, kurz bey dem Spielen, kurz bey dem Schauspiele. Nur bey dem Gottesdienste in der Kirche ist sie zu lang. Und damit sie bey ihrem Zeitvertreibe durch einen ernsthaften Gedanken nicht gestöret werden, schlagen sie sorgfältig alles aus, was ihr Seelengeschäft angehet. Sie schauen den Tod durch ein umgekehrtes Fernglas, als ob er noch himmelweit entfernt wäre. Sie leben in solcher Sicherheit dahin, daß es scheinet, Gott

habe sich gegen sie mit einem ausdrücklichen Vertrag verpfändet, daß sie nicht eher sterben werden, als es ihnen belieben wird zu sterben, und alsdenn in den Himmel einzugehen. So geht ihr Leben in einem beständigen Windwirbel fort, bis endlich die letzte tödtliche Krankheit kömmt, und da schenkt man Gott die letzte zwo Stunden des Lebens, und auch diese sehen insgemein dem vorigen lauen Leben ganz ähnlich gleich. Hiemit kann Gott zufrieden seyn.

Wie aber? soll der Urheber aller Zeiten mit dem letzten Rest des dahinsterbenden Lebens sich begnügen lassen, nachdem man das Mark der gesunden Jahre zum Nachtheile seiner Ehre der Weltüppigkeit zum Opfer gemacht? wie kann es Gott gefallen, wenn der wenigste, und oft nur der letzte Theil der kostbaren Lebenszeit zu seinem Dienste verwendet, und der meiste, und beste ihm geraubet wird? durchgehen wir nur selbst unsern Lebenskalender, und schauen zurück auf unsere Lebensfristen, die uns Gott bishero auf dieser Welt geschenkt hat. Wie viele Tage, Wochen, und Monathe, sind in einem einzigen Jahre ver-

verstrichen, ohne daß wir aus Liebe Gottes, und für den Himmel etwas gutes gethan? wie manchen Tag haben wir angefangen, und geendet, ohne unser Gemüth zu Gott durch eine gute Meynung zu schwingen? und hingegen wie manche Wochen, und Monathe haben wir dem Teufel geopfert, da wir im Sündenstande verharret, ohne an eine Reue, und Buße zu gedenken? wie sehr haben wir die Zeit, die dem Dienste Gottes gewiedmet war, uns verkürzet? und dieser kurze Dienst, wie war er bestellt? sah er nicht besser einer Ausgelassenheit, als wahrer Andacht gleich? was ziehet also Gott für eine Ehre von einer so langen Zeit, die wir auf Erde gelebt haben? und doch wie wenige sind, die sich dieses zu Herze nehmen, oder sich in der Beicht von der Verschwendung der edeln Zeit anklagen?

Zweyter Theil.

Wenn aber uns die Ehre Gottes, und die Unbild, die wir ihm durch den Mißbrauch der Zeit zufügen, nicht rühren sollte, indem unsere laue Christen wenig mehr aus der

Sünde machen, so soll uns doch die vernünftige Selbstliebe dahin antreiben, die Zeit besser und nützlicher zu verwenden, weil von derselben guten Gebrauch unsere ewige Seligkeit abhängt. So kostbar die Zeit, so nachtheilig ist uns derselben Verlust, weil er unersetzlich ist; denn übersehen wir die gegenwärtige Zeit, so betrügt uns insgemein die Hofnung einer künftigen. Deßwegen wenn wir auch keine andere Ursache hätten guten Gebrauch von der Zeit zu machen, wäre dieses schon genug, weil unser Leben kurz, und das Ende desselben ungewiß. Gott hat uns aus weiser Absicht den Tag, und die Stunde unsers Hinscheidens verborgen, damit wir eine jede beobachten sollen; denn da wir nicht wissen, wann der Herr kommen wird, zu Abends, oder bey dem Hahnengeschrey, so muß uns eine jede Stunde verdächtig seyn. Unser ganzes Leben soll also nichts anders seyn, als eine stete Vorbereitung zu einem glückseligen Tode, und zu dem letzten Kampf. Sehen wir nicht, daß ein Kriegsoberster in dem Feld zeitlich alle Veranstaltung macht, den anrückenden Feind mit einer starken Gegenwehr zu empfangen? er verlieret keine Zeit sein Lager zu verschanzen,

er wirft Batterien auf, und bespückt sie mit Stücken, er scharret tiefe Gräben aus, er macht Verhaue, er übet seine Soldaten in Waffen; läßt sich der Feind nur von der Weite blicken, so verdoppelt er schon die Wachen; er schickt Leute aus, und er gehet selbst mit, um die Lage und Stärke des Feindes auszukundschaften, kurz! er läßt seine Kriegsmänner niemal müßig, sondern hält sie in beständiger Bewegung, und er steht stets auf der Hut. So unsicher es aber in dem Felde aussiehet, so ist doch unser Leben in weit größerer Unsicherheit. Der Tod ist unser Feind, der unserm Leben immer auf dem Fuß nachstellt. Bisweilen läßt er sich sehen durch seine Vorposten, ich will sagen, durch vorgehende Krankheiten. Aber bisweilen überfällt er uns unversehens mit seiner ganzen Stärke. Er ist uns beständig nahe an der Seite, ob es uns schon vorkommen mag, als befinde er sich noch in der Ferne. Die wankende Wiege ist schon ein Vorbild des Todtensarges, in welchem wir als Erblaßte werden zu liegen kommen, und das Kind, so in derselben unter dem Anzuge der Banden ruhet, ist ein Gerippe, das unter

dem Schleyer eines gebrechlichen und verwelkenden Fleisches daliegt.

Wer soll denn nicht stets auf seiner Hut stehen, und zu jeder Zeit sich sicher stellen? welch unwiederbringlichen Schaden würde uns nicht unsere Schläfrigkeit zuziehen? ich bleibe bey meiner vorigen Gleichniß. Würde der Feldoberst die beste Zeit unnütz vorbeystreichen lassen, ohne eine Zurüstung vorzukehren; wollte er sich und seine Soldaten dem trägen Müßiggang überlassen, bis der Feind schon wirklich den Angriff wagt; wollte er erst dort seine Stücke in gehörige Stellung richten, und seine Krieger aus dem Schlafe aufwecken, da der Feind die Verschanzungen schon überstiegen, und schon wirklich im Lager ist; wäre er nicht schon geschlagen, bevor er zu streiten anfieng? eben also, würden wir die besten Lebensjahre mit dem Kindertand dieser Welt verschleudern, ohne an unser Ende jemal zu denken, wollten wir dort erst zum Tode uns bereiten, da die Seele schon auf den Lippen schwebt, welch einer entsetzlichen Gefahr würden wir unser ewiges Heil aussetzen? deßwegen eröffnet ein guter Christ täglich sein Grab durch den

Be-

Bedacht, mit welchem er sich den Augenblick seines Todes, und seiner Begräbniß vorstellt. Er siehet, daß die Todtenbahr ein Markstein irdischer Eitelkeiten, daß er alldort ohne Freunde, ohne Reichthümer, ohne Ansehen, ohne Trost der Erde werde einverleibet werden, daß seine Titel werden verschwinden, daß alle Zeitläufte für ihn also seyn werden, als wären sie niemal gewesen, daß nichts werde übrig bleiben, als seine Seele, welche in einem unsern Sinnen ganz unbekannten Lande sich werde stellen müssen, vor einem Gott, der sie wird belohnen, oder sich an ihr rächen nach dem Maß der Verdienste, oder Mißverdienste, die sie durch den guten oder bösen Gebrauch der Lebenszeit sich gemacht hat.

Diese Erinnerung ist zwar entsetzlich für ein Weltkind. Aber ist sie nicht zugleich heilsam? ist sie nicht die beste Lehrmeisterinn, die uns unterrichtet, wie wir die Zeit gut verwenden sollen, damit uns der Tod nicht unbereit antrifft? man hört die Weltmenschen über nichts öfters klagen, als über die lange Weile, nichts ist ihnen verhaßter, als die Einsamkeit. Jede Stunde, da sie nicht Besuche von

andern

andern erhalten, oder eine Unterhaltung finden, ist ihnen zu lang, zu traurig, zu verdrüßig. Dürfte ich ihnen rathen, so wollte ich ihnen sagen, sie sollten bey einer müßigen Stunde ihre verflossenen Jahre in das Gedächtniß führen, sie sollten mit Ernste gedenken: so lang, und so lang lebe ich schon, was habe ich binnen dieser Lebenszeit für den Himmel und für meine Seele gethan? Gott hat mir das Leben bis auf das dreyßigste, vierzigste Jahr und noch länger gefristet; aber vielleicht waren es lauter leere Jahre, weil sie ohne Verdienste, ohne tugendliche, und himmelswürdige Werke waren. Nach Verlauf einer so geraumen Zeit habe ich noch keine einzige meiner sündhaften Schoosneigungen, und bösen Leidenschaften unterdrückt und ausgereutet, sondern ich bin noch der alte laue und kalte Christ, der ich vor Jahren war. Die meiste meiner Tage habe ich dem Dienste der Welt, wenig, sehr wenig, und vielleicht gar keinen habe ich dem Geschäfte meiner Seele gewiedmet. Was werde ich denn aus der Welt mit mir in die Ewigkeit tragen? und wie lang wird es noch anstehen, daß ich diese gefährliche Reise werde antreten müssen? ich kann

mir

mir keine gewisse Zeit vorstecken, wenn mich der Tod von dieser Zeitlichkeit abfodern wird, weil ich nicht Herr weder über die Zeit, noch meines Lebens bin. Wie lang meine Reißuhr noch laufen wird, weis jener allein, der unsere Tage abgezählt hat. Ich kann mir den morgigen Tag nicht versprechen, wie kann ich mich getrauen, noch viele Jahre mir zu verheissen? es geht kein Tag, keine Nacht vorbey, wo nicht einige in der Welt unversehens dahinsterben. Es ist kein Jahr, wo ich nicht in meinem Vaterlande, in meiner Geburtsstadt, auch so gar in meiner Nachbarschaft deyley traurige Beyspiele und tödtliche Zufälle höre. Ich habe selbst einige aus meinen Verwandten, und aus meiner Freundschaft gekannt, die jählings dahin gestorben, da sie nichts minder, als an den Tod gedachten. Wenn diese sich eingebildet haben, sie wollen noch eine Zeitlang in der Sünde fortleben, und alsdenn gleichwohl Buße thun, werden sie nicht ihren Fehler und Leichtsinn in jener Welt ewig beweinen müssen? und wie? kann ich nicht auch unter die Zahl dieser Unglückseligen gerathen? kann mich nicht auch der Tod in einem unglücklichen Stande überraschen?

kann

kann es nicht geschehen, daß man auch von mir nach meinem Tode jene traurige Zeitung erzählt: Er ist unversehens gestorben. Kann ich mich denn noch einen Augenblick besinnen, mein Seelenheil mit Ernste zu wirken, und mit meinem Gewissen eine Richtigkeit zu machen, da mir die Zeit noch günstig ist? Dieß meine Weltkinder! habe ich euch nur zum Zeitvertreibe sagen wollen, damit euch die Zeit nicht zu lang wird, da ihr mich höret. Aber nicht wahr, diese Erinnerung klingt ein Bißgen anders, als jene Neuigkeiten, mit denen ihr den größten Theil der Zeit vertraget? Was nützt jenes ängstige Fragen: was giebt es neues in unserer Stadt? wer war gestern auf dem Ball, was für Masken haben sich sehen lassen? wie lang daurte der Spaß? wie viel besser würdet ihr euch fragen, wie kann ich glückselig sterben? wie komme ich in Himmel? heilsame Gedanken! o daß ihr öfters uns zu Gemüth kämet! würden wir wohl so leichtsinnig dahin leben, als ob wir ewig zu leben hätten? denn so lang wir gedenken, daß wir sterblich sind, werden wir die Zeit zu schätzen, und zu unserm Heil zu gebrauchen wissen. Wir werden die Vorbereitung zu einem glückseligen

Ende

Ende nicht auf die letzte paar Augenblicke verschieben, sondern alle unsere Handlungen auf diesen kritischen Zeitpunkt einrichten, wir werden alle Tage also leben, als ob wir alle Tage sterben müßten, wir werden unsere Seele sorgfältig gleichsam auf den Händen tragen, um dieselbe alle Augenblicke jenem zurückstellen zu können, der sie uns gegeben hat, und wiederum von uns zurückfodert. Wir werden niemal lang in dem Sündenstande verharren, sondern wenn wir auch aus Schwachheit in eine schwere Sünde gefallen, dieselbe zeitlich durch die Buße aus dem Gewissen tilgen, weil wir nicht wissen, ob uns nicht der Tod in einem solchen unglückseligen Stande aus diesem Leben raffet. Wir werden eine jede Beicht also einrichten, als ob sie die letzte in unserm Leben wäre. Wir werden diese Welt als ein Schattenbild ansehen, welches heut erscheint und morgen vergeht. Wir werden erwägen, wie flüchtig und zergänglich alles Irdische. Wir werden unsere letzte Stunde uns stets vor Augen stellen, um durch eine so heilige Wachsamkeit jener Nacht, die auf uns alle wartet, bevorzukommen. Hingegen setzen wir das Bild des Todes außer Augen, so werden wir bald

vergessen, daß wir Menschen sind. Wir werden so sorglos dahin leben, als ob wir wirklich unsterblich wären. Wir werden mit der Zeit so verschwenderisch umgehen, als ob sie uns nur gegeben wäre, um uns auf Erde gute und lustige Tage zu machen.

Wollte Gott, daß niemand aus unsern Christen unter diese letztere Gattung gehörte! allein ein großer Theil derselben lebt so, als ob Welt und Zeit nur zu ihrer Willkuhr und Lust gemacht wären; denn betrachtet man ihre Lebensart, so sollte man glauben, sie hätten wirklich Briefe, und Siegel in der Tasche, daß sie niemal sterben würden. Jahre und Tage verstreichen, ohne daß sie einmal gedenken, daß sie sterblich sind. Daher kömmt jener Misbrauch der Zeit, die sie auf die Ueppigkeit der Welt verwenden. Sie wollen alle Tage etwas neues, damit ihnen die Zeit vergeht. Sie bedenken nicht, daß ihnen Gott wider ihr Verdienen auf Erden zu leben gestatte, damit sie Zeit haben, sich zu bekehren, sondern sie sind nur bedacht, ihre sterblichen Tage sich vergnüglich zu machen. Sie sind beflissen den leiblichen Tod zu vermeiden, welcher

cher unvermeidlich ist, und haben keinen Bedacht, sich zu hüten von dem Tode der Seele, sondern sie leben Jahr und Tag in Sünden fort, da sie doch keinen Augenblick von dem Tode sicher sind; und wenn sie auch des Jahrs einmal ihr Gewissen durchgehen, und dasselbe von Sünden ausleeren, so geschieht es nur, damit neue Sünden wieder Platz haben, die man morgen, oder übermorgen begehen wird. An ihre Seele, und an ihr letztes Ende einmal mit Ernste zu denken, finden sie keine Zeit, ja sie hüten sich sorgfältig, damit sie niemal des Todes erinnert werden. Und nimmt mich sehr Wunder, warum sie nicht die Ohren verstopfen, wenn man die Züg- oder Sterbglocke anzieht; denn auch diese sagt ihnen, daß sie sterblich sind. Seitdem der Besuch der Predigten so seltsam geworden, sollten doch wenigstens die gottseligen Lesungen die Versäumniß derselben ersetzen, damit man nicht gar alle Pflichten eines Christen vergißt. Aber mein Gott! wo soll ein geistliches Buch herkommen, da man so gar den Buchladen fliehet, wo eine geistliche Schrift auf den ersten Anblick unter das Aug fällt? man kennet keine andere Bibliothek, als den Kleiderkasten;

oder die Caffeeschenke, wo man mit Verachtung der Religion seinen Witz zeiget. Der Geschmack ist so verdorben, daß man nicht einmal im Zimmer etwas geistliches mehr dulden will. Heilige Bilder, und selbst das Kruzifix, weil es uns des Todes des Erlösers, und unsers Todes erinnert, müssen in die alte Rüstkammer. Welch bezaubernde Verblendung bringt uns dahin, daß wir nichts angelegentlichers wünschen, und besorgen, als unser zergängliches Leben, welches wir mit den Mücken und Ameisen gemein haben, und indessen für das Ewige nicht das mindeste sorgen? Um etliche Jährlein auf dieser Weltschaubühne die Rolle eines artigen Weltmenschen zu spielen, verscherzt man die Ewigkeit.

O des theuren Verlustes! die Jahre gehen dahin, die Tage verschwinden, unser Leben wird von Tag zu Tag kürzer, und der Tod kömmt uns unverhofft über den Hals. Die Zeit verläßt uns, da wir uns noch viele Jahre versprochen haben. Und wir indessen lassen es geschehen, daß der reißende Strohm, in den wir uns geworfen haben, bis in den Tod uns mit sich fortführt. Gleichwie nämlich ein

Rei-

Reisender, der von der rechten Straße abgeirret hat, und anstatt seinem Wege nachzuforschen, die Zeit in einem Gasthause mit Trinken und Spielen verzehrt; oder wie ein zur Schlachtbank gewiedmetes Vieh, das im Dahingehen mit Abweidung des Grases, so es auf dem Wege findet, seine Zeit vertreibet, also wandern wir fort, ohne in Acht zu nehmen, wohin unsere Wanderschaft uns endlich führen wird. Was wir gestern böses gethan, thun wir heut wiederum, und die Bekehrung, die wir uns heut vorgenommen haben, verschieben wir bis morgen. So folget ein Morgen nach dem andern, und wir bleiben noch immer die alten und kalten Christen. Man siehet die Grube immer offen stehen, in die man alle Augenblicke fallen kann, und doch scherzt man noch an dem Rande der Ewigkeit mit der Zeit. Wir bereden uns immerfort, es ist schon noch Zeit. Ist es nicht erstaunlich anzusehen, daß man gegen einem so erschrecklichen Gegenstande, als der Tod ist, so unempfindlich seyn kann? wenn sich unter uns Menschen niemals ein jäher Tod ereignete, und diese Weise zu sterben uns unbekannt wäre, so würden wir ohne Zweifel unsere Auf-

führung rechtfertigen und sagen können, daß es allezeit frühe genug sey, an eine Vorbereitung auf diesen Sprung zu gedenken, wenn uns der Herr zu sich rufen will. Wie mögen wir uns aber entschuldigen, nachdem wir schon so oft einige augenblicklich haben sterben gesehen?

Beschluß.

O Christen! lasset uns doch endlich aus dem Schlafe aufstehen, der uns bishero die Augen geschlossen gehalten. Es ist endlich genug geträumet, sonst wachen wir auf in einer andern Welt, wo die strengste Rechenschaft wegen mißbrauchter Zeit auf uns wartet; denn Gott geschieht hiedurch die größte Unbild, indem wir die Ordnung seiner Absicht verkehren, und die edle Zeit seiner Ehre und seinem Dienste entziehen, uns selbst aber einen unersetzlichen Schaden zuziehen, weil wir uns in Gefahr setzen, uns nicht mehr zu einem guten Tode zu bereiten. So zünde ich denn euch das letztemal das Nachtlicht bey gesundem Leibe an, bis euch solches der Krankenwärter auf eurem Sterbbette anzünden wird. Sehet ihr, wie das

Del

Oel in der Oellampe von Stunde zu Stunde abnimmt? so verschwinden unsere Lebenstage, bis wir endlich gleich einem Licht erlöschen. Itzt da wir noch gesund sind, fragen wir uns öfters, wo kömmt doch die Zeit hin? kommen wir zum Sterben, so werden wir uns fragen, wo ist doch die Zeit hingekommen? ich habe gelebt durch vierzig, fünfzig, sechzig Jahre, und itzt ist alles vorbey, wie ein Traum. Wo sind so viele Tage, Wochen und Jahre? alles ist hin. Dieser Gedanken ist zwar traurig, und vielleicht habe ich einige aus euch betrübt, da ich öfters von dem Tode Meldung gethan. Allein was ist für ein anderes Mittel übrig, die schlafende Weltkinder aus ihrem Traume zu bringen, indem sie sonst nichts mehr fürchten, als das einzige Sterben? Es ist nun Zeit, daß wir aus unserm tiefen Schlafe erwachen, vielleicht sind diese eben die letzten Ermahnungen, die Gott in dieser heiligen Fastenzeit an uns gemacht hat. Haben wir bishero in dem Geschäfte unsers Heils geschlummert, so lasset uns einem Wandersmann nachahmen, welcher, wenn er auf dem Wege entschlafen, und da er erwachet, schon die Sonne siehet untergehen, seine Schritte verdoppelt, damit er

noch vor der Thorsperre die Stadt erreichet. Also lasset uns die Versäumniße voriger Zeiten durch gedoppelten Eifer ersetzen, lasset uns eilen zu dem vorgesteckten Ziele, damit wir nicht einstens hören müssen: die Zeit ist aus, die Thüre ist geschlossen.

Nun so wird doch endlich für unsere Träumer der Tag des Heils anbrechen, so kann unser evangelische Nachtwächter schweigen, und nach Hause kehren. O möchte ich mir doch mit Sicherheit schmeicheln dörfen, daß ich nur einen oder den andern Sünder von seinem tödtlichen Schlafe erwecket hätte, wie getrost würde ich von der Kanzel steigen! aber o wie schwach ist alles menschliche Bestreben, wenn du, o Herr, dasselbe nicht mit deiner Gnade segnest! dir o Gott! lege ich also mich und meine geringe Arbeit zu Füssen. Du, der du die Herzen der Menschen in deinen Händen hast, mache, daß so viele heilsame Worte und Lehren, die durch diese Fastenzeit von so vielen eifrigen und geistreichen Rednern zum Nutzen der Seelen sind gesprochen worden, an ihnen nicht verloren gehen. Deinem Schutze empfehle ich zugleich unsere dir allezeit

getreue,

getreue, uralt katholische Stadt, welcher deine gütigste Vorsicht schon vor mehr denn tausend Jahren das wahre Glaubenslicht hat aufgehen lassen, laß ihr dasselbe niemal untergehen, noch durch einen Irrthum verdunkelt werden, sondern erhalte dieses wahrgläubige Volk zu allen Zeiten in der allein seligmachenden Lehre; denn wenn du o Herr! die Stadt nicht bewahrest, so wachet jener vergebens, der dieselbe bewahret (h). Wir leben in einer Welt, und zu einer Zeit, wo man nichts mehrer hört, als die Lästerungen und Verhöhnungen der heiligsten Religion, du o Gott, siehest selbst die täglichen Aergernisse, die dich beleidigen, und zum Zorne reizen, und vielleicht haben wir selbst deinem gerechten Zornfeuer eine Nahrung gegeben, da wir die größte aus deinen Gutthaten, die edle Zeit, nicht zu deiner Ehre, nicht zum Heil unserer Seele verwendet haben. Doch würdige dich, die Wirkungen deines Grimmes noch zurück zu halten, und strafe nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen, sondern verschone den Gottlosen um der Gerechten willen. Er-

(h) Psal. 126.

höre vielmehr die brennenden Seufzer deiner bekümmerten Kirche, die Tag und Nacht mit ihrer Bittstimme für die Bekehrung ihrer Kinder anhält. O Herr! erbarme dich unser in Ansehung ihrer Thränen und Bestürzung, so werden wir dir Lieder der Liebe, und der Danksagung unaufhörlich singen, bis wir in jenes Land gelangen, wo keine Nacht, sondern ein ewiger Tag seyn wird. Amen.

Erste Gebethrede.

Vorspruch.

Cumque evigilasset Jacob de somno, ait: vere Dominus est in loco isto.

Als nun Jakob von dem Schlafe aufgewacht, sprach er: Fürwahr der Herr ist an diesem Orte. Genes. 28. v. 16.

Endlich finde ich einen Schlafenden, der von dem Himmel träumt, nachdem ich mich durch

durch die ganze Fasten bey irdischen Träumern aufgehalten. Jakob ist es, der fromme Sohn des frömmsten Vaters Isaak, dem der Herr in einem Traumgesichte den Himmel eröffnet. Er gieng flüchtig aus dem väterlichen Hause, um der rasenden Wuth seines Bruders zu entweichen, und aus väterlichem Befehle machte er eine Reise in Mesopotamien. Er kam in die Gegend der Stadt Luza, wo ihn die Sonne verließ, und die finstere Nacht überfiel. Er war also gezwungen auf freyem Felde seine Ruhe zu nehmen. Die Erde war sein Bette, ein Stein sein Kopfpolster, der Himmel seine Decke; hier schläft Jakob: aber Gott wachet über ihm; denn er zeigt ihm in dem Schlafe eine Leiter, die von der Erde bis in den Himmel reichte, und auf welcher die Engel auf und abstiegen. Auf der Spitze dieser Himmelsstiege aber erschien die höchste Majestät Gottes selbsten. So ergötzend dieses Traumbild war, so war es doch dem Schlafenden erschrecklich; denn kaum war der Schlaf aus den Augen gewichen, überfiel ihn ein heiliger Schauer, er rufte voll der Erstaunung auf; fürwahr der Herr ist an diesem Orte, und eben darum ist dieser Ort erschrecklich, denn hier

ist nichts anders, als das Haus Gottes, und die Porte des Himmels. Also das göttliche Blatt.

Hochansehnliche! wer wird uns in diesem glückseligen Träumer vorgebildet? sehen wir nicht uns selbst in demselben geschildert? wir hätten Ursache, einen schlafenden Jakob um seine geheimnißvolle Erscheinung zu beneiden, wenn uns nicht der Himmel ein gleiches oder noch größeres Glück bestimmet hätte. Wir sind Fremdlinge und Pilger auf dieser Erde, unsere Reise geht nicht nach Mesopotamien, sondern zu dem Himmel; denn nachdem uns der Neid eines höllischen Esau aus dem Paradiese vertrieben, müssen wir ein besseres Vaterland aufsuchen. Wir haben aus dem Hause unsers ersten Vaters Adam, gleich einem Jakob nichts mit uns in diese Welt gebracht als den magern Hirtenstab, und die hungerige Tasche, ich sage, jenes strenge Urtheil, welches über uns alle ergangen, daß wir im Schweiße unsers Angesichts unser Brod essen sollen; denn, wie Job spricht, arm sind wir in die Welt gekommen, und arm werden wir

wir aus derselben gehen (a). Der Ort unserer Wanderschaft ist das Land des Elendes, und das Thal der Zäher, wo wir mit tausend Armseligkeiten uns herumschlagen müssen, bis endlich unser Leib in die Grube fällt, und der Geist zu Gott kehrt.

Aber o Güte unsers Gottes, der uns auf unserer Wanderschaft mit so viel Gnaden und Wohlthaten labet, damit wir auf dem Wege nicht erliegen! ob wir schon noch weit von dem Himmel entfernet, so giebt er uns doch schon in diesem Leben dessen Vorgeschmack zu verkosten. Die wesentliche Glückseligkeit der auserwählten Himmelsbürger theilet sich in zween Ströhme, von welchen sie durch die ganze Ewigkeit getränket werden, nämlich in die Anschauung Gottes, und in den Genuß Gottes, oder innerste Vereinigung mit dem höchsten Wesen. Aber auch uns Sterblichen läßt Gott schon in diesem Leben einige Tropfen von dieser doppelten Quelle zufließen. Und wo? wir stehen wirklich in jenem heiligen Orte, wo Gott die Schätze seiner Güte und Weisheit aus-

(a) Job. 1. v. 21.

ausspendet; denn wie der heilige Chrysostomus über das Traumgesicht des Jakobs sich ausdrückt, ist die Kirche ein Ort der Engeln, ein Aufenthalt der Erzengeln, das Reich Gottes, der Himmel selbst (b). Zweifelst du noch, so siehe auf diesen Opfertisch, schaue auf den Altar. Siehest du nicht hier durch den Glauben, was der schlafende Jakob in dem Traume erblicket? Hier zeiget sich die Vorbildung des Himmels; denn so viel wir brennende Kerzen sehen, so viel zählen wir funkende Sterne. Hier ist der lebendige Gott, der auf den Brodsgestalten, wie auf der Leiter Jakobs sich auflehnet. Hier steigen die Engel aus dem Himmel, um ihrem Könige aufzuwarten und unser Gebeth ihm vorzutragen. Du also christliche Seele! sollst der schlafende Jakob seyn, der dieses Wundergesicht mit geschlossenen Augen und gebeugter Demuth anschaut. Heut zeige ich dir in diesem irdischen Himmel den Vorgeschmack der göttlichen Anschauung, da ich sage: hier läßt sich Gott sehen durch den Glauben, und zwar erstlich durch einen blinden Glauben, zweytens

(b) hom. 36. in 1. Corinth.

tens durch einen lebhaften Glauben. Hier ist der Innhalt und die Theilung meiner kurzen Rede. Du o sacramentalischer Gott! bestrale mit deiner Gnade die Herzen dieses Volkes, daß es deine wesentliche Gegenwart erkenne. Bethaue aber zugleich auch meine spröde Lefzen, damit ich für deine Ehre, und die geoffenbarte Wahrheit rede, so fange ich an.

Erster Theil.

Will unsere Seele Gott in dem heiligsten Altarsgeheimniße sehen, so muß der Leib die Augen schließen. Der Glaube bedarf zu seiner Beschauung nicht der leiblichen Augen, denn er hat sein eigenes Licht, bey welchem er tiefer in die Gottheit siehet, als das geschärfteste Menschenaug. Jakob sieht Gott nur alsdenn, wenn er die Augen durch den Schlaf schließet. Er war also glückseliger als Moses; dieser treue Diener des Herrn hegete das zärteste Verlangen, Gott in diesem Leben anzuschauen. Herr! sprach er: zeig mir deine Herrlichkeit. Allein er mußte hören: **Du wirst mein Angesicht nicht sehen können; denn**

kein

kein Mensch wird mich sehen, und noch leben (c). Umsonst wünschen wir mit unsern fleischlichen Augen Gott schauen zu können; denn unser Gesicht ist viel zu blöde, als daß es bis in den Stralenglanz einer Gottheit dringen kann; deßwegen untersagt uns der göttliche Geist in den Sprüchwörtern ein so kühnes Beginnen, da er spricht: Wer die Majestät Gottes erforschen will, wird von der Herrlichkeit unterdrückt werden (d); denn da wir nicht vermögend sind, mit freyem Auge das glänzende Sonnenlicht lang anzuschauen, ohne uns der Gefahr der Blendung auszusetzen, wie sollen wir Gott ansehen können, der in einem unzugänglichen Lichte wohnet? nein! diese Gnade der klaren Anschauung Gottes hat der Herr nicht uns sterblichen Wanderern, sondern nur den seligen Himmelsbürgern vorbehalten, wie Paulus sagt: Wir sehen itzt gleichsam durch einen Spiegel im Dunkeln, alsdenn aber, wenn wir diese leibliche Augen werden geschlossen haben, wer-

(c) Exod. 33.
(d) Proverb. 25.

werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen (e).

Doch hat die ewige Weisheit ein Mittel ersonnen, sich uns auch schon in dieser Wanderschaft, wie einem reisenden Jakob zu zeigen; denn da die Klarheit Gottes unsern schwachen Augen unerträglich ist, so hat er dieselbe gleichsam mit einem Fürhang verhüllet, doch so, daß wir mit dem Glauben durch denselben dringen können. Gleichwie Gottessohn, da er aus dem Himmel auf die Erde stieg uns zu erlösen, nicht in seiner Majestät erschienen, sondern unserer Natur das Kleid der Sterblichkeit abgeborgt, in welchem er unter uns Menschen gepilgert; also, da er sein Fleisch und Blut uns zum ewigen Angedenken auf Erden zurück lassen wollte, hat er dasselbe in eine fremde Gestalt des Brods und Weins eingekleidet, fast wie die Prinzen unserer Welt zu thun pflegen, welche, wenn sie unbekannt durch die Länder reisen wollen, ihre Kronen und Purpur ablegen, und Kleidung und Namen ändern; doch können sie sich niemal so ver-

(e) 1. Corinth. 13.

verbergen, daß sie nicht ihre Majestät aus dem Antlitz verräth. Also macht sich der Sohn des Allerhöchsten in diesem höchsten Geheimniße zwar durch das weiße Kleid fremder Gestalten unsern Augen unkenntbar, doch entdecket der Glaube einen gegenwärtigen Gott, und gleichwie er dort auf dem Thaborberge seinen Jüngern sich in dem schneeweißen Kleide gezeiget, so erscheint er vor uns auf dem Altare umhüllet mit dem weißen Schleyer der sacramentalischen Gestalten; doch ist er der nämliche Gott, der in sterblichem Fleische auf Erden gewandelt, und itzt zur Rechten des Vaters sitzet.

Allein hier hat das menschliche Aug nichts zu thun; so bald der Mensch seine leibliche Augen zu Richtern aufstellt, welche die Geheimnisse des Glaubens untersuchen sollen, setzt er sich der Gefahr des Betrugs aus; und gleichwie eine Fliege ihre schwache Flügel verbrennt, wenn sie sich zu nahe zu dem Lichte wagt, also auch der menschliche Verstand, wenn er mit seinem natürlichen Witze in das Heiligthum des Herrn und in seine geoffenbarten Wahrheiten dringen will, geräth in den schädlichsten Irrthum. Deßwegen sagt ein großer Augustin:

stin: Fraget nicht die Augen, sondern gehet in euer Herz, wo der Glaube wohnen muß; denn wenn ihr die Augen fragen werdet, so werden sie euch betrügen (f). Niemal aber sollen sich unsere Augen enger schließen, als da die Rede ist von dem unbegreiflichen Altarsgeheimniße; denn dieß ist das Geheimniß aller Geheimnissen; massen Gottessohn selbst bey Errichtung dieses Liebsbundes nicht umsonst die zwey Wörtchen beygesetzet: *Mysterium fidei*, dieß ist ein Geheimniß des Glaubens. Ein Geheimniß aber, spricht hierüber der gelehrte Salmeron, ist eine geheime und verborgene Sache, welche nicht unter die Sinne fällt, noch durch menschliche Vernunft sich ergründen läßt (g).

Und in Wahrheit, wenn je unser Verstand sich zum Dienste des Glaubens gefangen geben muß, so muß es geschehen bey Betrachtung jenes großen Wunders, welches der Herr in dem Speissale auf dem Berge Zion gewir-

ket,

(f) S. 23. de verb. D.
(g) Salmeron. t. 9. c. 15.

ket, und noch täglich auf unsern Altären wirket, da er das Brod in sein Fleisch, und den Wein in sein Blut verwandelt. Hier hilft kein Vernünfteln, je mehr wir nachforschen, desto tiefer gerathen wir in den Wald der Zweifel und Verwirrungen. Hier hat weder der Geruch, noch die Fühlung, noch die Sehungskraft Statt; denn was unsere Sinne uns entdecken, ist nur Brod und Wein, was aber der Glaube uns zeiget, ist der wesentliche Leib und das Blut Jesu Christi. Die Sinne können uns betrügen, aber der Glaube nicht. Genug muß uns seyn das untrügliche Wort unsers Gottes, wir müssen glauben, daß jenes allmächtige Wort, welches aus Nichts eine Welt gemacht, auch das Wesen des Brods und Weins in das Fleisch und Blut verwandeln könne, ohne daß unsere Sinne hievon eine Spuhr finden, und wenn je ein Sinn hiebey Platz haben soll, so ist es das einzige Gehör, durch welches der Glaube in das Herz steigt, wie Paulus sagt: Der Glaube ist aus dem Gehör, das Gehör aber ist durch das Wort Christi (h). Deßwegen sagt ein heili-

(h) Rom. 10.

heiliger Bernardus: Dieses Geheimniß fodert einen blinden Glauben, nicht aber eine gottlose und fürwitzige Untersuchung, daher soll man einfältig glauben, was man ohne Gefahr in dem Glauben zu straucheln nicht ergründen kann (i).

Oder wie? soll das Wort des Herrn bey uns nicht größern Glauben verdienen, als das trügliche Zeugniß unserer Sinne? Als Gottessohn das erstemal von diesem höchsten Geheimniße eine Wähnung machte, bediente er sich dieses Ausdruckes: Mein Leib ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Das Wörtchen *vere* wahrhaftig, verdienet hier unsere besondere Erwegung. Wir lesen nicht, daß Christus bey Offenbarung anderer Geheimniße das Wort wahrhaftig beygesetzet, nur da er von dem größten Liebsstücke, so er der Welt erweisen wollte, redet, fügt er ausdrücklich das Wort *vere* wahrhaftig bey, damit er allem Zweifel vorbeugte, der sich über die wesentliche Gegenwart seines Leibs und Bluts mit der Zeit

(i) S. in Cœn. D.

erregen könnte; denn er wußte wohl, daß Leute auf Erden aufstehen würden, welche sich an dieses Geheimniß wagen, und dessen Wahrheit bey dem Richterstuhle ihres Verstandes und der Sinne untersuchen würden, und da sie dasselbe nicht begreifen könnten, endlich gar wegläugnen würden; deßwegen allem Irrthume vorzukommen, und diese Wahrheit zu bestätigen, verpfändet er sein theures Wort: **Mein Leib ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank** (k).

Nämlich Gottessohn wollte, daß man mehr seinem Worte, als den Augen glauben sollte, damit der Glaube verdienstlich wäre. Der Glaube, soll er uns Verdienste bringen, so muß er übernatürlich seyn, und sich der offenbarung Gottes auch wider die Vernunft unterwerfen. Sollten wir aber jenes mit Augen sehen, oder mit unserm Verstande begreifen, so wäre unser Glaube nicht mehr übernatürlich, sondern natürlich, folgsam ohne Verdienste, wie ein heiliger Gregor spricht: *Fides non habet meritum, cui humana ratio præ-*

(k) Joan. 6.

præbet experimentum (l). Der Glaube hat keinen Verdienst und Nutzen, den die menschliche Vernunft und Erfahrenheit unterstützet, ja er wäre kein Glaube mehr; denn deßwegen hört der Glaube bey den Seligen in dem Himmel auf, weil sie dort sehen, was sie auf Erden und im Leben geglaubt haben. Glauben und nicht sehen, das heißt verdienstlich glauben, wie Christus selbst sagt: Selig sind, die nicht gesehen, und doch geglaubt haben (m); denn gleichwie ein jedes Werk, wenn es verdienstlich seyn soll, uns eine Ueberwindung kostet, also auch muß der Verstand sich dem Glauben unterwerfen, wenn er Verdienste sammeln will. Ich weis zwar, daß bey vielen die Andacht in hellere Flammen würde aufbrennen, wenn Christus in der heiligen Hostie sich persönlich zeigen sollte, wie er auf Erden gewandelt; aber ihre Andacht wäre weniger verdienstlich. Viele andächtige Seelen sagen öfters aus Begierde ihren anitzo verdeckten Heiland zu sehen, mit einem Moses: zeige mir doch o Herr dein Angesicht.

(l) Hom. 26. in Evangel.
(m) Joann. 20.

Aber nein! er hält sich verborgen, damit unser Glaube verdienstlich sey. Will man also Gott in dem heiligsten Altarsgeheimniße ansehen, so müssen unsere Sinne schlafen, wie bey einem Jakob, nur das Herz muß durch den Glauben wachen.

O denn nur zurücke ihr Capharnaiten mit euren fürwitzigen Fragworten, die ihr untereinander gemacht, als ihr von diesem höchsten Geheimniße den Sohn Gottes habt reden gehört: Wie, fragtet ihr, wie kann dieser sein Fleisch uns zu essen geben (n)? unnütze Frage! lasset diese Sorge jenem Allmächtigen über, der mit einem Worte Himmel und Erde gebaut. Genug, der Herr hat es gesagt, so läßt sich nicht mehr zweifeln. Wer in göttlichen Dingen gar zu scharfsichtig seyn will, wird eben darum mit der Blindheit geschlagen. Berengarius der alte Ketzermeister, weil er die leibliche Augen zu sehr auf dieses Geheimniß schärfte, und mit denselben keinen gegenwärtigen Gott finden konnte, gerieth in die Finsterniß, und verneinte die wesentliche Gegenwart

(n) Joann. 4.

wart Christi in der heiligen Hostie. Calvin, weil er die Einsetzungsworte Christi mit dem schwachen Dünkel seiner Augengläser untersuchte, verfiel auf den Gedanken, das heilige Abendmahl sey nichts als ein mattes Sinnbild und Figur des Leibs und Bluts Christi. Luther, weil er die Worte Christi nicht in ihrem eigentlichen Verstande nahm, sondern nach seinem blinden Eigensinne ausdeutete, wollte nichts wissen von der Gegenwart Christi vor der Nießung. So weit geht man von der Wahrheit, wenn man in Glaubenssachen nur die Sinne fragt, und mit seinen Augen und halbsehenden Verstande zu Rath gehet. Andächtige Seele! willst du in diesen Tagen deinen Gott hier sehen, so bethe ihn an mit einem blinden und einfältigen Glauben, der jenem eines heiligen Königs Ludwigs in Frankreich gleich ist; denn als zu Paris das Wunder geschah, daß Christus in Gestalt eines kleinen Kindes bey der Wandlung in der konsekrierten Hostie erschien, und er von seinen Hofherren gebethen wurde, diese Seltsamkeit selbst anzusehen; nein! sagte der König, ich werde nicht kommen; denn was ihr itzt mit euren Augen sehet, das siehe ich täglich durch

den Glauben. Jene mögen zulaufen, die schwach im Glauben sind, mir ist das Wort des Herrn schon genug.

Zweyter Theil.

Nun aber, ist in diesem allerheiligsten Geheimniße der lebendige Gott gegenwärtig, so muß auch der Glaube lebhaft und wirkend seyn. Dieß ist eine richtige Folge; denn wo Gott zugegen, muß der Glaube seine Stärke durch eine brennende Andacht zeigen. Jakob der Patriarch muß uns wiederum in diesem Stücke als ein Zeugniß dienen. Kaum war er durch sein Traumgesicht überzeugt, daß ihm Gott erschienen, ward er von einer heiligen Ehrfurcht durchdrungen, er sprang von seinem harten Nachtlager auf, und ob er schon weder Leiter, noch Engel, noch Gott selbst mehr sah, war doch Gott in seinem Sinne und Gedanken ihm noch immer gegenwärtig, wahrhaftig, sprach er, der Herr ist an diesem Orte (o). Allein er ließ es bey dem bloßen Bekenntniße nicht

(o) Genes. 28.

nicht bewenden, ſondern ſein Glaube mußte ſich auch in dem Werke zeigen. Er nahm den Stein, auf dem er geruhet, und richtete ihn zum Denkzeichen auf, er eröffnete die Oelflaſche, begoß den Stein, und heiligte alſo den Ort ſeiner Ruheſtätte. So handelt ein lebhafter Glaube, er iſt nicht müßig, ſondern verräth ſich durch ſeinen Eifer, wie das Feuer durch ſeine Hitze.

Und wo ſoll der Glaube lebhaftere Merkmale von ſich blicken laſſen, als da wir wirklich vor den Augen eines gegenwärtigen Gottes uns befinden? Jakob ſah den Herrn nur im Traume, und wie freygebig war nicht ſeine Hand den Ort dieſer himmliſchen Erſcheinung zu ehren? Wir aber ſehen Gott durch den Glauben, der kein Traum, ſondern die Wahrheit ſelbſten iſt. David ſtellte ſich nur im Geiſte das Haus Gottes vor, welches ſein Sohn erbauen würde, und er wurde ſchon von reger Freude durchdrungen; ich will, rufte er, ich will in dein Haus eingehen, und voll deiner Furcht will ich in deinem heiligen Tempel dich anbethen (p). Wir

(p) Pſal. 5.

aber haben den Wohnsitz Gottes selbst vor Augen, in welchem nicht die leblose Arche des Bundes, sondern der lebendige Gott selbsten wohnet. Der Herr zeigte bey der Einweihung des Tempels einem Salomon seine Herrlichkeit in einer Wolke, die das Haus Gottes erfüllte, und der König erniedrigte seinen Purpur bis in den Staub der Erde, den Herrn anzubethen. In unserm Gnadenbunde bedient sich Gott nicht mehr eines düstern Nebels, oder einer Wolke, denn die alten Sinnbilder sind verschwunden, weil die Sonne selbst angebrochen, sondern er nähert sich uns mit seiner wesentlichen Gegenwart. Wir haben nicht einen Engel, wie Moses, Abraham, und andere Patriarchen, sondern den lebendigen Gott selbst in dem höchsten Altarsgeheimniße vor uns, und soll unsere Andacht nicht rege werden, und in helle Flammen auflodern? wer nähert sich dem Feuer, daß er nicht davon erwärmet wird? Gewißlich, wenn es der göttlichen Güte und Allmacht belieben sollte, durch diese drey Tage sich selbst in der gesegneten Hostie sichbarlich den Augen der Menschen zu zeigen in jener Herrlichkeit, in welcher er seinen Jüngern auf dem Thaborberge oder

nach der Auferstehung erschienen, wie groß würde der Zulauf des Volkes seyn? würde wohl der Umfang dieser weitschichtigen Domkirche die Menge der Anbether fassen, die von allen Orten würden herzulaufen? wie würden nicht diese Mauern von Lobgesängern und Freudengeschrey tönen? würde uns nicht das Herz vor Trost überlaufen, und der Mund in Lobsprüche übergehen? wie häufig würden die Trostzäher aus beyden Augen quellen? wie viel tausend Liebsseufzer würden aus dem Grunde unsers Herzens hervorbrechen? wie oft würden wir uns vor der höchsten Majestät unsers göttlichen Jesu mit dem Angesichte auf die Erde niederwerfen?

Allein wir brauchen kein so seltenes Wunder, ein lebhafter Glaube ersetzt den Abgang desselben; denn er zeigt uns, daß jener, der sich auf dem Altare unter der Hülle der Brodsgestalten aufhält, eben jener wahre, lebendige und große Gott sey, der mit einem Wink und Hauch seines Mundes die Himmelskreise in einem Augenblicke erschaffen (q), wie Da-

vid

(q) Psal. 32.

vid singt : eben jener unermessene Monarch, welchen zu fassen Himmel und Erde ein viel zu enger Bezirk sind : eben jener gewaltige Herr, an dessen Saume des Kleides der heilige Johannes aufgezeichnet gelesen : **Ein König der Könige, und Herr der Herrschenden (r)**, vor dessen Name, wenn er ausgesprochen wird, alle Knie sich beugen im Himmel, auf Erde und unter der Erde : jener allwissende Herr, welcher auch unter dieser weißen Decke verborgen, die Herzen und Nieren durchgründet, die heimlichen Gedanken und Begierden aller Menschen durchforschet, der da kommen wird zu richten die Lebendigen und Todten. Glauben wir dieses, so bedarf ich keiner Worte mehr, euch zur gebührenden Ehrfurcht gegen einem so hohen Geheimniße anzufeuren; denn es braucht nichts als einen lebhaften Glauben, so wird man in dem Hause Gottes, und bey Aussetzung des hochwürdigsten Sakraments nichts anders merken, als ein tiefes Stillschweigen, niedergeschlagene Augen, gefaltete Hände, eingezogene Gebärden, gebeugte Knie, die schönste Eingezogenheit, und

Ver-

(r) Apoc. 19.

Verdemüthigung des ganzen Leibs. Es wird das Gemüth über ein solches Geheimniß erstaunt, die Gedanken versammelt, das Herz vor Leidwesen über die begangenen Sünden zerknirscht, vor Liebe gegen einem so zart liebenden Gott entzündet, die ganze Seele gleichsam entzücket vor dem sakramentalischen Throne sich aufhalten.

Allein nur zu bedauren ist, daß nicht alle, die in das Haus des Herrn kommen ihn anzubethen, einen so lebhaften Glauben mit sich bringen! denn glaubten sie, wie sie glauben sollten, an die wesentliche Gegenwart Gottes, wie weit andere Gebärden, und andächtigere Leibsstellung würde man an ihnen sehen? sie würden ihrem Munde das strengste Stillschweigen auferlegen, den Augen allen unnöthigen Fürwitz verbiethen, den Sinnen, und dem ganzen Leibe die Gesetze der geziemenden Eingezogenheit vorschreiben, sie würden schon bey dem Eingange der Kirche ihr Herz auf den Altar legen, und dasselbe nicht mehr zurücknehmen, bis sie ihre Andacht entrichtet, und der Gottesdienst vollendet ist, sie würden, so lang sie vor dem Angesichte ihres Gottes

sich

sich aufhalten, sich nicht anders betragen als ein armer Bettler vor den Augen seines Königs, bey dem er Gnaden suchet, man würde nicht so vieles Grüßen, so viele Gespräche, so viele Bückungen und Beugungen und Ehrenbezeugungen gegen die Geschöpfe an ihnen wahrnehmen, da der Schöpfer selbst zugegen ist, es würde in dem Hause Gottes nicht so viele unnöthige Höflichkeiten absetzen, daß es fast das Ansehen gewinnet, man gehe zu einer Gesellschaft, nicht für das Angesicht Gottes, man würde nicht sehen müssen, daß einige kaum sich würdigen ein halbes Knie zu beugen, da wirklich der Priester nach der Wandlung das Heiligste aller Heiligen zur öffentlichen Anbethung in die Höhe hebt, man würde zu Empfangung eines heiligen Segens nicht gehen, wie man sonst zu einem Schauspiele zu gehen pflegt, wo die ganze Andacht in einem paar Herzklopfer, und in Bespritzung eines paar Tropfen Weyhwassers bestehet. Wer will glauben, daß in so lauen Herzen ein lebhafter Glaube wohnet? ich wenigstens kann es nicht glauben.

O möchten diese Halbchristen jene Gnade zu schätzen wissen, welche der Himmel ihnen erweiset, indem der Herr ihr Gott sich ihnen durch dieses heiligste Geheimniß wie einem schlafenden Jakob auf seiner Traumleiter nähert, sie würden begreifen, daß ihnen obliege Engeldienste auf Erden zu entrichten. Jene glückseligen Geister geniessen die unschätzbare Gnade, Gott von Angesicht zu Angesicht anzuschauen; aber auch uns Menschen kömmt ein Theil dieser Glückseligkeit auf Erden zu, wenn es uns nur nicht an dem Glauben gebricht. Wahr ist es zwar, daß die Auserwählte im Himmel ihren Himmel wirklich besitzen, und ewig geniessen, durch das Licht der Glorie; aber auch wahr ist es, daß wir hier einen Himmel ausser dem Himmel haben, wegen der Gegenwart des allerheiligsten Altarssakraments, wie ein heiliger Chrysostomus sagt. Hier läßt sich Gott sehen durch den Glauben, aber durch einen blinden Glauben, der nicht den Sinnen, sondern dem Worte des Herrn Beyfall giebt, durch einen lebhaften Glauben, der sich in der That durch eine brennende Andacht erweiset. Wir müssen also von den Engeln lernen, wie wir Gott auf Erden anbethen sollen.

len. Johannes der Apocalypt sah, wie die himmlischen Schaaren vor dem Throne des Lammes sich auf ihr Angesicht niederstürzten, und jene vier und zwanzig Alte ihre Kronen zu seinen Füssen legten. Nach ihrem Beyspiele müssen auch wir Menschen unser Herz und ganzes Wesen bey den Treppen des sakramentalischen Thrones dem Herrn opfern, denn wir sehen hier durch den Glauben jenen Gott, den die seligen Geister im Himmel anschauen.

So komm denn eifrig katholische Stadt! biethe allen Kräften deiner Andacht auf, durch diese drey Tage deinem Gott nach vorgeschriebener Ordnung aufzuwarten. Aber bring mit dir einen blinden und lebhaften Glauben. Hier in diesem Tempel, als in einem irdischen Himmel, erwartet dich dein Gott, er ist bereit dir eben jene, ja noch weit größere Gnaden als einem flüchtigen Jakob angedeihen zu lassen. Und wenn du es begreifen willst, so siehest du wirklich überzeugende Merkmaale von seinem göttlichen Segen; denn bedenke nur, wie viele Sünden werden das ganze Jahr inner deinen Ringmauren von deinen Einwohnern zur Beleidigung der höchsten Majestät ausgeübet? Doch der beleidigte Gott verscho-

net dir, er hält seinen Zorn zurücke, den du so oft gereizet hast, ja er überhäufet dich noch mit seinen Wohlthaten. Wer wendet die verdiente Strafkeule von dir ab? darf ich meine Meynung entdecken? so sag ich aufrichtig, die eifrige Anbethung des heiligsten Altarssakraments ist es, die seinen Zorn besänftiget, indem durch das ganze Jahr alle Sonntage wechselweis in den Kirchen dieser Stadt der sakramentalische Gott zur öffentlichen Anbethung ausgesetzet, und von dem Volke mit so zahlreichem Zulaufe besuchet wird. Fahret also fort geliebte Bürger und Einwohner mit eurer inbrünstigen Andacht, ihr wahre Anbether dieses heiligsten Geheimnißes, ihr seyd jene irdische Engel, die ihr auf Erden eben jenes thuet, was die Engel im Himmel, ihr ersetzet durch euren Andachtseifer jene Unbilden, die diesem höchsten Gott von so vielen lauen Christen erwiesen werden, aus eurem Munde hört man nicht nur in euren Kirchen, sondern auch auf den Straßen, über welche das hochwürdige Gut zu den Kranken getragen wird, eben jenes Lobgesang, welches die Himmelsbürger durch die ganze Ewigkeit anstimmen: heilig, heilig,

heilig ist der Herr Gott Zebaoth. Du o Herr gieb, daß alle Einwohner dieser Stadt von gleichem lebhaften Glauben und Andacht beseelet werden, so wird diese Stadt eine Engelburg seyn. Amen.

Zweyte Gebethrede.

Vorspruch.

Cumque evigilasset Jacob de somno, ait: vere Dominus est in loco isto.

Als nun Jakob von dem Schlafe aufgewacht, sprach er: Fürwahr der Herr ist an diesem Orte. Genes. 28. v. 16.

Schläft schon ein Jakob, so wachet doch sein Herz, und schwimmet in einem ganzen Strohme himmlischer Ergötzungen. Liegt schon sein Leib auf der Erde, so ist doch sein Geist in den Himmel entzückt. Den Gott

fei-

seiner Väter anschauen, war ihm ein süsseres Labsal, als alle Freuden, so ihm das väterliche Haus, welches er verlassen, hätte verschaffen können. Er dachte nicht mehr an das Angesicht seines liebvollen Vaters Isaak, von dem er sich beurlaubet, weil er das Angesicht seines Gottes selbst sah. Die Thränen seiner Mutter, so sie bey ihrem Abschiede vergossen, waren in seinem Gedächtnisse schon aufgetröcknet, weil er den Thau himmlischer Tröstungen verkostete. Er vergaß alle Unbilden, so er von seinem neidigen Bruder erdulden mußte, weil er in seinem Traumgesichte so viele Brüder erblickte, als Engel zu ihm aus dem Himmel auf die Erde herab stiegen. Sein Leib wußte nichts mehr von einem Hunger, weil sein Geist von einer himmlischen Erscheinung ersättiget ward; und die harte Erde selbst, auf der er lag, dünkte ihn ein himmlischer Freudensaal zu seyn, weil die Majestät Gottes dieselbe mit ihrer Gegenwart geheiliget. O schlafender Jakob, wie war dir dort zu Herzen, als der Herr dein Gott dir jene theure Verheißungen erneuerte, welche er deinen Vätern Abraham und Isaak gemacht? wo war dort

deine Seele? stieg sie nicht mit den Engeln über die Traumleiter bis über die Wolke, um sich ihrem Gott zu nähern?

Allein stöhren wir diesen glückseligen Träumer in seiner himmlischen Entzückung nicht. Frohlocken wir vielmehr mit einem schlafenden Jakob; denn auch gegen uns ist der Himmel mit seinen geistlichen Salbungen nicht gesparsamer, als er gegen diesem Patriarchen war. Gott ist gegen seine treue Seelen so freygebig, daß er ihnen schon in dieser Welt einen Theil jener Freuden, die in dem Himmel auf sie warten, nicht selten zu verkosten giebt, wodurch er sie zu seiner beständigen Liebe locken will, und obschon diese himmlische Tröstungen uns nur Tropfenweis zufließen, so bringen sie doch uns weit reichere Erquickungen, als die ganze Welt aus ihren zerbrochenen Cysternen uns reichen kann; denn wo hat die Welt in dem ganzen Vorrath ihrer irdischen Ergötzungen etwas, so mit den himmlischen mag in Vergleich kommen? alles was jene uns geben kann, ist trübes und schlammichtes Wasser, so unsern Durst nicht löschet, sondern

dern nur mehr reizet, und den Geist betrübet, daß wir nicht selten nach dem Genuße desselben mit jenem Königssohne seufzen müssen; Ich habe ein wenig Honig verkostet, und sieh ich sterbe (a). Jenes Trostwasser aber, so aus dem Himmel auf unsere Herzen thauet, enthält allein in sich die wahre Freude, die uns ersättiget, weil es aus jenem Wollustbache geschöpfet ist, von welchem die seligen Himmelsbürger getränket werden.

Und wo ist der Himmel freygebiger mit seinen innerlichen Tröstungen, als in dem Heiligthume des Herrn, wo er uns eine Tafel bereitet, an welcher sich Gott selbst als eine Speise zu geniessen giebt? unser Glück ist also weit größer als jenes eines Jakobs. Der gelehrte Alcazar hält zwar dafür, Gott habe sich auf der Traumleiter Jakobs bis auf die unterste Staffel herunter gelassen, um näher bey Jakob zu seyn, und seine Verheißungen ihm deutlicher zu machen; allein weit gewisser ist, daß Gott zu uns Menschen aus dem

(a) 1. Reg. 14.

Himmel auf die Erde in dem heiligsten Altarsgeheimniße herabsteige, um sich uns selbst mitzutheilen. Die Grade seiner unermeßlichen Liebe sind gleichsam so viele Staffeln, über welche er sich würdiget zu uns zu kommen. Aber sakramentalischer Gott! sollen wir denn noch müßig auf Erde schlummern, da du aus dem Himmel zu uns steigest? sollen wir nicht mit geflügelter Liebsneigung dir entgegen eilen? ja so ist es, sagt der uralte Tertullian: Die Leiter Jakobs ist der Weg, auf welchem die Gerechte in ihrem Herzen die Aufsteigungen zu dem Himmel richten (b). Der Himmel giebt uns also abermal einen Vorgeschmack von seinen Freuden zu verkosten; denn Gott kömmt zu uns, und wir können zu Gott kommen. Die zweyte Quelle der wesentlichen Glückseligkeit der Auserwählten ist die Genießung Gottes, das ist, die innigste Vereinigung mit Gott, kraft deren die Seligen im Himmel durch die Liebe in Gott gänzlich versenket werden. Auch uns Wanderern wird diese Gnade schon in dieser Welt in dem heilig-

sten

(b) L. cont. Marcion.

sten Altarssakramente zu Theil, wenn wir nur lieben können. Hiezu brauchen wir abermal mehr nicht als einen lebhaften Glauben, der uns sagt, daß Gott zu uns herabsteigt, und wir müssen zu Gott hinaufsteigen, oder was eines ist, Gott theilt sich uns mit, und wir müssen uns Gott mittheilen, so werden wir eines mit Gott. Sie vernehmen hierüber meinen Beweisthum. Ihr aber heilige Engel! die ihr aus dem Himmel zu dem Schlafenden Jakob herabgestiegen, streuet in unsere Herzen einige Funken von jener Liebsglut, die in diesem heiligsten Geheimniße glimmet, auf daß wir durch die Liebe zu jenem aufsteigen, der zu uns aus Liebe herabgestiegen, und also Liebe mit Liebe vergelten, so fange ich an.

Erster Theil.

Der Liebende will seyn, wo sein geliebter Gegenstand ist. Ohne diesen zu leben ist ihm eine bittere Marter. Er wünschet sich allezeit desselben Gegenwart, und er thut auch alles, dieselbe zu erhalten. Keine Beschwer-

niß ist so groß, er übersteigt sie, keine Reise so weit, er wagt sie, keine Gefahr so fürchterlich, er trotzet sie, um nur dem Geliebten sich nähern zu können. Der göttliche Geist vergleichet die Liebe mit dem Tode, da er spricht, **die Liebe ist stark wie der Tod** (c). Die Gleichniß ist gut; denn sie ist göttlich. Gleichwie der Tod alles besieget was sterblich ist, so überwindet die Liebe auch alles, was sonst unüberwindlich zu seyn scheinet. Sie schlägt geharnischte Helden darnieder, und sie macht gepurperte Könige zu Sklaven. Ich muß noch mehr sagen, sie legt auch jenem Fessel an, was unsterblich ist. Sie durchdringet die Wolken, und bemächtiget sich des Allmächtigen; denn wer hat das ewige Wort des Vaters gezwungen auf unsere Erde zu steigen, war es nicht die Liebe zu uns Menschen? sie hat ihn beredet das Kleid der Glorie zu verhüllen, und den Sack der Sterblichkeit anzuziehen, sie hat ihn bewogen, eine Reise von dem hohen Himmel auf unsere niedere Erde zu machen, und unter uns Sterblichen als ein

Mensch

(c) Cant. 8.

Mensch zu pilgern. Sie hat den Sohn des Allerhöchsten gleichsam ausgeschält, und bis zur Knechtschaft erniedriget, daß er als ein Bürg für unsere Sünden gestorben.

Aber auch das Kreuz war für die gebiethe-rische Liebe noch kein Gränzstein ihrer Herr-schaft, sondern sie hat ihre Macht noch weiter erstrecket. Die Liebe ist allezeit scharfsinnig und reich an guten Erfindungen, sie weis sol-che Mittel auszufinden, welche sie in Stand setzen, dem Geliebten allezeit gegenwärtig zu seyn. Unter Liebenden ist es schon etwas gemei-nes, daß, wenn sie auch durch die Entfern-heit des Orts von einander getrennet sind, sie doch dem Sinne und Gedanken nach allezeit beysammen wohnen, und damit das Ange-denken allezeit frisch bleibe, schicken sie einan-der ihre Bildnissen, und Abschilderung des Angesichts, damit das Herz sich stets desjeni-gen erinnere, was das Aug vor sich siehet. Noch sinnreicher ist die göttliche Liebe, denn sie macht auch jene Dinge möglich, die sonst unmöglich zu seyn scheinen. Wer hätte glau-ben sollen, daß der menschgewordene Gottes-

sohn, nachdem er beschlossen für das Menschengeschlecht zu sterben, und an dem Kreuze seinen Geist schon wirklich ausgeathmet, nachdem er durch seine Auffahrt die Erde schon wirklich verlassen hat, und seine Menschheit über alle Chöre der Engeln in dem Himmel erhoben worden, daß er noch unter uns Menschen auf Erden sich werde aufhalten können? doch was dem Menschenverstande unbegreiflich ist, hat die Liebe gewirket. Sie hat bey dem letzten Abendmahle ein Geheimniß gestiftet, und eingesetzt, kraft dessen der Sohn des ewigen Vaters täglich von dem Himmel auf die Erde vermöge seines Versprechens steigen muß. Der Priester spricht bey dem Opferaltare die heiligsten Worte der Einsetzung Christi, und Christus stellt sich dar unter den Brods-und Weinsgestalten, daß also täglich das Wunder der Menschwerdung auf eine gewisse Art erneuert wird. Dort stieg er herab in den jungfräulichen Leib Mariä, und da läßt er sich herunter bis in die Hände des Priesters, und auf den Opfertisch. Er schickt also seiner Braut, der edlen Menschenseele, nicht blos sein Bildniß, sondern er kömmt selbst zu ihr.

O allmächtige Liebe, wie sehr erniedrigest du den Allmächtigen! messet ab wenn ihr könnet, den Zwischenraum zwischen Himmel und Erde, so könnet ihr einiger massen ermessen die Riesenschritte Gottes, die er so oft machet, als das heiligste Hohopfer entrichtet wird. Groß war die Erniedrigung des Allerhöchsten in dem Geheimniße der Einfleischung des ewigen Wortes, aber noch größer bey der Verwandlung des Brods und Weins in den Leib und Blut Christi. Mein heiliger Bernardinus von Siena zeichnet uns eine Leiter ab, auf welcher er die Staffeln ansetzet, über welche er zu uns herabgestiegen: da das Wort ist Fleisch geworden, hat es sich gemacht zu unserm Mitgesellen, denn er ist uns Menschen gleich geworden, und in seinem Wandel wie ein Mensch befunden worden (d), wie Paulus sagt. Er hat sich von seinem Himmelsthrone herabgelassen auf die Lehrkanzel, wo er uns das Wort des Heils vorgetragen. Er hat sich gezeigt als einen Vater, da er uns durch die Gnade gebohren.

Er

(d) Philipp. 2.

Er hat sich uns gegeben zu einem Licht, welches die ganze Welt erleuchtet durch sein Wort und Beyspiel. Er hat sich uns einverleibet als ein Bruder, da er Fleisch von unserm Fleische an sich genommen. Er hat sich für uns dargegeben als ein Schlachtopfer auf dem Altare des Kreuzes. Was können wir noch von einem demüthigen Sohne Gottes erwarten? ist denn noch ein Grad zu seiner Verdemüthigung zu ersinnen? Ja jener ist es, den die Liebe erfunden hat: er hat sich selbst uns zur Speise überlassen, weil er sich in dem heiligsten Altarsgeheimniße zur innigsten Vereinigung mit uns gegeben hat.

Hier stehe still andächtige Seele, und betrachte das Kunststück der Liebe, an welchem sich die Allmacht fast erschöpfet hat. Jener, der den Seligen im Himmel sich durch die Liebe zu genießen giebt, reichet sich uns selbst zur Speise unserer Seele. Was hat Gott noch, so er uns könnte mittheilen? oder was können wir noch von ihm verlangen, nachdem er sich uns selbst geschenket hat? Nach der Erschaffung, und nach geschehenem Falle

Adams

Adams seufzte das Menschengeschlecht nach der Menschwerdung des ewigen Worts, nach der Menschwerdung verlangte unser Heil die allgemeine Erlösung. Nachdem aber auch diese vollbracht worden, und der Herr in der letzten Nacht seines Lebens dieses höchste Geheimniß eingesetzt, so hatte er nichts mehr übrig, was er uns übermachen konnte, und konnte seine Liebe nicht mehr tiefer sich herunter lassen, als sie sich wirklich herunter gelassen hat. An dem Kreuze hat der sterbende Gottessohn für uns gegeben seinen Leib zum Brandopfer für unsere Sünden, sein Blut zu unserer Erlösung; nach dem Tode hat er aus seinem eröffneten Herzen noch den letzten Tropfen Bluts mit Wasser vermischet vergossen, damit er die Welt überzeuge, daß, da er die Seinige geliebet, er dieselbe geliebt hat bis zum Ende. Hier aber giebt er nicht nur einmal, sondern täglich seinen Leib und Blut, er giebt sich nicht nur zum Opfer wie auf dem Berge Golgotha, sondern zur Nahrung unserer Seele. O! rufet da auf ein vor Verwunderung entzückter Bernardus: o unermessene Zärtlichkeit der Liebe! er hat alles gethan, was er hat können

nen, er hat alles gegeben, was in seinem Vermögen war, er hat sich uns ganz, wie er ist, selbst dargegeben. O Liebe! o Abgrund der Liebe! ihr heilige Engel! richtet hier zwo Säulen von dem kostbarsten Saphir auf, und ätzet in dieselbe mit unauslöschlichen Buchstaben diese Worte ein: Hier ist das Ende der Liebe.

Doch nein! haltet inne! wir haben noch den letzten Grad der Liebe nicht geschaut, denn sie ist noch weiter gegangen. Wir wissen, daß obschon die gütige Natur eine freygebige Mutter aller Menschen ist, doch jenes, was sie niedliches und geschmackes hervorbringt, nicht allen insgemein zu Theil werde, sondern daß ihre bostbare Bissen, so sie in der Luft, in dem Wasser, auf den Auen und in den Gefihlden der Wälder erzeugt, nur für die Tafeln der Großen unserer Welt bestimmet seyn, und daß hiezu nicht alle ohne Unterschiede zugelassen, sondern nur jene als Tafelmäßig erkennet werden, die über andere an Adel oder Würde aussehen. Hätte nicht Gottessohn bey seinem himmlischen Gastmahle, bey welchem er

selbst

selbst die Speise und der Gastgeb ist, seine Freygebigkeit also einschränken können, daß nur den Geistlichen, und den Ansehnlichen dieser Welt dabey zu erscheinen erlaubt wurde, alle andere aber davon ausgeschlossen wären? Aber nein! der für alle gestorben, wollte auch allen ohne Ausnahme sich zur Speise geben. Das Uebermaaß göttlicher Liebe gestattete nicht, daß ein so kostbares herrliches Geschenk nur erhabenen Personen lediglich sollte zu Theil werden, sondern er hat solches mit einer ganz besondern Freygebigkeit allen mittheilen wollen, wie er uns versichert durch den Evangelisten Lukas, da er in der Person des Königs gesprochen: gehe auf die Strassen und Gassen der Stadt hinaus, und führe die Arme und Presthafte, die Blinde und Lahme herein. Ich will und verlange, daß mein Leib allen und jeden, wer es immer seyn möge, ohne Unterschied hingegeben werde. Du magst also dürftig seyn an zeitlichen Gütern, schlecht von Herkommen, in einem unglücklichen verworfenen Stande, arm an Gaben der Natur, oder sonst noch so elend und armselig, so bist du bey der Tafel, so

dir

dir Gott bereitet, ein werther Gast. Sehen wir hier nicht abermal eine Vorbildung jener himmlischen Freytafel, wo Gott sich seinen Auserwählten durch den Genuß seiner Liebe mittheilet? denn wie dort im Himmel die Seligen sich ohne Neid und Eifersucht in Gott durch die ganze Ewigkeit erfreuen mögen, also am Tische des Herrn mögen alle ohne Ausnahme der Personen die göttliche Speise genießen.

Und wie ist denn itzt uns zu Herzen, da wir hören, daß uns der gütigste Gott in diesem heiligsten Abendmahle einen Vorgeschmack der himmlischen Glückseligkeit vorbereitet? soll in uns nicht eine heiße Begierde zu dieser sakramentalischen Freytafel zu brennen anfangen? Wie begierig fielen nicht unsere ersten Aeltern in die verbothene Frucht, da sie hörten, daß sie durch den Genuß derselben zur Gottheit könnten aufsteigen, indem ihnen die Schlange vorzischte: esset, und ihr werdet seyn wie die Götter. Es war dieses ein Betrug der Hölle, durch welchen unsere Stammältern sind getäuschet worden. Uns ist dieses Glück vorbehalten worden, daß wir durch die Nie-

ßung

fung des Brodes des Lebens gleichsam vergöttert werden, wie Rupertus der Abt sagt. Esset, hat Christus gesprochen, und ihr werdet durch die Gnade seyn, was ich aus der Natur bin, nämlich Kinder Gottes. Warum sind wir denn so langsam, unserm Gott in dem heiligsten Sakrament uns zu nähern, da er mit so zarter Sehnsucht auf uns wartet? warum erscheinen wir so selten bey dem Tische des Herrn? warum warten wir, bis das compelle intrare in unsern Ohren klingt, und die Kirche mit ihrer Strafruthe uns zu der österlichen Kommunion jagt? wie viele aus unsern lauen Christen machen ihre kahle Ausreden gleich jenen eingeladenen Gästen, deren einer sich entschuldiget, ich habe ein Landgut gekauft, ich muß dasselbe besuchen; ein anderer, ich habe Ochsen eingehandelt, ich muß dieselbe prüfen; der dritte brauchte gar den Vorwand: ich habe ein Weib genommen, deßwegen kann ich nicht kommen. Könnten wir manchem Christen in das Herz sehen, würden wir nicht fast gleiche Ausflüchten erblicken, warum sie sich von ihrem sakramentalischen Gott oft so lang entfernen? Nämlich die Zwiebel und

Knoblauch Aegyptens schmecken unsern neutestamentischen Israeliten besser, als das himmlische Manna.

Zweyter Theil.

Irdische Seelen! wie lang werdet ihr noch auf der Erde umherkriechen? warum richtet ihr nicht eure Gedanken in die Höhe, wie das Feuer seine Flammen? eine so große Liebe verdienet ja endlich eine Gegenliebe, und jener, der aus Liebe unser auf die Erde gestiegen, ist wohl würdig, daß auch wir unsern Geist zu ihm schwingen. Die Liebe hat ihre Flügel, mit denen sie zu dem Geliebten flieget. Wer da weis, was Lieben heißt, der wird auch wissen, daß das Herz mehr dort ist, wo es liebet, als wo es athmet. Deswegen unsere irdischen Liebhaber immer zu klagen pflegen, daß ihnen das Herz geraubet ist, und doch ob sie schon nach ihrer Redart ohne Herz leben, sind sie doch stets in Bewegung, sie können nicht ruhen, bis sie bey dem Geliebten sind, sie gehen, nein! ich irre, sie fliegen über

Berg

Berg und Thal, sich dem geliebten Gegenstande zu nähern. Allein dieß ist eine niederträchtige und oft viehische Liebe, die mit all ihren Bemühungen doch niemal in die Höhe steigt. Uns wäre es zu einer schlechten Ehre, wenn wir erst von so knechtischen Liebssklaven die Kunst zu lieben lernen wollten. Der Schöpfer hat uns ein Herz in den Busen gelegt, welches einer reinern Liebe fähig ist, und welches seine Begierden zu dem wahren und höchsten Gut richten kann. Die Stärke dieser Liebsneigung hat David in sich gefühlet, da er aufgerufen: wer wird mir Flügel wie einer Taube geben, daß ich hinfliegen und ruhen könne (e)? Aus gleichem Tone ließ sich der afrikanische David der große Augustin hören: du hast uns o Herr! zu dir geordnet, und mein Herz ist unruhig, bis es in dir ruhet.

Wo aber soll unsere zarte Gegenliebe zu Gott mehr rege werden, als dort, da Gott selbst die Stärke seiner Liebe zeiget, indem er sich würdiget zu uns zu kommen, und sich mit

(e) Psal. 54.

uns innigst vereinigen will, wie er selbst bekennet, wer mein Fleisch isset, und mein Blut trinket, der bleibt in mir, und ich in ihm (f). Glückseligste Vereinigung, welch heilige Anmuthungen sollst du nicht in uns gebähren in jener beglückten Zeit, da Gott mit uns ist? gewißlich die Seligen im Himmel werden durch eine unzertrennliche Liebe also eines mit Gott, daß sie von der Gottheit gleichsam durchdrungen, und vergöttert werden, wodurch sie in den glückseligen Zwang gesetzet werden, daß sie nichts anders können wollen, als was Gott will, nichts anders können lieben, als was Gott liebt; denn gleichwie ein siedheisses Wachs, wenn es mit einem andern vermischet wird, nur zu einer Massa wird, und wie das Eisen, wenn es in dem Kohlfeuer gehitzet wird, selbst scheinet Feuer zu seyn, also werden auch die auserwählten Himmelsinnsaßen von der Gottheit nicht nur durchstralet, sondern auch in dieselbe gänzlich versenket. Aber auch wir Wanderer auf Erden können einen Theil dieser Glückse-

ligkeit

(f) Joann. 6.

ligkeit genießen, wenn wir nur wollen; denn wir genießen eben jenen Gott, in welchem sich die Heiligen im Himmel ergötzen. Wie? soll denn unser Geist noch an der Erde kleben, und nicht vielmehr sich in die Höhe schwingen, zu eben jener Zeit, da wirklich der Himmel sich öffnet, und der Sohn Gottes in unser Herz herabsteigt? wären wir dort in dem Speissale auf dem Berge Zion zugegen gewesen, da der liebvolle Gottessohn das erstemal sein Fleisch und Blut seinen Jüngern gereichet, welcher Andachtseifer hätte nicht unser Herz entzündet? in welche helle Liebsseufzer wären wir nicht ausgebrochen? wären wir nicht vor Freude und Trost auſſer uns selbst gerissen worden? nun aber empfangen wir eben jenen Gott in dem heiligsten Altarsgeheimniße, der sich selbst bey dessen Einsetzung den Aposteln gegeben. Wie? soll denn unsere Seele noch auf Erde umherkriechen, und nicht vielmehr ihre Begierden in die Höhe richten? thun wir denn Engeldienst, da wir den König der Engeln anbethen, so müssen wir auch mit den Engeln auf der Leiter Jakobs zu Gott aufsteigen.

Und es mangelt uns nicht an der Weise, wie wir zu Gott uns zur Zeit der heiligen Kommunion erheben sollen; denn solche hat uns schon gelehrt ein heiliger Basilius, da er über das nächtliche Gesicht des Patriarchen Jakobs seine Gedanken also ausdrücket: die Leiter, sagt er, ist die Aufsteigung zur Vollkommenheit (g). Der Gipfel derselben ist die reine Liebe Gottes. Die Staffeln sind die zehen Grade der Verläugnung der Welt und seiner selbst. Der erste Grad ist, daß wir in unserm Herzen allem Irdischen absagen, auf daß wir mit den Aposteln sagen können, siehe wir haben alles verlassen. Der zweyte, daß wir alles Zeitliche vergessen, da wir wirklich Gott in unserm Herzen haben. Der dritte, daß wir nach dem Beyspiele des Apostels alle Freuden der Welt, und alle ihre Scheingüter nicht höher achten, als Gassenkoth. Der vierte, daß wir ausziehen alle unordentliche Liebe zu den Geschöpfen, auch so gar zu unsern Freunden. Der fünfte, daß wir nach dem Rath Christi unsere eigene Seele hassen, das ist,

daß

(g) S. Basil. in Psal. 1.

daß wir bereit seyn aus Liebe Gottes eher zu sterben, als ihn zu beleidigen. Der sechste, daß wir entsagen unserm eigenen Willen und Urtheile. Der siebente, daß wir uns entschließen unsere Begierlichkeiten abzutödten nach dem Befehle unsers Heilands: wer mir will nachfolgen, verläugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich. Der achte ist, daß wir von Christo lernen sanftmüthig und von Herzen demüthig seyn. Der neunte, daß wir ohne Eigennutz und Ausnahme lieben unsern Nächsten, auch so gar unsere Feinde. Der zehende ist, daß wir Gott anhangen, und uns gänzlich mit ihm vereinigen. Hier hast du, andächtige Seele! die Staffeln, über welche du zu Gott sollest aufsteigen, da derselbe zu dir herabsteiget. O würde unser Geist zur Zeit der göttlichen Heimsuchung bey Empfangung des Engelbrodes sich in diesen Gemüthserhebungen öfters üben, wie bald würden wir in ganz andere Menschen verwandelt werden! wir würden uns über uns selbst schwingen, und die ganze Welt mit einem verachtenden Blicke anschauen.

Aber leider! wir bleiben noch immer die alte irdische, und sinnliche Menschen, so oft

wir auch die Speise der Engeln genießen. Moses da er von der Ansprache, so er mit Gott auf dem Berge hielt, zurück kam, war in seinem Angesichte so glänzend, daß ihn die Israeliten mit freyem Auge nicht anschauen konnten. An uns, so oft wir auch mit Gott durch Genießung seines Fleisches und Blutes handeln, merket man keine Stralen der Heiligkeit, sondern nach so vielen heiligen Kommunionen sind wir noch so frostig und kalt, wie vorhin. Was ist doch die Ursache, daß wir so wenig von der göttlichen Salbung bey dem öftern Genuße dieses höchsten Geheimnisses fühlen? darf ich es sagen? es fehlt halt wiederum an dem lebhaften Glauben, und eben darum gebricht es uns auch an einer reinen Liebe; denn hätten wir einen wahren Begriff von der Hoheit dieser Gnade, indem Gott sich würdiget uns heimzusuchen, würden nicht alle Regungen unsers Herzens von einer heiligen Innbrunst entflammet werden? allein da unser Herz ein kalter Eiszapfen ist, gehen wir zum Tische des Herrn fast wie zu einer andern Tafel. Wir sind weit mehr geflissen unsern Leib zu schmücken, wenn wir von einem Höhern

zu Tafel geladen werden, als wir uns Mühe kosten lassen, unsere Seele mit Tugenden zu zieren, da wir zu Gott selbsten gehen. Unsere ganze Vorbereitung besteht in etwelchen Gebethen, die wir mehr aus Gewohnheit als Andacht herabplaudern. Haben wir auch Gott wirklich bey uns, wie kurz ist die Zeit, die wir diesem göttlichen Gast gönnen? wie träg und faul sind unsere Anmuthungen, sich in die Höhe zu schwingen? wo sind die Buß- und Liebsthränen, mit denen wir gleich einer Magdalena die Füsse unsers Jesu waschen?

O möchten wir doch begreifen, wie viel uns daran gelegen ist, daß wir allezeit mit geflissener Vorbereitung und brennender Andacht das heiligste Sakrament empfangen! denn machen wir itzt in unsern gesunden Lebenstagen uns aus dem wahren Eifer keine Uebung, wie werden wir dort auf dem Sterbbette erst zu brennen anfangen, da uns die letzte Wegzehrung gereichet wird, und Gott das letztemal in unserm Leben uns heimsucht? ist itzt unser Herz so kalt, so wird es gewiß dort nicht hitziger werden, wo der kalte Schrecken des Todes dasselbe umringen wird. Haben wir aber

in unsern gesunden Lebenstagen es schon zu einer Gewohnheit gemacht, mit wahrer Innbrunst zum Tische des Herrn zu treten, so werden wir auch dort unsere letzten Kräfte noch sammeln, und unser mattes Herz anfeuren, um Gott das letztemal würdig zu empfangen. Wir werden dort mit Trost unserer Seele sagen können, was der alte Simeon gesprochen, als er den kleinen Jesum auf seine Arme zu nehmen die seltene Gnade hatte: **nun entlassest du o Herr deinen Diener (h), weil nicht** nur meine Augen durch den Glauben den Heiland gesehen, sondern weil ich ihn auch in meinem Herzen empfangen habe. Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir. Gehe hin meine Seele, fürchte dir nicht; denn Gott ist bey dir, gehe hin in die Ewigkeit und geniesse dort ewig, was du hier zeitlich in dem heiligsten Sakrament zum Theile verkostet hast.

Also ist es H. H. der freygebigste Himmel giebt uns einigermassen den Vorgeschmack der ewigen Glückseligkeit in dem heiligsten Altarsgeheimnisse zu verkosten, wie ich in meinen zwo kurzen Reden erwiesen. Das Traumgesichte

eines

(h) Luc. 2.

eines Jakobs hat uns schon diese höchste Gnade vorgeschildert; denn wie er mit geschlossenen Augen Gott gesehen, so können auch wir durch einen blinden und lebhaften Glauben einen gegenwärtigen Gott hier schauen; und wie er in seinem Elend durch diese himmlische Erscheinung ist gestärket worden, daß er zu allem Ungemach unempfindlich wurde, so sucht uns auch Gott in diesem Jammerthal heim, und giebt sich selbst uns zur Speise, auf daß wir auf dem Wege zum Himmel nicht verschmachten, dieß ist das Wunder seiner größten Liebe. Gott steigt zu uns herab, hier ist der letzte Grad seiner Liebe. Wir müssen zu ihm aufsteigen, dieß fodert unsere schuldigste Gegenliebe. Lasset uns also mit Jakob aufstehen, und diesen Ort, wo Gott durch ganze vierzig Stunde sich uns zeiget, mit zartester Andacht und tiefester Ehrfurcht heiligen (i). Lasset uns nach dem Rath eines Paulus zu diesem wundervollen Geheimniße hinzutreten mit aufrichtigen Herzen, in einem vollkommenen Glauben, das ist, mit einer lebhaften Erinnerung eines grossen Gottes, welcher in diesen Brodsgestalten

(i) Hebr. 10.

seine höchste Majestät verhüllet. Lasset uns dieses höchste Gut mit einer gebeugten Demuth, und tiefester Ehrfurcht stets anbethen.

Du aber, heiligster Gott, laß dir die unermüdete Andacht dieses deines Volkes gefallen, welches in diesen drey Tagen in abgewechselten Schaaren das Opfer der Unterthänigkeit hieher bringt. Höre die Bittseufzer dieser eifrigen Anbether, die von allen Ecken der Stadt in dein Haus eilen, dir durch ihr innbrünstiges Gebeth zu huldigen. Laß ihre Bittstimmen in dein liebvolles Herz dringen, indem sie mit der heiligen Kirche zu dir rufen: die Seele Christi heilige uns, der Leib Christi mache selig uns, das Blut Christi tränke uns, das Wasser der Seiten Christi wasche uns, das Leiden Christi stärke uns, o liebster Jesu erhöre uns, in deinen Wunden verberge uns, von dir laß nimmer scheiden uns, vor dem argen Feind beschütze uns, in der Stunde des Todes rufe uns, auf daß wir zu dir kommen, und mit deinen Heiligen dich ewig loben.

A M E N.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verzeichniß

der eingeschlichenen Druckfehler.

Seit	Zeile		Lies
9	11	ist es nicht nur	ist es nur
11	4 und dein erstes Nichts		und in dein erstes Nichts.
12	1	wenn wir ehrliche Mitbürger	wenn wir ehrliche Weltbürger
13	10	sein Leben erhalten	seine Gesundheit erhalten
34	22	nicht vor Gott, sondern nur vor die Welt	nicht für Gott, sondern nur für die Welt.
42	7	omissum fuit	ist er nicht allwissend.
48	11	verbergen zu können	verbergen könnest.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Muzner, Jucundin, 1721-1799

P. Jukundin Muzners Franziskaners der oberdeutschen Provinz, Fastenpredigten

Bd.: 2

Augsburg 1784

Hom. 1042-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460866-2
VD18 90189485